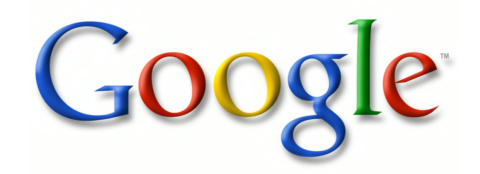
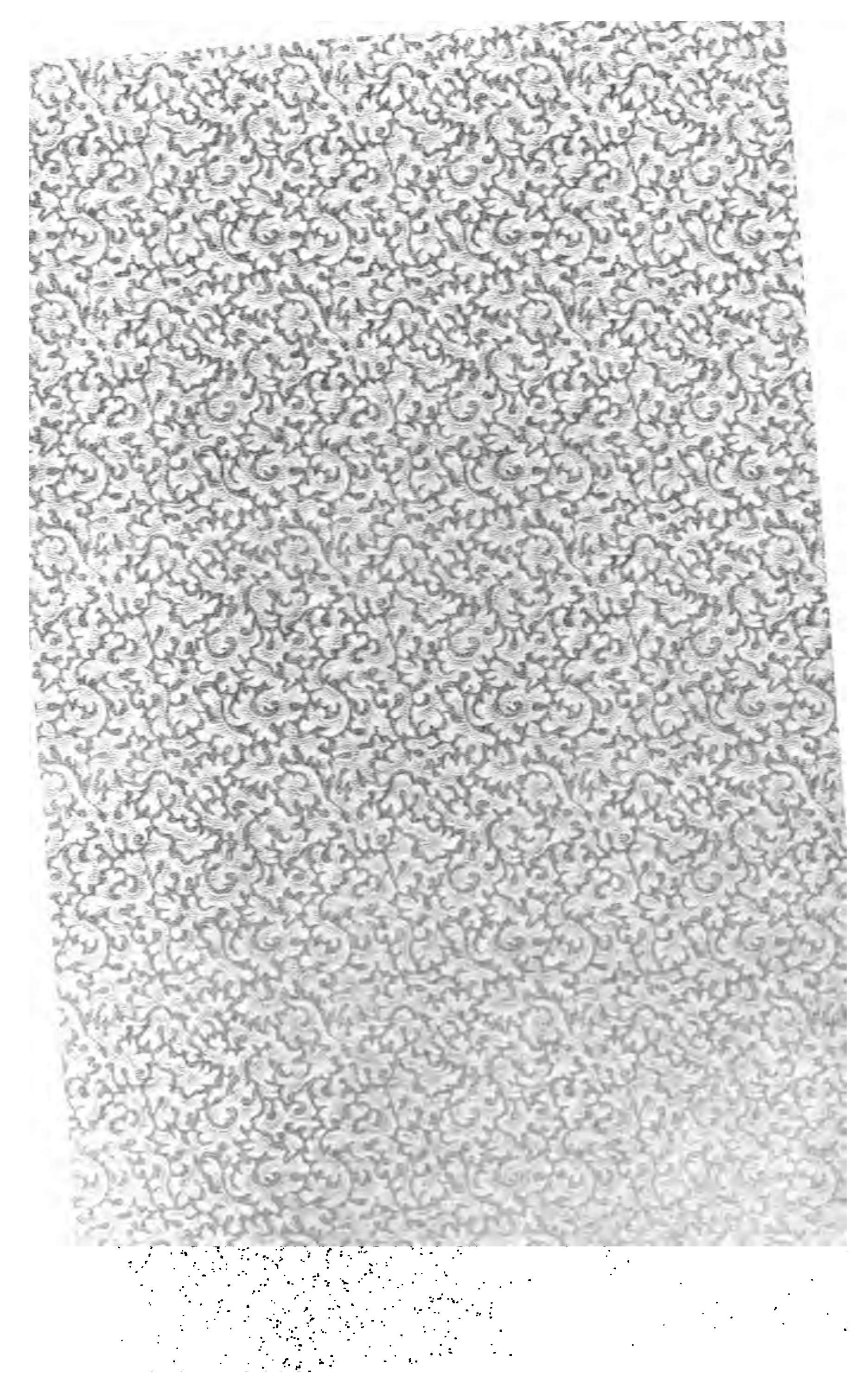










In demselben Verlage ist erschienen:

Weimar's

klassische Stätten.

Ein Beitrag

zum Studium Goethe's

und unserer klassischen Literatur-Epoche.

Von

Robert Springer.

Preis 1 Thaler.

Die klassischen Stätten

von

Jena und Ilmenau.

Ein Beitrag zur Goethe-Literatur.

von

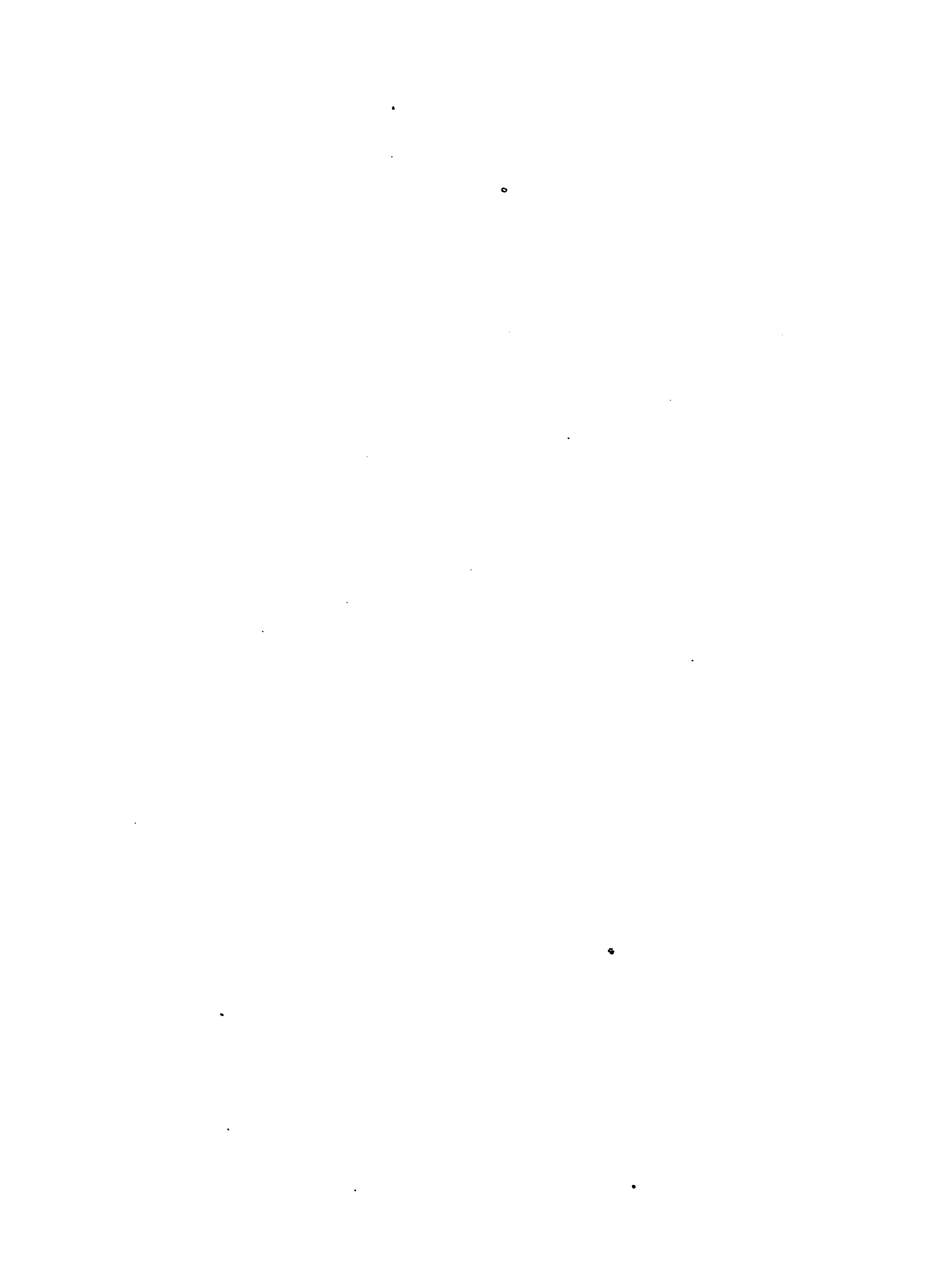
Robert Springer.

„Wieviel wird die Nachwelt von Dir auszuspüren haben, da Du so unstät gelebt hast und jedes Fleckchen mit Deinem Geiste besiegelt!" Knebel an Goethe.

„Die Sehnsucht wächst und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen."
Goethe (Wiederholte Spiegelungen).

Berlin 1869.
Verlag von Julius Springer.
Monbijou-Platz 3.

Inhalt.



Einleitung.

Wie möchte sich hier in diesem Saale voll glänzend blutiger Schlachtgemälde von David, Horace Vernet und Deveria wohl ein Bildchen von unserm Meyerheim ausnehmen, etwa jenes Bildchen, wo ein Mädchen die heranfliegenden Täubchen füttert, oder ein andres, welches die vom Felde heimkehrenden Schnitter darstellt, oder jenes, auf welchem eine Mutter glücklich lächelnd auf ihr Kind am Busen hinabblickt? So fragte ich mich, als ich im historischen Museum zu Versailles stand und Frankreichs Geschichte, in glorreichen Schlachten dargestellt, mit einem Blick übersah. Das war die hastige, närrische, blutige Geschichte Frankreichs, die ich dort erblickte, ein Theil der närrisch wüthenden sogenannten Weltgeschichte. Um jenes Bildchen von Meyerheim aber, sagte ich mir nach kurzer Ueberlegung, würden sich eine Menge Beschauer auch hier sammeln; nur der Troß, von Waffenglanz und Schlachtengetümmel geblendet, von Ruhmesdünkel aufgebläht, würde an diesem Bildchen achselzuckend vorübergehen; die gewiß geringe aber edlere Zahl der Beschauer würde sich unwiderstehlich gefesselt fühlen von dieser einfachen Darstellung der Menschengeschichte, die weniger anspruchsvoll aber doch größer ist als die Geschichte Frankreichs, als die Weltgeschichte.

Eine ähnliche Frage stellte ich mir, als ich das vorliegende Werkchen vollendet hatte: „Wie wird sich dieses Büchlein ausnehmen unter dem Geplätscher und Gebrause der Gegenwart, wo ein Augenblick fortschwemmt, was der vorhergehende gebracht hat; unter den Parlaments-Almanachen, den Abhandlungen über den norddeutschen Bund und den deutschen Zollverein, den Darstellungen des Feldzugs von 1866, welche jetzt noch vorherrschend den Büchermarkt füllen?





Die klassischen Stätten

von

Jena und Ilmenau.

Ein Beitrag zur Goethe-Literatur.

von

Robert Springer.

„Wieviel wird die Nachwelt von Dir auszuspüren haben, da Du so unstät gelebt hast und jedes Fleckchen mit Deinem Geiste besiegelt!“ Knebel an Goethe.

„Die Sehnsucht wächst und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen.“
Goethe (Wiederholte Spiegelungen).

Berlin 1869.
Verlag von Julius Springer.
Monbijou-Platz 3.

Einleitung.

Wie möchte sich hier in diesem Saale voll glänzend blutiger Schlachtgemälde von David, Horace Vernet und Deveria wohl ein Bildchen von unserm Meyerheim ausnehmen, etwa jenes Bildchen, wo ein Mädchen die heranfliegenden Täubchen füttert, oder ein andres, welches die vom Felde heimkehrenden Schnitter darstellt, oder jenes, auf welchem eine Mutter glücklich lächelnd auf ihr Kind am Busen hinabblickt? So fragte ich mich, als ich im historischen Museum zu Versailles stand und Frankreichs Geschichte, in glorreichen Schlachten dargestellt, mit einem Blick übersah. Das war die hastige, närrische, blutige Geschichte Frankreichs, die ich dort erblickte, ein Theil der närrisch wüthenden sogenannten Weltgeschichte. Um jenes Bildchen von Meyerheim aber, sagte ich mir nach kurzer Ueberlegung, würden sich eine Menge Beschauer auch hier sammeln; nur der Troß, von Waffenglanz und Schlachtengetümmel geblendet, von Ruhmesdünkel aufgebläht, würde an diesem Bildchen achselzuckend vorübergehen; die gewiß geringe aber edlere Zahl der Beschauer würde sich unwiderstehlich gefesselt fühlen von dieser einfachen Darstellung der Menschengeschichte, die weniger anspruchsvoll aber doch größer ist als die Geschichte Frankreichs, als die Weltgeschichte.

Eine ähnliche Frage stellte ich mir, als ich das vorliegende Werkchen vollendet hatte: „Wie wird sich dieses Büchlein ausnehmen unter dem Geplätscher und Gebrause der Gegenwart, wo ein Augenblick fortschwemmt, was der vorhergehende gebracht hat; unter den Parlaments-Almanachen, den Abhandlungen über den norddeutschen Bund und den deutschen Zollverein, den Darstellungen des Feldzugs von 1866, welche jetzt noch vorherrschend den Büchermarkt füllen?

Zur Beruhigung gereichte mir die Ueberzeugung, daß jetzt gerade, wo neben jener ephemeren Literatur die Werke unserer großen Klassiker zum ersten Male unter die ganze deutsche Nation verbreitet werden, mein Buch Vielen willkommen sein müßte. Aber auch ohne diesen Umstand — sagte ich mir — würde das Buch seine Leser ebenso gut wie ein Meyerheimsches Bild seine Beschauer finden, weil es immer ein Publikum giebt für das Bleibende in der Menschengeschichte.

Beim Anblick der vielen Gedenktafeln, welche sich seit dem Jahre 1858 in übergroßer Anzahl an den Häusern Jena's zeigen und die Wohnungen bezeichnen aller berühmten Professoren und Denker, welche in dieser „Metropole aller tieferen und höheren Erkenntniß und Wissenschaft“ längere oder kürzere Zeit geweilt haben — beim Anblick aller dieser Gedenktafeln befestigte sich der Plan, den ich meinem Buche zu Grunde gelegt hatte. Ich konnte mich um all die berühmten Herren Professoren nicht bekümmern, sonst wäre es mir auch wohl gar umgekehrt ergangen wie Jenem, der ausging, seines Vaters Esel zu suchen und einen Professor fand. Nur Diejenigen, welche in unmittelbarer Beziehung, in bedeutungsvoller Berührung mit der höheren Blüte unserer Literatur standen, konnte ich in Betracht ziehen, nicht die übrigen, so groß ihr Werth und ihre Bedeutung für die Wissenschaft auch sonst gewesen sein mochte.

Mein Buch bezieht sich ausschließlich auf unsere klassische Literatur-Epoche, welche man gewöhnlich als die siebente Periode bezeichnet, auf „Weimar-Jena, die große Stadt“, — wie man zu Goethe's Zeiten zu sagen pflegte, und ganz besonders auf Ihn, der in dem Briefwechsel der Prinzessin Caroline mit Schiller's Gattin nur mit dem Namen „der Meister“ bezeichnet wird. Auf Ihn, den Meister unserer Literatur und Bildung, auf die Stätten, die er geweihet, auf die Männer, mit denen er verbündet war, habe ich mein Augenmerk gerichtet. Aus diesem Grunde nenne ich mein Buch, ähnlich wie die vorjährig von mir verfaßten „Weimar's klassische Stätten,“ — einen Beitrag zu Goethe-Literatur; aus diesem Grunde auch widmete ich eine genauere Besprechung einem Manne, der Goethen am nächsten stand und auf dessen Kunst-Ideen zurückzuschauen wohl nicht überflüssig ist in einer Zeit, wo unsere Künster „sich hingeben der Garderobe des Tages.“

Den Zweck, die Stätten jener Blütezeit der Erinnerung zu bewahren und ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, habe ich bereits in meiner Einleitung zu „Weimar's klassischen Stätten“ genügend erörtert. Man hat mir beigestimmt, indem man jenes Buch beifällig

aufnahm. Aus dem vorliegenden Werke wird man ersehen, wie schwer, oft unmöglich es schon jetzt gewesen ist, einzelne Stellen aufzufinden; der Staubwirbel des Weltgetriebes wird immer mehrere derselben überdecken und verschütten. Die alten Tempel verschwinden und es bleiben oft nur die Nägel und Haken, an welche die Priester die Stirnbinde und den Talar hängten. „Sprich von Gott nicht zu der Menge!" gebot der Pythagoräer Sextus; nam vulgus abhorret ab hoc, sagt Lukrez; aber das Industrieleben macht wenig Umstände mit dem Schleier der Isis, mit der Wissenschaft Athens und der Politik von Creta; die Eisenbahn-Touristen überfluten allmählig die erhabenen Stätten, welche sich die Verehrer der geistigen Anmuth als Pilgrimsörter bewahrten und ein Schultze oder Müller wird dort seine physischen Secretionen, ein Salomonsohn seine poetischen Gehirn-Excrementa niederlegen wie an anderen Orten. Es ist Zeit, sie wenigstens für das geistige Auge, für die Erinnerung zu retten, denn „nicht rühmlich ist's dem Späterlebenden, — so spricht ein Redner zum Gedächtniß Vossens — wenn die Wohnung, wo ein Edler in stiller Einsamkeit über Welt und Nachwelt hin großartige Wirkungen schuf, wenn die heilige Erde, welcher die Hülle verbirgt, in der sein Geist erschien, unbeachtet ist."

Das Büchlein ist nicht allein für die Dilettanten in der Literatur bestimmt; wenn der eingeweihte Kenner auch Vieles darin findet, was er schon längst gewußt hat, so wird ihm das schier Vergessene wieder aufgefrischt, in der lichten Farbe des Tages überliefert, in einem Zusammenhange, der ihm neu ist und den er nicht leicht selber herstellen konnte. Denn ich habe außer der Autopsie eine Wünschelruthe gebraucht, die zerstreut und tief liegenden Schätze zu heben. Diese Wünschelruthe war der Fleiß, ein Fleiß, den mir kein Verleger lohnen, kein Kritiker beloben, kein großes Publikum würdigen kann und den ich nur aufwendete, „weil — mit Beethoven's Ausdruck — der Geist zu mir sprach." Ich kann von meinem Buche sagen, was jener Maler unter seine Bilder schrieb: in doloribus pinxi, oder wie Goethe seufzte, wenn ihm die geistige Arbeit sauer wurde: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben."

Diese Mühe aber soll auch nicht vorherrschend sichtbar sein, sondern das Buch möge den Eindruck machen wie jene friedlichen Gemälde, von denen ich oben gesprochen habe: „wie jene Geschichte — sagt Heinrich Heine — ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszei-

ten; eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist," — eine Geschichte, setze ich hinzu, die dennoch Raum hat in der Stube des Familienlebens, oder in der Hand eines taubenfütternden Mädchens oder auf dem friedlichen Antlitz des heimkehrenden Schnitters oder auf den wenigen Bogen des vorliegenden Buchs.

Berlin, im Juni 1868.

Der Verfasser.

Die große Eiche bei Martinroda.

Auf der Thüringischen Eisenbahn erfuhr ich dieses Mal nicht, wie im vorigen Jahre, solche politische Anregungen, die mich in meiner Einleitung zu „Weimar's klassischen Stätten" zu polemischen Anhieben und Ausfällen bewogen; Fechterstreiche, die einerseits als Meisterstückchen ironischer Darstellung belobt und zu gleicher Zeit als Verstoß gegen die politische Meinung des Tages mit Haß angefeindet, andrerseits mir von der stumm gemachten Minorität mit herzlichem Handdruck gelohnt wurden.

Unter meinen Reisegefährten befanden sich zwar auch Soldaten, aber jetzt Soldaten im Frieden, die keine ungewöhnliche Theilnahme oder Leidenschaft erweckten; Artilleristen, die von einem Urlaube nach Erfurt zurückkehrten. Sie waren angetrunken und störten durch ihr lautes Wesen; aber höchst erlustigend, auch rührend war die Sorge, mit welcher sie einen Hund, einen häßlichen kleinen Pünscher, vor den Eisenbahnbeamten zu verstecken suchten. Es half ihnen aber nichts: der Köter mußte ein Billet lösen und wurde zu seinen Mitgeschöpfen in den Hundekasten abgeführt. Dabei fiel mir Goethe's Distichon ein:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Darauf erwidert Arthur Schopenhauer:

Wundern darf es mich nicht, daß Manche die Hunde verleumden,
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.

Und der spanische Bellettrist Larra:

„Wer nie einen Hund gehalten hat, weiß nicht was Lieben und Geliebtsein ist."

Ich wollte nach Ilmenau. Die Eisenbahn führt jetzt schon von Erfurt nach Arnstadt; ich verließ den Waggon aber schon auf dem Bahnhofe der preußischen Festung und zog es vor, zu Fuß weiter zu gehen.

Wir haben seit zwanzig Jahren außerordentlich viel an Schnelligkeit gewonnen, aber auch unglaublich viel Anderes darüber eingebüßt. Wenn die Menschheit einst von Eisenbahn-Courierfahrten und Fabrik-Concurrenz ganz entnervt und ausgemergelt sein wird, dann sehnt sie sich sicherlich zurück in die patriarchalische Zeit, wo der Mensch den Raum nur mittelst seiner Füße oder mittelst der Beine thierischer Mitgeschöpfe maß. Mit den Eisenbahnen geht es uns wie mit den Fernröhren, welche die Objecte auch aus allem Zusammenhang mit der natürlichen Umgebung rücken; das sausende Dahinstürmen der Locomotive, so förderlich für den kosmopolitischen Humbug, ist weder unserer Nervenstimmung noch unserm Begriffsvermögen analog. Städte, Landschaften und Leute fliegen an unseren schwindelnden Blicken vorüber, ohne daß wir mit dem mütterlichen Boden bekannt würden.

Ich ging also zu Fuß und sah wieder freundliche Landstädtchen, wie Ichtershausen, in der Nähe und alte Burgtrümmer, spielende Bauernkinder und einen Ochsenkarren mit einem Joseph, einer Maria und einem Kindlein darauf, schier so wie Goethe sie in den „Wanderjahren" auftreten läßt; dabei meinte ich, daß es einem Dichter gar nicht schwer fallen könne, solche Gestalten mit Augen zu sehen, wenn er zu Fuß und nicht mit der Eisenbahn reist. Vor Arnstadt erblickte ich auch eine lebendige Illustration zu der Fabel von der Henne, die ihre ausgebrüteten Entenküchlein auf der Pfütze schwimmen sieht.

In Arnstadt lebt jetzt Willibald Alexis. Als ich seiner gedachte, mußte ich mich auch unwillkürlich seines verstorbenen Collegen Ludwig Rellstab erinnern, des Prototyps eines Journalisten und Schriftstellers vom Fach. Seit Lessing, der eigentlich der Erste war, welcher die berufsmäßige Schriftstellerei vertheidigte und zu Ehren brachte, ist den Berlinern erst wieder in Rellstab's Person ein tüchtiger Literat vorgekommen, der von seiner Feder lebte. Ein gewisser Hitzig, der Criminalrath in Berlin war und nebenbei schriftstellerte, ließ seine Meinung drucken, daß man Criminalrath oder irgend ein festgestellter Mensch sein müsse, um als Schriftsteller Etwas zu leisten; sein abmahnender Rath war besonders an einen jungen Mann gerichtet, welcher sich für den Beruf eines Schriftstellers bestimmen wollte. Derselbe folgte aber dem Rathe nicht und ist trotzdem ein tüchtiger Journalist geworden, während des Criminalraths literarische Verdienste wohl nicht schwer in die Waage fallen.

Dies Alles kam mir in den Sinn bei Willibald Alexis' Wohnort und beim Anblick jener Henne, die, wie der Criminalrath Hitzig, auch

eine feste Stellung hatte und sich warnend glucksend ereiferte gegen die leichtfertigen Entlein, welche sich auf die gefährliche Tiefe gewagt hatten.

Weiter schreitend, erblickte ich zur rechten Hand die alte Plauenburg; der Tag senkte sich aber, so daß ich, um nicht zu spät in Ilmenau einzutreffen, von einer Fahrgelegenheit Gebrauch machte: von einer bequemen Kutsche, die mich vor Martinroda einholte.

Die Chaussee von Arnstadt nach Ilmenau führt über Martinroda, wendet sich dann südwestlich und mit einem weit hervorspringenden Knie um den sogenannten Vogelheerd wieder südöstlich; an einer Ecke, wo der Martinroder Berg eine reizende Fernsicht nach der Elgersburg und dem Städtchen Plaue frei läßt, nimmt sie wieder die gerade südliche Richtung an.

Als ich an dieser Ecke vorüberfuhr, sah ich einen gigantischen, fast zweiglosen Baumstamm am Boden liegen. Es war dies die unter dem Namen der dicken oder großen Eiche bekannte Riesin der Pflanzenwelt, die nun, nach mehr denn tausendjährigem Waldleben, in altersschwacher Stunde vom Sturme niedergeworfen war. Im herzoglichen Schlosse zu Weimar ist sie von Preller gemalt; Herzog Karl August der Nimrod reitet mit seinem Parforcejagdgefolge daran vorüber. Director Schuchardt in Weimar erzählte mir, wie er dabei gewesen, als Preller den Baum gezeichnet, und wie er den Zeichner selbst bei dieser Gelegenheit abgebildet habe. Es hangt eine lange, fröhliche Geschichte voll Jagdlust und Hörnerklang aus Weimar's lustiger Zeit mit diesem alten Baume zusammen; ich sah sie mit dem Auge des Geistes, wie Preller sie gemalt: die alte Riesin mit ihrem gedrungenen Stamme, mit ihren theils verdorrten, theils frisch belaubten Zweigen, deren einen sie in schräger Richtung weit über den Wipfel hinausstreckte; vor meinen leibhaftigen Blicken aber lag sie nun da, kahl und öde, von allen Dryaden und guten Geistern verlassen.

Nach kurzer Zeit fuhr ich bei Abenddämmerung in das freundliche, stille, aber festlich aussehende Städtchen Ilmenau ein.

Ilmenau.

Alle Häuser in Ilmenau waren mit Tannengrün und Blumen geschmückt; man hatte das Pflaster aufgerissen und die schmucken Waldbäume vor die Häuser gepflanzt: dies Alles zur Verherrlichung des Einzuges der Großherzogin, die, nach vieljährigem Ausbleiben, einmal wieder durch die Stadt gefahren war, um auf dem nahen Jagdhause Gabelbach ihren Sommeraufenthalt zu nehmen.

Mein Zimmer im Gasthofe mußte ich heizen lassen, der Juli-Abend war bitter kalt. In dem Hause selber ging es noch so zu, wie ich es gern habe: man merkte nichts von einer aufdringlichen und doch nachlässigen Kellnerwirthschaft; eine blutjunge, freundliche Magd fungirte unter Aufsicht der Wirthin als Stubenmädchen und Kellnerin. Ich trat an das Fenster. Ein Frachtwagen holperte knarrend vorüber; eine Kuhheerde zog mit wohlklingendem Geläute nach den heimischen Ställen; dann wurde Alles still — so still, daß meine im Getöse und Getümmel der Weltstadt stumpf gewordenen Sinne allmälich wieder zu menschlicher Theilnahme erwachten und ich die Pforten meines Geistes wieder geöffnet fühlte.

Das Städtchen Ilmenau liegt am Fuße einer bedeutenden Höhe, welche die Sturmheide genannt wird und die östliche Ecke eines Höhenzuges bildet, der sich von Norden her erstreckt und sich in der Gegend von Arlesberg in zwei Arme theilt; der westliche begrenzt das Thal der alten Gera. Während die breiten Wiesenstrecken, die mit glänzenden Teichen geschmückt sind, der Umgegend einen freien, luftigen Charakter verleihen, giebt ihr jene Bergseite, mit dichtem Tannen- und Fichtenholz bewaldet, einen besonderen landschaftlichen Reiz. Für viele landschaftliche Staffagen in Goethe's „Wilhelm Meisters Lehrjahren", für noch mehrere in den „Wanderjahren", namentlich in der „Flucht nach Aegypten", will man die Originale in dieser Ilmenauer Gegend

gefunden haben. „Mächtige Felsen"; „Stellen, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendet"; „von der Sonne beleuchtete Gipfel der Fichten in den Felsengründen": — zu mehreren dergleichen landschaftlichen Andeutungen, wie sie in jenem Goetheschen Werke vorkommen, würden sich freilich viele entsprechende Naturscenen auf der Höhe der Sturmheide oder der westlich von der Stadt gelegenen Berggruppen auffinden lassen.

Im höheren Grade aber als die landschaftliche Staffirung findet sich in den „Wanderjahren" das Gepräge der Ilmenauer Leute und ihrer Gewerbe, namentlich des Bergbaues, ausgedrückt. Goethe hatte bald nach seinem Amtsantritt zu Weimar die Wiederbelebung des Ilmenauer Bergwesens angeregt und große Theilnahme dafür gezeigt. Es bewog ihn dazu nicht nur eine Vorliebe für diese Technik, sondern vorzugsweise der Drang, dem armen Volke zu helfen, mit dem er in jener Zeit vielfältig in nächste Berührung kam. Daß der wegen seiner Sparsamkeit bekannte und belobte Hof Weimar's doch, theils durch das Vorurtheil seiner Stellung bewogen, theils durch die unablässigen, fürstlichen Besuche genöthigt, mehr Geld brauchte, als sich mit der dürftigen Lage des Landes und seiner Bewohner vertrug, hatte Goethe in jener Zeit und später in vertrauten Briefen oft genug beklagt. „Ich sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, sehe, daß doch selbst dies ein behagliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so gehts weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann."

Aber auch dem Herzog selber hat Goethe seine Ansicht nicht verhehlt. In dem Gedicht „Ilmenau", welches seinem Gebieter gewidmet ist, bemitleidet er die in Erdenfesseln liegenden Geschöpfe: den Landmann, der den Samen dem leichten Sande anvertraut und seinen Kohl dem frechen Wilde baut, den kärglich gelöhnten Bergknappen, den vom Jäger tyrannisirten Köhler. In seiner wohlwollenden Sorge, den dürftigen Bewohnern der Ilmenauer Gegend eine Nahrungsquelle zu eröffnen, kam er auf den Gedanken, die Ausbeutung der dortigen Berge ins Werk zu setzen.

Den Kern des Gebirges bildet der Hornsteinporphyr, welcher Braunstein und Rotheisenstein, gemengt mit Schwer-, Fluß- und Kalkspath,

bedeckt. Dabei finden sich mächtige Anlagerungen von Thon- und Sandstein, Mergel und Kupferschiefer, und über denselben Zechstein, Gryphite, Gyps und Stinkstein. Unter diesem Todtliegenden aber hatte man schon in früher Zeit silberreiche Sanderze gefunden, und die sächsisch-hennebergischen Silbermünzen wurden aus dem Kupfer und Silber geprägt, welches der schon im 13ten Jahrhundert betriebene Bergbau gewann. Es war daher keine Chimäre, daß Goethe, unter Mitwirkung des Bergraths Voigt, den Herzog bewog, die durch Teichdurchbrüche und überwältigende Grubenwasser erlegenen Werke aufs Neue zu betreiben. Am 24. Februar 1784 wurde der Bau im Flötzgebirge der Sturmheide wieder eröffnet. Goethe hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, welche im Deutschen Museum vom Jahre 1785 veröffentlicht wurde, darin sagte er u. A.: „Endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst schon seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritt seiner Regierung und wir freuen uns um des guten Herrn so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt. — Glückauf! Wir eilen einem Platze zu, den sich unsere Vorfahren schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen, und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. — Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Reichthümern der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glückauf also, daß wir so weit gekommen sind.“

Nachdem er dann zu vorsichtiger und eifriger Theilnahme aufgefordert, fuhr er fort: „Kommt dereinst der Bergbau zu einem lebendigen Umtriebe, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Ilmenau wieder zu seinem alten Flor, so kann ein Jeder, er sei wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als

es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja, möge uns diese Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen und die Unsrigen dieses Segens genießen! — Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsre Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihren Tiefen verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewandt wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge."

Nach einer Mittheilung, welche der Engländer Lewes durch Eckermann erhielt, soll Goethe in dieser Rede stecken geblieben sein und eine Pause von wenigstens zehn Minuten gemacht haben, während welcher Zeit er aber die Anwesenden unter dem Zauber seines gebietenden, klaren Auges gebannt gehalten habe, daß Niemand zu lächeln oder zu zucken gewagt, dann sei er frei in der Rede, ohne irgend Verlegenheit zu zeigen, fortgefahren. Die Thatsache, daß Goethe bei dieser Gelegenheit in der Rede stecken geblieben, soll, nach glaubwürdiger Bestätigung, keinem Zweifel unterliegen; die angegebene Zeitdauer ist aber offenbar übertrieben und hätte sicherlich höchstens nach Sekunden gemessen werden können.

Der im Verein mit Voigt dem Ilmenauer Bergbau gewidmeten Jahre gedenkt Goethe freudig in der ersten Strophe des Gedichts, welches er dem Freunde zu seiner Jubelfeier im Jahre 1816 widmete:

Von Bergesluft, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels hochwaldiger Schlünde,
Im engsten Stollen wie in tiefsten Schachten
Ein Licht zu suchen, das den Geist entzünde,
War ein gemeinsam köstliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?
Und manches Jahr des stillen Erdenlebens
Ward so zum Zeugen edelsten Bestrebens.

Der neu eröffnete Bergbau gab zwölf Jahre lang eine ziemlich befriedigende Ausbeute an Erzen; im Jahre 1796 aber ereignete sich ein Bruch im Martinroder Stollen, wodurch die Aufschlagewasser gestaut und der Schacht auflässig wurde. Damit war die ergiebige Nah-

rungsquelle für das Volk jener Gegend versiegt, und es traten magere Jahre ein, bis man in neuester Zeit wieder den Betrieb erfolgreich auf Steinkohlen, Eisen und Braunstein richtete.

In jenen Tagen, als der wiedererweckte Bergbau blühte, gleichzeitig mit der Jugendlust des Herzogs Karl August und Goethe's, war Ilmenau und seine Umgebung die Stätte froher, ungebundener Vergnügungen, deren sich der Großherzog noch an seinem Jubiläumstage lebhaft erinnerte, wobei er sich jener Rührung hingab, welche die frohen Jugenderinnerungen im Greisenalter erwecken. Nicht selten zog der Herzog mit seinen Getreuen im Jagdzuge vom Martinroder Berge hinunter, an den spiegelnden Teichen und Wiesenstrecken von Ilmenau vorüber und wieder hinauf in die dunkle Tannenholzung. Nach der Jagd wurde am Fuße eines Felsens Rast gemacht und die Dienerschaft errichtete kleine Hütten aus Baumästen, mit Tannenreisig gedeckt, zu leichtem, nächtlichen Obdach; lustige Feuer flackerten auf und die frische Jagdbeute drehte sich am Bratspieße. In dem erwähnten Gedicht „Ilmenau", welches Goethe bei seinem Aufenthalte zu Ilmenau im September 1783 dem Herzoge zum Geburtstage widmete, hat er, obgleich sein Eifer für solche Vergnügungen schon erkaltet war, doch meisterhaft eine solche Scene geschildert. „Es ist darin", erzählt er später, „eine nächtliche Scene vorgeführt, nach einer halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße des Felsens (die Tradition bezeichnet die Stelle noch auf dem Kickelhahn) kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern bedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerhand trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der Schlanke mit den langen, feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlafe. Ich selbst saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlung von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schrift „Werther" angerichtet."

Das Lager ist in den Versen dargestellt:

Wo bin ich? ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestrecket.

Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Die Schilderungen der Personen fand Goethe noch im Alter, vier Jahre vor seinem Tode, außerordentlich getroffen.

Die Begleiter des Fürsten: Ludwig von Knebel, den Hofmeister des Prinzen Konstantin, den kräftigen, braven, liebenswürdigen aber misantropischen Timon, und Siegmund von Seckendorf, den übermüthigen Kammerherrn, damals noch ein Tollkopf von unerschöpflicher Dichterlaune, zeichnen die Verse:

Wie nennt ihr ihn? Wer ists, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Zirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Sprache spricht.

Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt
Und seine langen, feingestalten Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Bald wird der umschauende Dichter des schlafenden Fürsten selbst gewahr:

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.

Weiter den zwanzigjährigen, ungestüm gährenden Herzog zeichnend, fährt er fort:

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:



Ein edles Herz vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst, und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.

— — — — — — — —

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft;
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.

Doch spricht der Dichter auch die Hoffnung aus, daß der Fürst, eingedenk seiner Stellung, sich selber einschränkend, über sein Land den Segen zu einer beglückenden Ernte ausstreuen werde, ja, im Spiegel seiner poetischen Vision die Zukunft erschauend, verkündet er Ruhm dem Fürsten; Glück den Seinigen. —

Bei seinen häufigen Besuchen Ilmenau's wohnte Karl August jedenfals in dem Schlosse, welches bis vor etwa dreißig Jahren am Ende der Schloßstraße stand. Unweit der Stätte steht jetzt auf einem freien Platze das stattliche Wohnhaus des Forstmeisters Fritsche, jetzt des Försters Mäslein; auch hier hat der Herzog zu wiederholten Malen gewohnt.

Die Herzogin Amalie besuchte ebenfalls gern Ilmenau.

„Die Herzogin Amalie ist vorgestern nach Ilmenau abgegangen, vermuthlich um sich bei dermalen eingefallenem nassen Wetter in den dortigen Tannenwäldern zu erlustigen"; schreibt Wieland im Herbst 1779 an Merk. Die Naturherrlichkeit der Umgegend erweckte auch die Neigung des Leipziger Oeser, den die Herzogin gern als Gast bei sich sah. Im Juli 1780 schreibt sie an Knebel: „Mein alter Oeser ist bei mir gewesen. Er war sehr vergnügt und heiter und hat mir wieder gar schöne und herrliche Sachen mitgebracht. Im Herbst kommt er vielleicht wieder, um mit mir nach Ilmenau zu gehen, welche Gegend er sich sehr zu sehen wünscht."



Knebel's Wohnung.

Zwei der Jagd- und Lustgefährten des Herzogs faßten eine so innige Liebe zu dem Bergstädtchen, daß sie dasselbe zu häufigen Besuchen, ja zu dauerndem Aufenthalte erwählten. Durch Goethe's öfteres Verweilen und Knebel's siebenjährigen Wohnsitz hat Ilmenau auch noch für unsere und spätere Zeiten eine culturhistorische Bedeutung erlangt.

Nicht nur die Begleitung des Herzogs, sondern auch seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien, seine mineralogischen und oryktognostischen Ausflüge hatten Knebel oft nach Ilmenau geführt.

Ludwig von Knebel, dessen Familie aus dem Belgischen stammte, wurde 1744 auf dem Oettingischen Schlosse Wallerstein geboren, wo sein Vater fürstlicher Kanzler war. Seiner niederländischen Abkunft erinnerte er sich im reiferen Alter nicht ungern und im Jahre 1789 schreibt er an seine Schwester: „Jetzt fühle ich zuweilen einen kleinen Ahnenstolz, wenn ich bedenke, daß unsere Familie doch eigentlich aus den Niederlanden stammt und wir Niederländer sind, da unsere Landsleute sich so brav halten und sich nun gänzlich frei gemacht haben."

Seine Erziehung erhielt er in Ansbach. Nachdem er in Halle studirt hatte, trat er 1763 in preußische Militairdienste, wurde Offizier und lebte zehn Jahre in Potsdam. Ueberdrüssig der einseitigen, preußischen Politik jener Tage und müde des einförmigen Treibens, das nur durch den Umgang mit Ramler, Gleim, Jacobi, Moses Mendelssohn und Nicolai einige geistige Würze erhielt, nahm er 1773 seinen Abschied und begab sich nach Weimar, wo er in freundschaftliches Verhältniß mit Wieland trat.

Im nächsten Jahre wurde er, auf den wiederholt geäußerten dringenden Wunsch der Herzogin Amalie, Erzieher des Prinzen Constantin und machte mit demselben eine Reise nach Frankreich. Ihnen schloß

sich der achtzehnjährige Herzog Karl August von Sachsen-Weimar an, welcher in Begleitung des Oberhofmeisters Grafen Görz, des Oberstallmeisters von Stein und anderer Hofleute nach Karlsruhe reiste, um die Prinzessin Luise als Braut zu begrüßen. In Frankfurt am Main veranlaßte Knebel eine Zusammenkunft zwischen dem Erbprinzen Karl August und Goethen. Obgleich er sich aber die möglichste Unabhängigkeit ausbedungen hatte, so mußte er doch schon auf dieser Reise mancherlei Unbilden und Intriguen seitens des Grafen Görz erleiden. Eingedenk solcher Erfahrungen äußerte er sich einmal brieflich: „Ich kenne diese Welt von langen Zeiten her, und es giebt nichts Schlechtes, das sie nicht wie ein Gewerbe treiben."

Nach seiner Rückkehr lebte Knebel mit seinem Zöglinge drei Jahre auf dem Gute Tiefurt bei Weimar, welches er durch Verschönerungen und Anpflanzungen zu dem herrschaftlichen Wohnsitze umschuf, den späterhin die Herzogin Amalie zu ihrem Lieblingsaufenthalte wählte. Als er nach dem Tode seines fürstlichen Zöglings eine lebenslängliche Pensionirung mit dem Charakter eines Majors erhalten hatte, unternahm er eine Reise in die Schweiz, wo er mit Lavater, Geßner, Bodmer und mit Lavater's Schüler, dem Züricher Archidiaconus Tobler, Umgang pflog. Zurückgekehrt, weilte er abwechselnd in Jena und Ansbach. Unzufrieden mit seiner wirkungslosen Stellung, beabsichtigte er, in auswärtige Civildienste zu treten, aber seine Weimarer Freunde riethen ihm ab. Goethe machte ihn darauf aufmerksam, daß eine kleinliche Amtsbeschäftigung, wie solche ihm in Aussicht stand, seinem inneren Berufe nicht entsprechen würde, aber auch Karl August selber mahnte ihn in einem Briefe zum Bleiben. Dieser Brief legt schon allein ein so vollgültiges Zeugniß von des Fürsten edler, rein menschlicher Gesinnung ab, daß es nicht überflüssig erscheinen kann, wenn derselbe hier vollständig mitgetheilt wird. „Ist's möglich, — schreibt Karl August — daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradenwegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen sehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die Andern nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem

laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben.

„Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, wäre es rühmlich und besser, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Knie, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht sind. Durch dieses glauben wir denn unsere Existenz zu erfüllen und unsern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm springen, statt uns selbst wohl zu erhalten, um Jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand vom festen Boden her fortzuhelfen.

„Keiner mag dann seine Natur richtig erkennen; der Eine, zu fröhlichem Zurufen bestimmt, will in den Schlamm, und das Lastthier will auf den festen Weg, um sich zu sonnen. Ersterer, indem er tragen will, wozu seine Schultern nicht gewöhnt sind, statt sich seiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt stecken und versinkt unnütz und leidend, während das letztere, den Platz des ersten erhaltend, aus lauter Wohlsein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Aktenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir denn nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

„Sind wir bloß zu Ambossen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns glei-

chen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusamengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe ebenso sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa auch daneben das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden kannst, Du habest uns nie dergl. Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder unentbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehen oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Haus, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzlistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? nimmst Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetzt? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Giebt es eine Natur die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur fern befürchten zu müssen, ist's dann nicht weiser, auszuhalten, als auf's Ungewisse, das sich nicht einmal in die Ferne hin übersehen läßt, zu wagen? Wem bist du mehr Nutzbarkeit

schuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützest Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was Du für sie thatest, und Dich ihnen fremd und abgebunden machst? — Achtest Du Dich denn so gering, oder hältst Dich so für allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hangt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht an den Weg zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklichen, keine Stunde; gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen erwarten und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinehirten, beim Feuer, hinter einer Schüssel des besten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

„Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?“ —

Knebel ließ sich durch diesen Brief zum Bleiben bestimmen. Wenngleich er in Bezug auf den Lebensunterhalt in einer abhängigen Stellung verharrte, so war ihm doch einerseits der Hof für die Erziehung des Prinzen Constantin ebenso wie jedem andern pensionirten Diener verpflichtet, andrerseits hatte der Herzog selber durch jenen edlen, liebenswürdigen Brief einen Wunsch ausgesprochen, der sich nicht ohne Kränkung zurückweisen ließ. Knebel's Natur neigte zu sehr zu jener beschaulichen Selbstbildung in ungestörter Ruhe und Befreiung von Tagesfrohne, als daß er nicht hätte willig annehmen sollen, was jeder Geistigbegabte und Edeldenkende vom Schicksal zu fordern berechtigt wäre. Er nahm nun seine übrige Lebenszeit ein friedliches Lager in seinem Asyl ein und beschränkte sich in seiner Lebensweise, seinen äußeren Verhältnissen angemessen, auf bescheidene Bedürfnisse, auf geistige Genüsse an Natur und Wissenschaft und auf den Umgang mit Freunden, von denen der beste, neben dem Herzog, niemals aufhörte, ihm hülfreich zu sein. Goethe, der stets edel und hülfreich war, ohne es die Betheiligten auch nur merken zu lassen, verschaffte ihm durch den Her-

zog die Mittel zu einer Reise, stand ihm in allen Geldangelegenheiten mit Rath zur Seite, beschenkte ihn mit merkwürdigen Mineralien, räumte ihm nicht selten eine Wohnung in seinem eigenen Hause ein und wirkte unablässig dahin, dem alten Freunde eine behagliche und auskömmliche Lage zu verschaffen, deren er sich auch bis zu seinem Lebensende erfreute. Er lebte einige Jahre abwechselnd in Weimar und Jena. Aber die geringe geistige Uebereinstimmung mit seinen Weimarischen Freuden, die Unlust am Hofleben, vornehmlich wohl seine abweichende Ueberzeugung erweckten in ihm die Sehnsucht nach einem entfernteren, stilleren Aufenthalt. „Mein einziger Wunsch und Bitte ist, — schreibt er — mich unter diesen Umständen nur nicht in Weimar weiter fortleben zu lassen. Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu suchen, denn allem Anscheine nach werden die Umstände beschwerlicher."

Im Jahre 1798 (nicht 1796, wie in der Einleitung zu seinem literarischen Nachlaß vermerkt ist) wählte er, des Hoftreibens müde, zu beschaulichem Naturgenuß neigend und durch seine nur mäßige Pension auf ein bescheidenes Leben hingewiesen, das reizende Städtchen zu seinem Wohnsitze, und vermählte sich, schon im vorgerückten Alter, mit der am Weimarischen Hofe beliebten Kammersängerin Luise von Rudorf. Zu seiner Einrichtung erhielt er vom Hofe ein Anlehen von 1500 Thlr., das ihm allmälich von seiner Pension in Abrechnung gebracht wurde. „Am 9. Februar", schreibt er an Goethe, „habe ich mich bei Bergrath Voigt mit Luisen trauen lassen, die Tags zuvor spät in der Nacht hier ankam, da sie den Wagen im Walde zerbrochen hatten. Ich nahm dieses als letztes Zeichen des bösen Geistes, der uns bisher so tückisch verfolgt hatte. Seitdem bin ich glücklich, froh und heiter, und sie ist es auch".

Die Verbindung Knebel's mit der ehemaligen Kammersängerin wurde übrigens von manchen Seiten mit scheelen Blicken angesehen. Die Meinung, daß sein Verhältniß zu Goethe dadurch kühler geworden, läßt sich wohl aus dem Briefwechsel der beiden Freunde widerlegen; dagegen trat eine förmliche Spannung mit der Schwester Henriette ein. Wie andere Weimarische Geister darüber urtheilten, ergiebt sich aus den Worten, welche Fritz von Stein an Schiller's Gattin schrieb: „Ueber die Begebenheiten unseres Freundes Knebel, eines élégant savant et homme du grand monde, habe ich sehr gelacht. Wenn mir es nicht sehr glaubenswürdige Leute geschrieben hätten, so würde ich es für ein Märchen halten, daß er in einem einsamen Bergstädtchen, vis à vis von einer passirten Actrice und einigen Kindern lebt."

Inniges Behagen beglückte den wunderlichen Philosophen, von dem er seinem Freunde zu wiederholten Malen Kunde giebt: „Alles läßt mich hier einen zufriedenen Aufenthalt ahnen, und deine gute Sorgfalt ist mir hierin auch schon zuvorgekommen." Im März desselben Jahres: „Indessen haben wir hier (zu meiner Verwunderung) Blümchen aller Art schon lang in diesem Monat gehabt. Die Kleeblümchen und Primeln fand ich gleich zu Anfang dieses Monats in dem kleinen Garten, den ich mir gemiethet habe." Dieser Ton wird wieder und wieder angeschlagen. „Es steht ganz gut in unsern Bergen", schreibt er im Sommer 1798, „und wir würden Freude haben, Dich auch einmal darin zu sehen. Für mich sind sie ein Symbol der Ruhe, das bei gegenwärtigen, fluctuirenden Zeiten sich gar wohlthätig dem Gemüthe realisirt." Seiner Schwester Henriette schreibt er noch im Frühjahr 1798 die lockende Einladung: „Es ist so schön hier, daß man nichts als Verse machen möchte. Komm nur herunter und hilf mir dazu! Schon sind wir täglich in unsern grünen Wäldern, obgleich noch der Schnee auf den Wipfeln der Berge liegt. Auch die Drosseln pfeifen schon in den hohen Wäldern." Auch der Winter hat am Fuße der Tannenwälder seine Reize: „Hier leben wir fort", meldet er, „unter einem wunderbaren Himmel. Die Abwechselungen sind stark und zum Theil vehement. Indeß gewähren sie meiner Aussicht das seltsamste oft ergötzendste Schauspiel. Neulich sah ich bei großem Schnee die ganze mir gegenüberliegende südliche Seite der Berge, beim glänzenden Untergange der Sonne, in den schönsten und auffallendsten, blauen Farbenschatten. Auch die Nebel und Wolken ergötzen durch ihre Abwechselung. Die electrischen Wirkungen in der Atmosphäre scheinen stärker auf diesen Höhen zu sein, als in den niedrigen Gegenden. Vielleicht tragen auch die vielen Harzwälder dazu bei. Die Wolken haben nur sehr selten die einförmigen, langweiligen Formen, die sie um Weimar haben." Einige Tage später: „Hier haben wir seit ein paar Tagen sehr kalt; zumalen war es so in letzter Nacht. Die Abwechselung der Witterung und Stellung der Sonne geben hier schöne Schauspiele und Decorationen. Ich habe fast alle Morgen eine neue. Wenn ich doch ein Maler wäre, um das Interessante dieses nordischen Himmels darzustellen! Wenn z. B. bei meist heiterm Himmel sich die Nebel und Dünste zum Theil mit der Atmosphäre, zum Theil mit der Höhe des Bergwalls vermischen, daß man nicht weiß, wo jene anfängt und diese aufhört, und die untergehende Sonne diese Mischungen noch seltsamer und bunter macht." Nur ungewöhnliche Strenge der Natur vermag

in ihm ein vorübergehendes Gefühl der Oede zu bewirken: „der ungeheuer dicke Schnee, indem er uns gleichsam in unsere Wohnung eingekerkert hat, hat auch die Seele mehr in sich zurückgehalten und die äußern Berührungen von uns entfernt. Heute löst sich die allgewaltige Kraft mit heftigem Regen und Thauwind, und ich wage es, zu Dir über das Wasser zu setzen." An Böttiger schreibt er: „Grüßen Sie den trefflichen Wieland, bei dem ich so oft im Geiste bin! Ich wollte, er könnte sein Oßmannstedter Schloß hierher wälzen; wir würden vielleicht beide vergnügter dann sein; denn hier ist gerade so viel, wie man in unsern Jahren und bei unserer Denkungsart von den Menschen noch braucht, und man sieht sich von seinen leidenden — passiven Freunden nicht zu sehr entfernt und doch von den übrigen faecibus humanitatis separirt."

Die Zurückgezogenheit scheint ihm naturgemäß immer lieber zu werden; die Ereignisse in Weimar sind ihm fern liegende, aber interessante Dinge, und kommen ihm, wie jetzt uns die in London und Paris, durch Nachricht und Mittheilung zu. „Wir leben übrigens — schreibt er im Februar 1802 — nach Art der Troglodyten hier in unsern überschneiten Höhlen und hören nur von den Wundern in Weimar;" — ein anderes Mal: „Ich komme nicht aus meinen umgrenzenden Bergen und habe auch vor der Hand nicht Lust, mich daraus zu entfernen. Ich habe weiter kein sonderliches Verhältniß zu den Menschen, außer daß ich mir einen Freund hierher wünsche. So spinne ich den stillen, nicht sehr bedeutenden Faden meines Lebens fort und suche allmälich meine kleinen Bemühungen an's Licht zu bringen, — womit es mir gelingen möge."

Es fehlte indessen dem alten Timon nicht gänzlich an Besuchen, denn die Freunde fühlten sich wohl in dem gastlichen Hause, und die brave ungekünstelte Gutmüthigkeit des Wirths erfrischte und entschädigte für manchen Zwang, den das Weimarische Hofleben unvermeidlich mit sich führte.

Goethe gedenkt schon in den Briefen, die er in den Jahren 1782 und 1783 aus Ilmenau an Knebel schreibt, „der guten Zeiten, vermischt mit bösen Stunden", die er dort mit dem Freunde genossen. Nachdem derselbe sich dort angesiedelt, folgt er zuweilen seiner herzlichen Einladung. Der poetisch gestimmte Gerning besuchte Knebel nach einer italienischen Reise und „heitert sein brauneres Colerit mit hellern Farben auf." Im Jahre 1789 weilt der alte Holzschuher, ein Nürnberger Freund, längere Zeit bei Knebel; auch August Herder

machte einen Besuch. Im nächsten Jahre besuchten ihn Einsiedel aus Weimar und Jean Paul Richter auf seiner Reise nach Hildburghausen auf dem Hin- und Herwege; der Herzog spricht bei ihm ein, über den er an Goethe schreibt: „Er war nach seiner Art freundlich und gut; auch blickte zuweilen Empfindung durch, wo sie nicht durch den allgemeinen Weltton, den er sich anzueignen suchte, gehindert wurde.“ Herder nimmt in diesem und im folgenden Jahre seine Gastfreundschaft in Anspruch, und beide Männer wirken gegenseitig wohlthätig. „Auch Herder war hier“, meldet Knebel an Goethe, „und hat mich höchst erfreut. Sein freundlicher Besuch hat auch in meinem Hause viel Gutes gestiftet und vieles zur Vernunft und Ruhe gebracht. So viel vermag zuweilen die Gegenwart eines braven Mannes.“ Herder dagegen dankt für die liebevolle Aufnahme mit den Worten: „Der Tag in Ilmenau, die Hin- und Herreise und daß ich Sie wieder gesehen, wieder gehört, Alles hat mir körperlich und geistig wohlgethan; die Früchte müssen wir in Geduld erwarten.“ In Bezug auf den zweiten Besuch schreibt er: „Die Tage, die wir bei Ihnen genossen, schweben mir wie Zaubereien vor; ich frage mich, ob sie waren?“ — Im Jahre 1802 besuchte ihn auch seine geliebte Schwester Henriette, welche, mit des Bruders Wahl der Gattin nicht einverstanden, längere Zeit in einem gespannten Verhältniß mit ihm gestanden hatte. Völlig ausgesöhnt kehrte sie nach Weimar zurück und schrieb dem Bruder: „Ich denke noch stets an Dein freundliches und wohl eingerichtetes Haus und an die lieben Bewohner, die mich mit so viel Güte aufnahmen und bewirtheten.“

Durch die Vermittelung dieser Schwester veranlaßte die Prinzessin Karoline, welche von ihr erzogen worden, daß Knebel auf dem Kirchhofe zu Ilmenau der verstorbenen Sängerin Corona Schröter, — der gefeierten Sängerin, welche Goethe in seinem Gedichte auf „Mieding's Tod“ verherrlicht hat, ein Denkmal setzen ließ. Die Prinzessin wollte nicht als Stifterin genannt sein und bat Knebel, ihr zugute zu halten, daß sie auch ein wenig politisch wäre. Knebel gab der Prinzessin eine Andeutung zu der Zeichnung des Grabsteines, welche dieselbe entwarf, und besorgte die Inschrift. „Die Zeichnung der Prinzessin“, schreibt er, „ist allerliebst, voll Anmuth, Sinn und Verstand. Sie sagt durch Bilder, was Worte gar wohl verschweigen können. Ich werde mir Mühe geben, daß nach und nach Alles zu Stande kommt. Statt des Kranzes möchte vielleicht ein Lorbeerzweig hinlänglich sein. Man findet solches auf Antiken.“ Das Grabmal kam zu

Stande. An den vier Ecken des Grabsteins befinden sich eine Harfe, ein Lorbeerzweig, ein Schmetterling und ein Thränenkrug. Auf dem Stein stehen die Worte: „Hier ruhet Corona Schröter, gest. den 23. August 1802." Die Schwester dankt schließlich für des Bruders Bemühung: „Prinzeßchen und ich sagen Dir tausendfältigen Dank für Deine gütige Sorgfalt mit dem Leichenstein. Es war auch das Einzige, womit wir der guten Schröter für ihre Liebe und für so viele angenehme Stunden, die wir noch oft vermissen, unsern Dank bezeigen konnten."

Knebel bewohnte in Ilmenau zuerst ein Quartier auf dem Markte, wie er schreibt „in dem Hause, das eine angenehme, französische Familie vor mir bewohnt haben soll. Das Quartier ist artig, nur wird es ziemlich enge werden." Im Mai 1800 meldet er Goethen, daß er „näher den untern Regionen und dem Walde zu" ziehen werde, und am 23. Juni: „Seit ich mein neues Quartier, sonst am Ententeich, jetzt in der Allee, bezogen habe, bewohne ich ein eigenes, nicht unfreundliches Zimmerchen, wenn es Dir einmal beikommen sollte, Deine Ilmenauer Berge wieder zu besuchen." Hier wohnte er bis zu seiner Uebersiedlung nach Jena, welche er schon der Schwester im September 1803 im Voraus ankündigte: „Meine Hauswirthin, die mir aus Bosheit und gegen den Contract vor einiger Zeit das Haus aufsagte, das ich nicht verlassen wollte, hat nun infame und teuflische Mittel hervorgesucht, um mir das Haus zu verekeln. Sie sind größtentheils schuld an meiner Unpäßlichkeit. Ich werde also von hier ziehen und zwar nach Jena; doch eher nicht als Mitte künftigen Sommers. Ich habe dem guten Griesbach schon wegen eines hübschen Quartiers für mich geschrieben."

Ueber Knebel's Wohnung wurden mir die verschiedensten und widersprechendsten Nachweisungen zutheil. Man bezeichnete mir als solche den jetzigen Sächsischen Hof. Der Bürgermeister von Ilmenau dagegen erzählte mir, daß er vor mehreren Jahren, durch eine Schriftstellerin aus Magdeburg veranlaßt, Nachforschungen angestellt und erfahren habe, daß Knebel in dem Hause des Kaufmanns Karl Förster in der Schloßstraße, vormals dem Bergmeister Ried gehörig, gewohnt habe. Herr Diakonus Alberti, der mich bei meinem Nachsuchen auf die bereitwilligste und gefälligste Weise unterstützte, hatte in Erfahrung gebracht, ein stattliches Haus neben dem Gasthause zum Schwan, unweit der Stadtkirche, dessen Besitzerin gegenwärtig ein Fräulein Hertum ist, sei Knebel's Wohnung gewesen. Bergrath Mahr sprach mit ziemlicher Ueberzeugung die Vermuthung aus, Knebel habe in den letzten Jahren

seines dortigen Aufenthalts in dem Wenzelschen Hause in der Allee (Lindenstraße), Goethe dagegen bei seinem zeitweisen Verweilen in dem gegenüberliegenden Mühlengebäude gewohnt; darauf passe auch die bekannte Anekdote von den Mehlsäcken. In allen diesen Gebäuden konnte mir Niemand über diese Angelegenheit Auskunft geben: Knebel und sein Aufenthalt in Ilmenau war der jetzigen philiströs-naiven Generation völlig unbekannt. Auch bestritt der Herr Bürgermeister, der jetzige Eigenthümer des Mühlengebäudes, nicht nur, daß Knebel ihm gegenüber, sondern auch, daß Goethe in seinem eigenen Hause gewohnt hätte. Letzteres, gab er an, sei erst im Jahre 1819 in seinem jetzigen wohnlichen Zustande hergestellt worden, früher aber nur ein Mühlengebäude gewesen, in dessen oberen unwirthlichen Räumen Goethe unmöglich gehaust haben könnte; der Scherz mit der Mehlsackbarrikade sei ihm nicht unbekannt, aber die Thatsache, wenn solche wirklich geschehen, müßte eher in die sogenannte Lindenmühle, in der Nähe des früheren Schlosses zu verlegen sein.

Trotzdem ist doch genügender Grund vorhanden, der Vermuthung des Bergraths Glauben zu schenken, daß Knebel im Wenzelschen Hause, Goethe in der gegenüberliegenden Mühle gewohnt habe. Daß diese Behausung trotz ihrer Beschränkung Goethen genehm gewesen, kann nur derjenige begreifen, welcher das Waldhäuschen auf dem Kickelhahn oder seine Wohnung in Berka gesehen hat und weiß, wie geringe Ansprüche Goethe auf Bequemlichkeit bei einem nur kurzen Aufenthalte macht. Das Wenzelsche Haus ist ein herrschaftliches Gebäude, dreizehn Fenster in der Fronte. Bei meinem späteren Aufenthalt in Jena theilte mir Herr Fr. Frommann mit, daß ihm vor dreißig Jahren als Knebel's Wohnung in Ilmenau ein Haus in der Lindenstraße bezeichnet worden, welches nur die schmale Seite der Allee zukehrte und mit dem hinteren Ende sich unmittelbar an den Berg lehnte.

Daß Knebel in den letzten fünf Jahren in der Lindenstraße gewohnt, ergiebt sich aus seinem oben angeführten Briefe an Goethe, vom Mai 1800, worin er die Wohnung der Lage nach „näher dem Walde" bezeichnet und sogar die Straße „Allee, sonst Ententeich," nennt. Die Lindenstraße heißt in Ilmenau noch heute allgemein „Allee" oder „Entleich", (woraus der Herausgeber der Knebelschen Briefe vielleicht irrthümlicher Weise „Ententeich" gemacht). Dafür spricht auch Goethe's Brief, den er bei seinem letzten Aufenthalte in Ilmenau aus seinem Quartier in der Allee an Knebel richtete, worin es heißt: „Deine liebe werthe Sendung, theuerster Herr und Freund, kam glücklicher Weise mir

in dem Augenblick zu Händen, als ich, in Ilmenau am Fenster stehend, Deine Wohnung, wo Du an dem trefflichen Werke schon gearbeitet hattest, in der Nähe sehen und den Platz davor in seiner grünen Baumreihe wieder erkennen durfte."

Knebel verweilte hier noch bis 1805, und übersiedelte dann nach Jena. Im Jahre 1813 schreibt Goethe nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Ilmenau an Knebel: „In Ilmenau habe ich sieben sehr vergnügte Tage zugebracht, und die Erinnerungen alter Zeit waren mir sehr wohlthätig; sie ist lange genug vorbei, so daß nur das, was eigentlich fruchtbar in ihr lebte, für die Einbildungskraft übrig geblieben ist. Das Gute, was man beabsichtigte und leistete, ist in allen Hauptpunkten wohl erhalten und fortgesetzt worden. Dein Andenken blüht ja auch daselbst und man spricht noch von manchen guten Tagen."

Dieses einst blühende Andenken ist aber jetzt völlig verwelkt und erstorben. Der alte Philosoph, der sich lieber an dem Anblick der Berge und in der Beschäftigung mit Lucrez und Properz als an dem Umgange mit dem Menschenkehricht ergötzte, ist in Ilmenau verschollen; der Mann, der durch den Verkehr und durch die Besuche vortrefflicher Menschen ausgezeichnet wurde, ist doch dem Andenken der Nachfahren so fern geblieben, daß sich nicht einmal eine seiner Wohnungen in der Tradition erhalten hat. Die Welt des Willens und der Thatsachen bezeichnet die Stätten, wo Völkerschlächtereien vorfielen, in Ueberlieferungen und mit Monumenten, aber die Pflugschar der Alltäglichkeit geht vernichtend über die Gefilde, die der Intellect geheiligt hat, und der Idealist muß sich mit dem begnügen, was — wie es in jenem Goetheschen Briefe heißt — „für die Einbildungskraft übrig geblieben ist."

Das Goethe-Zimmer im goldenen Löwen.

Goethe, weil er bedeutender war und sich auch in späteren Jahren, nach Knebel's Fortgange, in Ilmenau gezeigt hat, steht freilich noch dort in Andenken, doch ist ebenfalls nur die Wohnung, die er kurz vor seinem Tode innegehabt, mit einem Wahrzeichen versehen. Es lebt noch ein Zeitgenosse, der auch in persönlichem Verkehr mit ihm gestanden hat: der hochbetagte Bergrath Mahr, ein schöner Greis, der sich trotz seinem Alter noch ungewöhnliche Geistesfrische bewahrt hat. Knebel hatte er nicht gekannt; von und über Goethe erzählte er mir Manches, das mir zum Theil neu war. Er hatte ihn in Ilmenau oft schon am frühen Morgen beschäftigt gefunden, Manuscripte, die ihm Knebel eingeschickt, durchzulesen. Hier in Ilmenau habe er sich durch die Nachtwächter belästigt gefühlt (wenn ich nicht irre, erzählt Goethe dies von seinem Aufenthalt in Göttingen). Goethe habe zu Knebel's Zeiten in einem Mühlengebäude gewohnt, und der neckische Freund habe einstmals veranlaßt, daß ihm die Hausthür mit Mehlsäcken barrikadirt und der Ausgang ganz verhindert worden sei.

Herr Mahr ist in Goethe's Selbstbiographie mit Anerkennung erwähnt. Von ihm erhielt Goethe einen merkwürdigen Steinkohlenstamm geschickt, den er längere Zeit in seinem Gartenhause verwahrte und dessen er auch in einem Briefe an Zelter gedenkt. Goethe, erzählte der Bergrath, hätte anfänglich nur geringen Werth auf diese Curiosität gelegt, bis der Werth derselben durch Humboldt und andere wissenschaftliche Autoritäten anerkannt worden war. Als ich des Gartenhauses in Weimar erwähnte, erinnerte sich Mahr, daß drei Schüler der Leipziger Thomasschule dem Dichter einst dort ein Gesangständchen gebracht hätten. Er sei darüber so erfreut gewesen, daß er jedem der Sänger ein Exemplar von „Hermann und Dorothea" zum Geschenk gemacht habe. Auch den Cantor aus Berka, der, wenn er nach Weimar kam, Goethe

Bachsche Fugen vorspielte, hatte Mahr gekannt. Bei solchem Geschmack an rein scholastischer Musik mußte Goethe doch ein tieferes Verständniß der Tonkunst besitzen, als man gewöhnlich glaubt. Davon giebt auch Zelter Kunde, der zu ehrlich war, um Goethen eine bloße Schmeichelei sagen zu wollen, indem er ihm schrieb: „Wie es Dir mit Deinen Schauspielern geht, so geht es mir mit der Sing-Akademie. Bin ich unter ihnen, so habe ich kein Urtheil; höre ich sie am dritten Orte, so möchte ich sie zerschmeißen, und schon deswegen möchte ich Dich einmal gerne hier haben, weil Du der einzige Mensch bist, auf dessen Urtheil in der Müsik ich etwas halte."

Die Allee, welche nach der Südwestseite ausläuft, ist die glänzendste und belebteste Straße Ilmenau's und wird von einer doppelten Lindenreihe durchzogen. Die Gebäude sind durchweg stattlich, darunter das sogenannte Hotel, das Mühlengebäude des Bürgermeisters, die Dittmarsche Conditorei, wo sich die ziemlich zahlreichen Fremden, die jetzt wieder die Kaltwasserbäder besuchen, bei schönem Wetter im Freien versammeln. Tritt man von der Bergseite her in die Lindenstraße, so liegt am Ende derselben zur rechten Hand der Gasthof zum Löwen, in welchem das dort befindliche Postamt einen regen Verkehr unterhält. In dem Zimmer No. 1 im oberen Stockwerk hat Goethe seinen letzten Geburtstag verlebt, auch von hier den erwähnten Brief an Knebel geschrieben. Man hat das Zimmer seitdem in passender Weise geschmückt und als „Goethe-Zimmer" bezeichnet. Auf dem Schranke steht Goethe's Büste, an deren Fuße das Datum 28. August 1831 eingeschrieben ist. Die Zimmerwände zieren Bildnisse von Herder, von Schiller und Lotte, eine Abbildung des Rietschel'schen Monuments in Weimar, Schwerdgeburth's Goethe und Karl August und andere Darstellungen der literarischen Koryphäen jener Epoche.

Goethe, als er dieses Zimmer bewohnte, war seit beinahe 20 Jahren zum ersten Mal wieder in Ilmenau. Es war vielleicht ein Ahnungsdrang, der ihn trieb, von den Stätten der Jugendlust Abschied zu nehmen, ehe er, nothgedrungen, die Schritte zu dem düstern Katafalk hinlenkte. Er hatte seine beiden Enkel Wolfgang und Walther mit sich. Die Ilmenauer widmeten ihm die aufmerksamsten Huldigungen. Die Stadtmusik brachte ihm ein Ständchen und am nächsten Tage, am Geburtstagsfeste, überreichten ihm die Jungfrauen der Stadt ein Huldigungsgedicht. Mittags war festliche Tafel, an welcher die angesehensten Personen Ilmenau's theilnahmen. Nachmittags fuhr Goethe nach Elgersburg und kehrte Abends nach Ilmenau zurück. Hier ließ nun

Bergrath Mahr die Bergknappenschaft mit Grubenlichtern und unter Musik vor Goethe's Wohnung aufziehen und ein Bergmannsspiel vor ihm aufführen. Der Dichter hatte solche Erlustigung jedenfalls nach eigener Erfahrung, die ihm als Vorsteher des Ilmenauer Bergwesens zutheil geworden, anmuthig in den „Wanderjahren" geschildert: „Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu Tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Kontrast bildeten. Sofort erklang die heiterste Musik zu tüchtigen Gesängen. Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen und was nur in einem solchen Moment die Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen." Hier wurde nun dem Greise, von zarter Aufmerksamkeit veranstaltet, ein solches Knappenspiel „Bergmann und Bauer" noch einmal dramatisch vorgeführt und, hoch erfreut, konnte er den Enkeln die Lichter zeigen, „die bei Tag und Nacht im ganzen Jahr unter der Erde leuchten und wirken und die Finsterniß versteckter, kaum erreichbarer irdischer Schätze begünstigen." Es wiederholte sich vor seinen Augen die anmuthige Scene, die er geschildert: „Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nützlichste, unterirdisch zerstreute, den Augen entzogene Geschäft sich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung sichtbar macht." —

An Reinhard schreibt er über diesen Ilmenauer Besuch: „Die dies Mal gesteigerte Feier des 28. August, welche ich zu dämpfen kein Recht hatte, glaubte ich nicht in der Nähe bestehen zu können. Deshalb verfügte ich mich mit meinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um die Geister der Vergangenheit durch die Gegenwart der Herankommenden auf eine gesetzte und gefaßte Weise zu begrüßen. Die jungen Wesen, worunter sich Ihr lieber Pathe besonders hervorthat, drangen ohne poetisches Vehikel in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur. Sie sahen Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr weder Brot, noch Butter, noch Bier zu sehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläser, sind in ähnlichem Falle, aber Alle heiterer als Unsereiner, dessen Kahn sich so voll gepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen."

Der Kickelhahn.

Bei jenem letzten Besuche war es auch, wo Goethe den Bergrath Mahr fragte, ob er bequem zu Wagen nach dem Kickelhahn gelangen könnte, und, als dieser es bejahte, sich von ihm über Gabelbach nach jener Höhe und nach seinem geliebten Jagdhäuschen geleiten ließ, unterwegs froh erstaunend über die neuen Alleen und die bequem angelegten Wege.

Mich trieb es, denselben Weg nach der klassischen Stätte zu machen, und ich stieg, von meinem muntern Söhnchen begleitet, heiteren Sinnes den waldigen Pfad zur Höhe hinauf. Die Wälder jener Gegend bestehen größtentheils aus Weiß- und Rothtannen; letztere, in vorherrschender Menge, werden von den Umwohnern „Fichten" genannt. Die rothstämmige Föhre, die man in der preußischen Mark gewöhnlich Fichte nennt, ist in jenem Revier selten zu erblicken. Die Stämme der Tannen sind durchweg schlank und straff und die dunklen Kronen aus feingestalteten Nadeln verleihen der Berglandschaft einen ernsten, doch nicht düsteren Charakter. „Was mich selber anbelangt", schreibt Knebel an Goethe, „so komme ich mir ungefähr wie die alten Fichten auf dem Kickelhahn vor. Hoch wachsen sie nicht, wie auch schon Dein Motto („Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen") sagt; ich sorge nur, daß das lange bärtige Moos nicht zu häufig an ihnen anwachsen möge."

Es führt eine bequeme Chaussee, die sogenannte Waldstraße, über die Gabelbacher Höhe. Zwei Frauen aus der Umgegend, welche Erdbeeren nach Ilmenau gebracht hatten und mit ihren leeren Körben heimkehrten, gesellten sich mit freundlicher Ansprache an meinen Sohn zu uns, und auch in ihrer Unterhaltung fand ich den braven treuherzigen Sinn, der mir stets an dem thüringischen Volke zugesagt hatte. Wenn der alte Knebel mit dem Benehmen der „groben Thüringer" nicht

recht zufrieden war, so wußte er wohl nicht den Vorzug zu schätzen, den diese Geradheit, mit welcher sich ein bewundernswerther Sinn für das Schickliche verbindet, vor der gekniffenen Altklugheit der norddeutschen Intelligenzstaatsbürger voraus hat; ja, als Bewohner der neuen Welthauptstadt, wird man im Verkehr mit jenem naturwüchsigen Bergvölkchen bald gewahr, welche inhumanen Mängel man wenigstens für die Reisezeit ablegen muß, wenn man sich nicht beschämt fühlen will.

Rechts ab von der Chaussee geht ein Holzweg nach dem Jagdschlosse Gabelbach hinauf. Weiter links in gleicher Höhe liegt ein Gasthaus gleichen Namens in freundlicher Waldumgebung; über der Thür ist die Inschrift des Dornburger Schlosses zu lesen:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Während ich das Wirthshaus besucht hatte, waren die Weiber nach dem Schlosse gegangen, um sich zu Einlieferungen von Erdbeeren zu erbieten; zurückkehrend begegneten sie mir wieder und konnten in ihrer befangenen Verwunderung nicht genugsam schildern, welche Pracht und Fülle sie in der Küche, wo sie eingelassen worden, gesehen hatten. Mir dagegen erschien das ganze Gebäude bewundernswerth einfach, und, wennschon ich begreifen konnte, daß ein Jagdliebhaber, wie der Herzog von Kurland, für dessen Besuch es vor Zeiten erbaut worden, und wie Karl August, der hier oft gehaust, sich mit solcher Wohnung begnügen konnten, so mußte ich doch zugestehn, daß die Großherzogin alle Ansprüche auf Bequemlichkeit dem Sinn für ländliche Ruhe und der Neigung für ein stilles Naturleben geopfert haben mußte, als sie sich hier niederließ. Still und friedlich liegt freilich das bescheidene zweistöckige, fünf Fenster breite, mit Schiefer gedeckte Bretterhaus, rings von breitem Rasenplatz umgeben, an welchen der dunkle Tannenwald grenzt.

Ein junger Mann, den ich für den Erbprinzen hielt, leicht gekleidet, den Plaid über die Schulter gehängt und den weißen Filzhut mit Eichenlaub geschmückt, zog an mir vorüber, als ich den Weg nordwärts nach dem Kickelhahn einschlug. Auf diesem Höhenpunkte befindet sich ein Thurm zur Fernsicht, welchen Maria Paulowna im Jahre 1822 bei längerem Aufenthalte in Ilmenau dort errichten ließ. Da die Vicinalwege in unserm Vaterlande durchaus nicht überall dem Ortsunkundigen deutlich genug bezeichnet sind, so war es mir zu verzeihen, daß ich unbewußt an dem Fußwege, welcher nach dem Thurme auf der Höhe abbiegt, vorüberging und ganz unerwartet vor einem Häuschen an-

langte, das ich sogleich für das berühmte Goethe-Haus auf dem Kickelhahn erkannte.

Von diesem Häuschen giebt es nämlich mehrfache Abbildungen und ich hatte eine in einem unserer weitest verbreiteten Volkskalender gesehen. Der erklärende Textschreiber hatte aber merkwürdiger Weise den vorüberlaufenden Waldpfad auf der Zeichnung für einen Fluß angesehen und danach die Stätte „Goethe's Waldhäuschen an der Ilm" genannt. Eine ähnliche Unrichtigkeit fand ich in einem illustrirten Reisehandbuche, wo unter Ilmenau zu lesen ist: „Am Aufwege zum Kickelhahn der „Gabelbach", ein Waldhäuschen, wo oft Goethe mit Karl August verweilte und des Ersteren Dichtung „Unter allen Wipfeln ist Ruh" entstand." Somit kam ich einmal wieder zu der Ueberzeugung, daß man so viel wie möglich mit eigenen Augen sehen muß, wenn man nicht in den Fall kommen will, dergleichen Schnitzer nachzuschreiben oder nachzuerzählen.

In diesem Einsiedlerhäuschen weilte Goethe in seinen jüngeren Jahren zu wiederholten Malen, manchmal auf mehrere Tage; einstmals hat er sich mit seinem Diener acht Tage dort aufgehalten. Den letzten Act der „Iphigenie" hat er hier nicht gedichtet, wie dies hier und dort berichtet wird; aber das rührende, sanfte „Nachtlied" schrieb er am 7. September 1783 neben ein Fenster dieses einsamen Bretterhäuschens.

Das Häuschen ist ein gleichseitig viereckiges, zweistöckiges Bettergebäude in Gestalt eines Thürmchens, mit Holzschindeln gedeckt; eine dicht anstoßende niedrige Hütte ohne Fenster, mit einem weit herunterreichenden schrägen Dach, enthält die mit einer Holzkramme verschlossene Thür. Von dem unteren Raum, der nur nach drei Seiten hin Fenster enthält, da die vierte Seite durch die Hütte verdeckt wird, führt eine steile Treppe nach dem oberen Stockwerke, in welchem sich nach jeder der vier Himmelsgegenden ein Fenster öffnet, das sich mit einem äußeren hölzernen Laden verschließen läßt.

Als Goethe sich hier allein oder mit seinem Diener aufhielt, müssen sich die Räume ohne Zweifel in einem wohnlichen Zustande befunden haben; dennoch konnten sie nur einem so anspruchslosen Sinne wie dem seinigen genügen. Jetzt sind beide Stockwerke völlig öde, wüst und verwahrlost. Die „unüberwindlichen Hindernisse", auf welche Goethe stieß, als er Schiller's Gartenhäuschen, zum Gedächtnisse des Dahingeschiedenen, durch die Reparatur einer Treppe und Beschaffung einiger Stühle in einem anständigen Zustande erhalten wollte, scheinen

sich auch hier geltend gemacht zu haben. Ungehindert aber haben jene Schmierer, welche Abtritte und öffentliche Denkmäler für gleichermaßen würdig zur Verewigung ihrer Namen erachten, jedes Plätzchen der Bretterwände und Bänke mit Bleistiftkritzeleien und Messereinschnitten bedacht, ja, selbst des Dichters geheiligte Inschrift nicht verschont. Wenn das grandiose Industrieleben auch dieses idyllische Heimplätzchen verschlungen haben und die Eisenbahn sich über Arnstadt bis Ilmenau erstrecken wird, dann wird sich an den Wänden dieses Bretterhäuschens auch eine neue Poesie entfalten und wir werden auch hier die stabilen Symbola erblicken, welche die Secretions-Anstalten zu zieren pflegen.

Unter den unzähligen eingezeichneten Namen war mir der merkwürdigste ein wohl erst neuerlich mit Kreide über die ganze Länge einer Bank geschriebener: L. Pike, Cincinnati, Ohio, U. S. A. in lateinischer Currentschrift, mit großen und freien Zügen, weit gestreckt, als sollten sie sich über die „westlichen Staaten" ausdehnen; derselbe Name findet sich in Antiqua an die Decke geschrieben. An einer Stelle findet sich ein Gedicht „an den Mond", mit den Worten beginnend: „Es rauschet die Quelle"; — die Handschrift ist nicht mehr völlig leserlich und hat große Aehnlichkeit mit Goethe's; das Datum der 10. August 1813. Goethe's „Nachtlied" steht linker Hand von dem einzigen Fenster, welches in früherer Zeit einen Blick in das Thal und auf die gegenüberliegenden Berggipfel gewährte. Von einer Höhe, die beinahe 3000 Fuß beträgt, muß der Blick in die unendliche Wipfelfülle bei vollkommener Abendruhe bezaubernd gewesen sein. Obgleich damals in der Fülle der Kraft und inmitten des vielseitigsten Strebens, mußte den Dichter wohl, in solchem Anschauen versunken, die Sehnsucht nach Ruhe anwandeln. Ob er mit den Trostworten: „Warte nur, balde ruhest du auch!" auf den Todesschlaf oder nur auf die Befreiung von dem ungestümen Drange der Liebe und den unbequemen Bedrängnissen des täglichen Lebens hingedeutet habe, ist fraglich; jedenfalls aber verstand er das Wort in der ernstesten Bedeutung eines Memento mori, als er achtundvierzig Jahre später das Gedicht noch einmal an diesem Orte überlas.

Jetzt ist jene Aussicht von dem Bretterhäuschen, welche Goethe zu wehmüthiger Sehnsucht nach Ruhe stimmte, mit Waldung verwachsen; auch von den Höhen jenseits des Thales sieht man nur wenige nächstliegende: wie ich glaube — die hohe Schlaufe und Antonienhöhe. Ob es nicht möglich wäre, nicht nur den inneren Raum des

Häuschens in würdigen Zustand zu versetzen, sondern auch die äußere Umgebung derartig zu gestalten, daß dem Besucher die ursprüngliche Naturempfindung, welche dieselbe veranlaßt, zum Bewußtsein komme, will ich dahingestellt sein lassen.

Von dem „Nachtliede", welches seit einigen Jahren durch Glas und Rahmen geschützt ist, hat Falk als ursprünglichen Wortlaut angegeben:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut.
Die Vöglein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!

Freese giebt dasselbe in der Uebersetzung von Lewes' Goethe-Biographie mit der Variante: „Ueber allen Gipfeln u. s. w." — Es steht aber das von Goethe eigenhändig geschriebene „Nachtlied" an der Wand des Waldhäuschens in der Fassung, welche allgemein bekannt ist und lautet:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Darunter steht: „Den 7. September 1783. Nachtlied." — und unter diesem Datum „Renov. den 28. (?) August 1831." Auch der letztere Vermerk ist von Goethe's Hand.

Bei keinem anderen Gedichte außer dem mit „Mignon" überschriebenen hat Goethe wie in diesem Nachtliede unserer rauhen Nordlandssprache den süßen melodischen Klang einer südlichen romanischen Mundart zu verleihen gewußt. Ja, diese Strophen übertreffen, wenn nicht an Wohllaut, so doch an Innigkeit und unmittelbarer Wirkung den gleichen Ausdruck im Italienischen, wenn wir sie mit der kürzlich erschienen Uebersetzung von Fr. Leop. Benelli vergleichen. Hier ist der Vers „Warte nur, balde ruhest du auch!" wiedergegeben mit den Worten:

. . . . . . Attendi, e tosto
Della pace nel sen tu pur cadrai.

(wörtlich: bald sinkest auch du in den Schoß des Friedens.)

Ranke, welcher Goethe's letzten Besuch nach einer Mittheilung von dem Bergrath Mahr erzählt, berichtet nicht, daß Goethe die Worte auf's neue mit dem Bleistift überzogen, sondern nur, daß er Mahr veranlaßt habe, das ursprüngliche Datum zu notiren; er selber schreibt an Zelter, daß er zu jener Zeit die Inschrift „recognoscirt" hätte. Vom Datum der Erneuerung läßt sich die Einerziffer nicht genau erkennen, da eine verewigungssüchtige Narrenhand ihre Chiffern darüber eingegraben hat; doch scheint der 28. August datirt zu sein.

Damals als Goethe Ilmenau zum letzten Mal besuchte, fuhr er in Mahr's Begleitung nach der Höhe des Kickelhahn's und ging dann zu Fuß nach dem Waldhäuschen, das er, sich der Oertlichkeit wohl erinnernd, leicht wiederfand. Als der Bergrath ihm die Treppe hinauf helfen wollte, lehnte er es ab, mit der Versicherung: er sei noch rüstig genug. Als er aber droben das „Nachtlied" überlas, strömten ihm die Thränen über die Wangen. Die Augen trocknend, wiederholte er mit wehmüthigem Nachdruck die Worte: „Warte nur! balde, balde ruhest du auch."

An Zelter schreibt er über diesen Besuch acht Tage später: „Sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Ueber allen Gipfeln ist Ruh'! Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht so gesucht wie sonst; Pech ward gesotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künstlichst und kümmerlichst verfertigt; Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, kolossale Urstämme in der Grube unter den Arbeitern entdeckt (einen davon Dir vorzuzeigen, hatte ich vergessen; er steht im Gartenhause); und so ging's denn weiter, vom alten Granit durch die angrenzenden Epochen, wobei immer neue Probleme sich entwickeln, welche die neuesten Weltschöpfer mit der größten Bequemlichkeit aus der Erde aufsteigen lassen." Zelter erwiderte ohne Verzug: „Da ich Euer Bretterhäuschen

auf der Höhe von Ilmenau niemals gesehen habe, so muß ich mich wohl freuen, so sicher in Deinen einsamen Zustand eingegangen zu sein und die leisen Worte einer letzten Ruhe aus den dortigen Klüften wie ein geborener Bergmann zu Tage gebracht zu sehen. Deine Anerkennung giebt den wenigen Tönen einen Werth, den ihnen keine Zeit wieder nehmen kann, indem sich Unglaubliches, Zeit, Ort, Herz und Sinn nach so langen Jahren wiederfinden."

Der Hermannstein.

Vom Goethe-Hause führt ein Holzweg in östlicher Richtung thalwärts. Schlägt man von diesem aus den ersten rechts sich abzweigenden Weg ein, so gelangt man nach kurzer Strecke zu einem überraschenden Phänomen: mitten im Walde und an der Berglehne erhebt sich ein kolossaler Porphyrfels mit drei bewaldeten Kuppen; die eine Längsseite, welche etwa die vierfache Höhe beträgt, fällt schroff nach der Berglehne hinab; die entgegengesetzte, der Berghöhe zugelegene Seite läuft in fünf oder sechs Felsgraten aus. Dieses mächtige Naturgebilde erhebt sich in der grünen, sanft abgedachten Umgebung grau und riesig, wie ein Ungethüm, als sei es durch Zauber aus der Tiefe der Erde emporgedrängt. Es heißt der große Hermannstein und hat außer seiner geognostischen Merkwürdigkeit noch den Werth, ein Lieblingsaufenthalt Goethe's gewesen zu sein. Als dieser Freund der Natur jene Gegend durchstreifte, mußte ihm bei seinen „Felsspekulationen" der große Hermannstein ein bedeutender Anhaltepunkt sein. Dabei trug er noch die Frau von Stein im Herzen und an sie schrieb er am 24. Juni 1784: „Wenn ich nur ein Andenken für Dich irgendwo aussinnen könnte! Hier ist eine Inschrift, die ich der Hermannsteiner Höhle zugedacht habe:

Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten nicht Wüsten bleiben,
Drum stieg Amor herab; sieh', und es lebte die Welt.
Auch belebet er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt."

Ich hatte erfahren, daß sich am Grunde des Felsens eine Höhle mit einer Goetheschen Inschrift befinde; da ich aber weder ein Felsspekulant noch ein Verliebter war, so gelang es mir nicht, jene klassische Stätte aufzufinden. Ich verfolgte den schneckenförmig gewundenen Waldpfad abwärts weiter, gelangte endlich an ein offenes Thal und

gedachte bei dem erheiternden Anblicke der Goetheschen Verse, zu welchen jene Gegend angeregt hatte:

Anmuthig Thal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höh'n, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Ich sah vor mir ein freundliches Dörfchen, Cammerberg, hart an einer Chaussee gelegen, welche hier, sich genau dem Laufe der Ilm anschließend, nordwärts läuft und sich dann, die ganze Nordseite der Höhengruppe begrenzend, nach Ilmenau wendet. Jenseits des schmalen Flußthales sieht man eine zweite mit dieser gleichlaufende Chaussee, an welcher das Dorf Manebach liegt. Die Bewohner des Dorfes Cammerberg sind Ackerbauer, größtentheils aber Bergleute. In einem der Häuser, an denen ich vorüberging, sah ich auf dem Flur einen „stillen Mann" liegen. Im Wirthshause fand ich eine zahlreiche Gruppe ländlicher Männer beim Glase Bier um einen jüdischen Roßkamm versammelt. Der Alte sah intelligent aus, führte auch das Wort, während die Uebrigen ihm mit einer gewissen Ehrfurcht zuhörten. Es war anziehend, zu bemerken, wie sich hier auch die Verschlagenheit in die gemüthlichste Form kleidete.

„Das Beest ist krepirt," — sagte der Roßkamm, indem er seine mächtig lange Peitsche handirte — „aber wer steckt darin, wer kann so etwas vorher wissen? doch sei still, Jürgen! ich schaffe Dir ein anderes Pferd. Den Falben aber gebe ich Dir nicht; nein, der paßt nicht für Dich. Das muß ich wissen. Ich habe hier in dieser Gegend seit zwanzig Jahren meinen Ruf als ehrlicher Mann bewährt und will ihn auch ferner bewahren. Nein, Jürgen, den Falben kriegst Du nicht, aber ich habe schon ein anderes Pferd für Dich, daran sollst Du Deine Freude haben. Höre, Karl, mit Dir habe ich zu sprechen." (Karl stand auf und er ging mit ihm abseits; dann sich wieder setzend, wendete der Roßkamm sich an den Wirth): „Erinnerst Du Dich wohl noch an das Füllen, das ich vor drei Jahren von Hopfwinkel kaufte? Nun, das Pferdchen solltest Du jetzt sehen! Borchert in Ilmenau hat den Grauschimmel gekauft und spannt ihn in die Chaise! ich sage Euch, Kinder, das ist ein Prachtpferd. Aber wer von Euch giebt zwei Groschen, daß mein Pferd ein Glas Bier trinken kann?"

Einer der Anwesenden legte ein Zweigroschenstück auf den Tisch,

das der Jude in die Westentasche steckte, worauf er sein eigenes Stangenglas nahm und vor die Thür ging, um ein hohes knochiges Thier, welches vor einen Korbwagen gespannt war, daraus trinken zu lassen. Während dies geschah, hörte ich von keinem der Anwesenden ein mißbilligendes oder hämisches Wort über den weltklugen Juden.

Unter den Anwesenden fand ich mit leichter Mühe einen Mann, welcher der Gegend genau kundig war und sich erbot, mir die Höhle im Hermannstein zu zeigen. In seiner Begleitung ging ich den Weg noch ein Mal zurück. Es war ein Zimmermann aus dem Orte, ein schlanker, rüstig ausschreitender Mann mit einer Habichtsnase und klugen blauen Augen, der sich als Führer sehr aufmerksam bewies und im Gespräch keine Sprachfehler machte. Er wußte über das Wald- und Bergwesen der dortigen Gegend trefflich Bescheid, wußte auch von dem mißglückten Versuche Karl August's und Goethe's zu erzählen. In der Gegend von Cammerberg, theilte er mir mit, lägen mächtige Steinkohlenflötze zwischen Schiefer und Sandstein. In den Bergen gäbe es Höhlen, worin sich das Eis das ganze Jahr hielte und aus welchen die Eisconsumenten der Umgegend ihren ganzen Bedarf erhalten. Eine morastige, halb abschüssige Stelle im Walde bezeichnete er mir als das sogenannte „Hirschbad“ und versicherte, daß der vorsichtige Beobachter dort zu Zeiten Hunderte von Hirschen sich im Schlamm wälzen sehen könne. An vielen der schönsten Waldbäume sieht man in der Rinde einen weit hinaufreichenden Längenschnitt; mein Geleiter erklärte mir, daß man aus diesen Einschnitten das Harz gewinne, welches zu Pech und Terpentin verarbeitet wird; die eingeschnittenen Bäume wüchsen zwar noch Jahrelang empor, hätten aber doch nur eine kurze Lebensdauer, indessen würde dieser Verlust durch den Gewinn an Harz reichlich gedeckt.

Bald sahen wir uns wieder vor dem alten Felskolosse. Auf diesem Stein, erzählte der Zimmermann, hätte zur Zeit des Herzogs Hermann ein Schloß gestanden, welches mit dem Schlosse Plaue durch einen verdeckten Gang verbunden gewesen wäre. Bei dem Bau des Fernsichtthurmes auf dem Kickelhahn wäre man grabend auf das Gemäuer eines solchen Ganges gestoßen; man habe dieses Ereigniß auch auf einem der Dokumente vermerkt, die bei der Grundsteinlegung vergraben worden seien. Bergrath Mahr in Ilmenau theilte mir dagegen mit, daß man solches Gemäuer allerdings bei jener Gelegenheit aufgefunden habe, dasselbe sei jedoch ein sogenannter „Brunftgang“ gewesen, worin die Jäger die Hirsche zu belauern pflegen; dieser Gang sei, allem

Vermuthen nach, vom Herzog Ernst August angelegt worden. Daß auf dem Hermannstein ein Raubschloß gestanden, bezweifelte der Bergrath, da der Raum der obern Plattform dazu nicht bedeutend genug sei; falls sich eine solche Burg in dieser Gegend vorgefunden, so vermuthe er, daß dieselbe vielmehr auf der jenseitigen Höhe bei Manebach gestanden habe.

Die Höhle war jetzt bald aufgefunden und auch das Goethesche Distichon, in Eisen gegossen mit vergoldeten Buchstaben. Der Bergmeister Mahr, Sohn des Bergraths, hat diese Gedenktafel in der schwarzburgischen Gießerei Günthersfeld anfertigen lassen. Dieselbe enthält aber nicht jenes Gedicht, dessen Goethe in dem Briefe an die Frau von Stein in Bezug auf den Hermannstein erwähnt, sondern ein anderes, über welches er derselben Freundin aus Eisenach schreibt: „Ich hatte vor, es in irgendeinen Felsen einhauen zu lassen.“ Die Inschrift lautet:

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
 Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
 Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.

„Ob Frau von Stein mit in der Höhle gewesen, weiß ich nicht,“ — hatte der alte Mahr, ironisch lächelnd, gegen mich geäußert. Man hat sich vielfach gemüht, jenes Verhältniß als ein rein platonisches oder geschwisterlich freundliches darzustellen. Wir können darüber nichts Bestimmtes wissen und es kann uns auch gleichgültig sein. Blieb es ein platonisches Liebesverhältniß, so wurden dem Gemal freilich die Hörner erspart, für Goethen war es aber desto schlimmer, denn dem Geschlechtsteufel legt man nicht ungestraft Fesseln an. Es bleibt diese lange, anhaltende, zärtlichste und leidenschaftliche Neigung immer wunderbar anziehend. Jene Frau erfüllte das Herz des einzigen Mannes so völlig, daß kein anderer ähnlicher Trieb darin aufkeimen konnte, daß er sogar, ungefährdet für seine Ruhe, die arme verlassene Friederike in Sesenheim besuchen konnte.

Bei Straßburg in der Nähe des Rhein's, unweit der Fabrikstadt Bischwöller, liegt das Dorf Drusenheim; von dort führt ein Landweg, theils durch Wald, theils über Felder nach dem Dorfe Sesenheim. Die Landschaft ist seit achtzig Jahren mannigfach verändert. Auf dem Wege ist ein Wäldchen entstanden, ein anderes beim Dorfe ist niedergehauen worden. Goethe ritt diesen Weg wieder im September 1779, als er mit dem Herzog auf einer Reise nach der Schweiz begriffen war.

Da wo jetzt der Kirche gegenüber das zweistöckige gelb angestrichene Pfarrhaus mit seinen grünen Jalousieen steht, befand sich damals noch das alte Haus, das den Jüngling so oft gastfreundlich aufgenommen hatte: das alte Haus, dessen Strohdach bis auf die Fensterscheibchen des oberen Stockwerks hinabreichte; vor der hölzernen Hinterthür zwei Bäumchen und eine hölzerne Bank darunter. In dieses Haus trat Goethe ein, die verlassene Friederike zu besuchen. „Es wurde ihm ganz wohl dabei," wie er schreibt — er liebte sie ja nicht mehr — wie mochte aber dem armen Mädchen zu Muthe gewesen sein! erwachte die Liebe nicht mit neuer Freude, regte sich nicht eine schon erstorbene Hoffnung auf's Neue? „Nachsagen muß ich ihr," — schrieb Goethe an die Stein — „daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt' ich sitzen und so war's gut. Ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halbes Jahr weg wäre. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Und doch war dieser Besuch eine Grausamkeit, eine jener egoistischen Handlungen, deren sich die Dichter zuweilen schuldig machen, um ihre Stimmung in's Gleiche zu bringen. Goethe war beruhigt, und in noch ruhigerer Stimmung konnte er im Alter, als ihm Professor Näke einen Bericht über seine Wallfahrt nach Sesenheim zuschickte, die Verleumdung der Geliebten mit Stillschweigen übergehen und mit einer abstrusen „Selbstspiegelung" darauf antworten. Näke war getäuscht worden: Friederike Brion starb rein und treu im achtundfunfzigsten Lebensjahre.

„Ein Strahl der Dichtung fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh'."

Goethe's Liebe aber war es ergangen, wie jenem Baum bei Straßburg, in den er seinen und Friederike's Namen eingeschnitten hatte und von dem er selber sang:

„Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei Deinem steht,
Wird bleich von rauhem Winde,
Der jede Lust verweht."

Die Liebe zu Frau von Stein hatte ihn zu jenem grausamen Be-

suche gestählt. Doch auch diese Liebe erreichte ihr Ende. Frau von Stein fühlte den Verlust schmerzlich, es ging in ihrem ganzen Wesen eine Umwandlung vor. Vor Charlotte Schiller enthüllt sie einmal ihre Herzenswunde. „Herder — schreibt sie — war voller Piks auf's Leben und die menschliche Natur. Nichts kurirt Einen mehr von einem solchen Zustand, als wenn man eine recht schmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Goethe's Abschied für alle mir noch bevorstehende Schmerzen geheilt worden; ich kann Alles dulden und Alles verzeihen." — Sie verzieh ihm aber in der That nicht, sondern rächte sich für die Untreue durch ein Trauerspiel „Dido", das jetzt erst an das Tageslicht getreten ist.

Sie, Elissa, sagt darin: „Einmal betrog ich mich in Dir; jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners und diesem ist kein Gelübde heilig."

Darauf erwidert Ogon-Goethe: „Du weißt, daß ich Dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen; aber echte menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen; diese wäre nun bei mir herunter."

Hieraus und aus vielen brieflichen Aeußerungen der Frau von Stein ersehen wir, daß sie Goethe's Abfall nicht mit gleicher Versöhnlichkeit und Engelmilde ertrug, wie Friderike Brion. Das ist auch ein Unterschied zwischen der Landpfarrerstochter und der Hofdame.

Der Herzog und Goethe wohnten gern hier. Auch der jetzige Großherzog hat den Mann oft zu seinem Jagdgefährten erwählt und ist auch nach Gundelach's Tode, binnen vierzehn Jahren öfters, ein Mal mit der Großherzogin, zum Besuch im Hause gewesen.

Ich verließ die wohlanständige Frau und ihr Haus in befriedigter Stimmung, eingedenk der Goetheschen Worte: „Es entfaltet sich ein Trieb, Alles, was von Vergangenheit herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen. Die Sehnsucht wächst, und, um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen. Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle eine theilnehmende, unterrichtete Person gefunden wird, in welcher das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat."

Hier ergötzte sich der Herzog mit seinem jugendlustigen Freunde noch viel ungebundener, freier und übermüthiger als in Ilmenau. Sie setzten hier die Etikette völlig bei Seite und sollen gemeinschaftlich ein vertrautes Tagebuch über ihre ländlichen Abenteuer geführt haben. Das Gasthaus, in welchem sie mit Landdirnen und Arbeiterfrauen bis in die Nacht tanzten, besteht noch heute und war leicht aufzufinden. Nicht weit vom Eingange des Dorfes liegt es, mit einem niedlichen Gärtchen. Der Gastwirth heißt Schilling und ist der Enkel des gleichnamigen Schankwirths und Glashüttenbesitzers, welcher zu Goethe's Zeiten der Wirthschaft vorstand. Man zeigte mir den klassischen Tanzboden, der noch in alter Gestalt, nur durch ein Seitengemach vergrößert, erhalten ist. Die Wirthin, welche die kulturhistorische Bedeutung ihres Besitzthums vollkommen kannte, nannte mir auf meine Frage, wo der Herzog und Goethe in Stützerbach gewohnt hätten, das Haus der Wittwe Gundelach. Ich begab mich dorthin.

Das Gundelach'sche Haus ist ein hinter einem geräumigen Nutzgarten gelegenes, stattliches zweistöckiges Gebäude, neun Fenster in der Fronte, mit einem schiefergedeckten Doppeldach, welches einen fünffenstrigen Mansardenraum enthält. Saubere Flure und Treppen und die mit Hirschgeweihen gezierten Zimmerthüren verrathen den Wohlstand und die Jagdliebhaberei des ehemaligen Besitzers. Seine Wittwe, eine Matrone von gefälligem und freundlichem Benehmen, war gleich erbötig, mir die denkwürdigen Räume des Hauses zu zeigen. Karl August's und Goethe's Wohnzimmer liegen im oberen Stockwerk, nur durch den Flur getrennt. Des Herzogs Zimmer, dreifenstrig, liegt zur linken Hand von der Treppe und ist anständig erhalten; der eiserne Ofen mit dem Weimarischen Wappen steht noch unverändert. Außer einer Goethe-Büste ziert das merkwürdige Zimmer ein vortreffliches Pastellporträt Karl August's, welches der jetzige Großherzog der Wittwe zum Geschenk gemacht, mit dem Bemerken, wie sie mir erzählte, daß dieses Bildniß von seinem Ahnen das ähnlichste sei.

Goethe's Zimmer ist kleiner als das des Herzogs, der gedämpfte Lichtschein aber, welcher durch die alterthümlichen, mit Bleirahmen durchzogenen Fensterscheiben fällt, giebt dem Gemach einen behaglich friedlichen Charakter. Nur der Untersatz des eisernen Ofens ist das noch aus jener Zeit übrig gebliebene Geräth.

Der Hüttenbesitzer Gundelach, so erzählte mir die Wittwe, wurde als ein tüchtiger, namentlich in der Auerhahnjagd erfahrener Jäger von Karl August geschätzt und oft auf die Waldpartien mitgenommen.

Der Herzog und Goethe wohnten gern hier. Auch der jetzige Groß-herzog hat den Mann oft zu seinem Jagdgefährten erwählt und ist auch nach Gundelach's Tode, binnen vierzehn Jahren öfters, ein Mal mit der Großherzogin, zum Besuch im Hause gewesen.

Ich verließ die wohlanständige Frau und ihr Haus in befriedigter Stimmung, eingedenk der Goetheschen Worte: „Es entfaltet sich ein Trieb, Alles, was von Vergangenheit herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen. Die Sehnsucht wächst, und, um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen. Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle eine theilnehmende, unterrichtete Person gefunden wird, in welcher das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat.“

Der Schwalbenstein.

Bei meiner Rückkehr nach Cammerberg sah ich vereinzelte Bergleute in ihrem Paradeanzug: in sauberen schwarzen Tuchkleidern, mit dem blankgekoppelten Gurt und dem steifen schwarzen Tschako. Sie hatten in feierlichem Zuge den stillen Mann, den ich am Vormittage gesehen, nach Ilmenau vollends zur Ruhe gebracht; er hatte seine Schicht geschlossen und war aus der dunklen Grube dieser Welt gefahren. Die verstorbenen Bergleute dieser Gegend werden alle in Ilmenau beerdigt.

Auf dem Heimwege nach Ilmenau, gleich beim Ausgange des Dorfes, stieg ich die links von der Chaussee, dem Cammerberge gegenüberliegende Höhe, den Hangeberg hinauf. Der Pfad führt an der Berthaquelle und einigen traulichen Plätzchen mit Sitzbänken vorüber zu einem vereinzelten Felsen, ähnlich dem Hermannstein, aber beträchtlich kleiner. Es ist der Schwalbenstein, eine klassische Stelle. Der Felsen ist oben flach und jetzt leer. Früher hat hier eine Waldhütte oder ein kleines Jagdhaus gestanden, welches oft vom Sturm gefällt, ebenso oft erneuert, aber nach dem Jahre 1831 nicht wieder aufgebaut worden ist. Man hatte von ihm aus eine schöne Aussicht über die Chaussee und in das Manebacher Thal, die jetzt auch durch den emporgeschossenen Waldwuchs verdeckt ist. Bergrath Mahr erzählte mir, daß Goethe geäußert, er hätte hier den ersten Plan zur „Iphigenie" gefaßt. Hier hat er auch am 19. März 1779 den vierten Act derselben geschrieben und das Ganze am 28. März geendigt. Dies bezeugte eine Inschrift, die nun auch nicht mehr vorhanden ist: „Schwalbenstein bei Ilmenau. Sereno die, quieta mente, schrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Act meiner „Iphigenia" an einem Tage." Darauf deutet auch die Stelle in seinem Tagebuche: „Diese Zeit her wie das Wasser klar, rein, fröhlich."

Der Abend dunkelte, als ich auf der Höhe stand und mir das beneidenswerthe hehre Leben des Menschen vorstellte, der hier in heiterer lichter Luftregion an der sich selbst auferlegten Arbeit des Gedankens, an einem Spielwerke der Musen, wirkte, während da unten im Thale von Cammerberg und im größeren Jammerthale dieser Erde Tausende von Erdensöhnen verurtheilt waren zu harter Frohne um das tägliche Stücklein Brot; Tausende, die er selber mit den Blattläusen verglichen, welche die Ameisen aussaugen und die er in seinem Gedichte „Ilmenau" bezeichnet hatte als den geplackten Landmann, den tyrannisirten Köhler und den kärglich gelohnten Bergmann. Und als es neben mir im Gebüsch rauschte und huschte, war es mir plötzlich, als sähe ich den bleichen Bergmann hervortreten, den ich heute da unten auf der Bahre gesehen hatte, und als hörte ich ihn sprechen: „Ich habe mein Leben dort unten in der Tiefe verbracht, in den Höhlen der Erde. Mein Fuß war gebannt an die dunklen Grüfte und nicht einmal hatte ich Zeit, hinaufzusteigen diese nahe gelegene Höhe; mein Arm und mein Gedanke waren darauf angewiesen, das metallische Gestein loszuhämmern und niemals konnte mein Geist sich befreien von der Gemeinheit und Sorge des Tages. Jetzt aber, da ich frei bin von der Plage des irdischen Wandels, komm' ich hier hinauf zu der Stätte, wo weilte einer jener Glücklichen, jener Freigeborenen, die von den Lämmern mit ihrem Hauche erwärmt und von den Vögeln mit ihren Flügeln gedeckt werden, die da leben als Propheten und Dichter und wie die Götter einherwandeln, mit goldenen Scheiben spielend."

Hinter dem Fels läuft der Pfad, links gewandt, auf einen Waldfahrweg aus, der auf der Höhe mit der Chaussee im Thale in gleicher Richtung läuft. Rechtswärts denselben durch Wald und über steiniges Blachfeld verfolgend, erblickte ich bald in der Abenddämmerung den Thurm und die Häusergruppen des mir schon heimisch gewordenen Bergstädtchens.

Schiller's Höhe.

Jenes sind die Goethe-Erinnerungen, die sich an Ilmenau knüpfen. Aber auch Schiller hat dort geweilt; nur ist dieser, nach seiner Gewohnheit, in geringen Verkehr mit Menschen getreten, und was man von seinem dortigen Aufenthalt weiß, ist mehr glaubwürdig sagenhaft, als thatsächlich verbürgt.

Eine Stunde südöstlich von Ilmenau liegt der Marktflecken Langewiesen, in welchem ein Dichter das Licht der Welt erblickte, an dessen Glut mancher unserer deutschen Romantiker seine poetische Fackel entzündete. Der sinnlich flammende Heinse hat hier seine Jugend verlebt. Die Chaussee führt in der Tiefe an einem großen Teiche vorüber und geht dann aufwärts über den Oehrenberg weiter. Am Abhange des Berges, rechts von der Heerstraße, liegt der Grenzhammer, ein großherzogliches Eisenwerk. Das Wirthshaus, gleich am Eingange des Dorfes, bietet durch sein Schild „Zum Fridolin" schon eine Reminiscenz an die Schiller-Literatur. Dem Grenzhammer gegenüber, links von der Chaussee erhebt sich ein kahler Hügel, von wo man gegen Nordwest nach Ilmenau hin, in entgegengesetzter Richtung auf die terrassenförmig erscheinenden bewaldeten Höhen in der Ferne schaut. Hier, lautet die Tradition, hat Schiller oft und gern verweilt, hier hat er auch, an die anschaulichen Vorgänge im Grenzhammer anknüpfend, den „Gang nach dem Eisenhammer" gedichtet. Ueber seinen Aufenthalt in Ilmenau sind keine zuverlässigen Erinnerungen aufzufrischen; wie schon erwähnt, mag dies der abgezogenen und beschaulichen Lebensweise des Dichters zuzuschreiben sein. Jene Höhe aber ist bei Gelegenheit des Schillerfestes seinem Andenken geweiht worden und hat den Namen Schiller's Höhe erhalten. Man erblickt jetzt dort neben einem Eichbaum einen Malhügel von zusammengehäuften Steinen, welcher auf einer Tafel die Inschrift enthält:

Dem Andenken
Schiller's
gewidmet
den 4. September 1861.

Nachdem ich diese Erinnerungen an die drei befreundeten Genossen unserer bedeutendsten Literaturperiode mir durch Anschauung vergegenwärtigt und durch neigungsvolle Thätigkeit meiner Phantasie vervollständigt hatte, verließ ich das liebliche Ilmenau, „das gefühlvolle Herz des Thüringerwaldes.“ Ueber die Ilm schreitend, gelobte ich mir aber, nach wenigen Tagen das muntere Flüßchen widerzusehen, das mir den bedeutungsvollen Vers nachrauschte:

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeflößt nach allen Landen.

Berka an der Ilm.

Die lange Heerstraße, welche vom Frankenwalde aus in das nördliche Deutschland führt, schneidet, ehe sie die Musenstadt Weimar berührt, das reizend gelegene Städtchen Berka. Es liegt mit jener Musenstadt an dem gleichen Flüßchen, das beide deutsche Dichterfürsten als Zeugen ewiger Lieder bezeichneten: an der Ilm.

„Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laß ihn gehen,
Denn ich bin doch gar zu klein.“

Klein ist die Ilm noch bei Berka: eine unscheinbare Holzbrücke führt hinüber und an einer Stelle schritt ich auch ohne Brücke auf einer steinernen Furt über das von der Sommerhitze gedörrte Bett.

„Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward euch dargebracht,
Und so ist es mir gelungen,
Daß man mich zum Flusse macht;“ —

so spricht Goethe weiter, hinzielend auf die Spenden der Weimarischen Musen.

Zu dem Dargebrachten gehören aber nicht bloß unsterbliche Lieder, sondern auch leibliche Wohlthaten, und mancher Leidende, der jetzt die hinfälligen, im Weltgetriebe ermatteten Glieder in Berka's Eisen- oder Schwefelwasser badet, mag kaum daran denken, daß der verjüngende Quell gleichem Urheber zu verdanken ist, wie die klassischen Lieder, welche das neben ihm hinrauschende Flüßlein „mit bedächt'ger Schnelle hingeführt nach allen Landen.“

Aus dem Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe ersehen wir, daß der Erbprinz Karl Friedrich den Plan gefaßt hatte, Berka zu einem Badeorte zu machen. In einem Briefe vom 14. No-

vember 1813 forderte Karl August Goethen auf, die Professoren Doebereiner und Kieser zu einer schriftlichen Meinungsäußerung über die Eigenschaften und Nützlichkeit jener Quellen zu veranlassen und sein eigenes Urtheil hinzuzufügen. Es geht aus diesem Schreiben hervor, daß der Erbprinz überaus vorsichtig bei diesem Unternehmen zu Werke geht, während der Großherzog demselben schon seine Vorliebe zugewendet hat. „Es ist recht löblich von meinem Sohne, — schreibt der Letztere — daß er vorsichtig geht, indessen ist ihm der Gegenstand so neu, daß er noch mehr Gefahren erfindet als jeder Andere, der schon mehr Erfahrung hat und weiß, wie weit auf Wahrscheinlichkeiten gegründet, gespielt werden kann. So wenig ich ihn bereden möchte, sein erspartes Geld auf etwas Ungewisses zu verwenden, so lieb wäre es mir doch, wenn er es auf bessere Zinsen brächte, wenn er zumal dabei eine nützliche Anstalt beförderte, die in dem Reiche der Möglichkeiten, doch eher sich zum positiven als zum negativen Pol neiget. Der größte Gewinn, den er dabei machen kann, ist die nützliche Anwendung seiner Zeit und die Anschaffung nöthiger und nützlicher Kenntnisse." — Ueber Goethe's Aufsatz zeigte sich der Großherzog sehr erfreut; auch Doebereiner's Auskunft war befriedigend: er erklärte den Ursprung der Schwefelquellen dadurch, daß die unter den sumpfigen Wiesen befindlichen Gewässer gypshaltig wären und sich unter der Einwirkung des Lichts in Schwefelwasser verwandelten. Karl August ließ das Gypslager zwischen dem Berkaischen Steinbruch und der Ilm nivelliren und nahm den Dr. Kieser mit sich nach Berka, um eine Endberedung über den Angriff des Werkes zu halten. Im December schickte er Goethen eine Karte, die er an Ort und Stelle hatte aufnehmen lassen und woraus ersichtlich, daß der Erdfall, wo der Berkaische Teich lag, als die eigentliche chemische Küche anzusehen war. Ein anderer Brief des Großherzogs an Goethe, aber ohne Datum, enthält die Worte: „Berka soll neu geboren werden, ein Jahr ist freilich dabei verloren."

Das Bad liegt auf der Ostseite der Stadt, in einem reizenden Park, der seiner ganzen Breite nach von einer langen Allee hoher römischer Pappeln durchschnitten ist. Goethe soll die Anpflanzung dieser doppelten Baumreihe angeordnet haben und die halbhundertjährigen dickstämmigen Gewächse mit gleichförmig emporgeschossenen pyramidalen Wipfeln rühmen durch ihre freie und kräftige Lebenserscheinung die gesegnete Hand ihres Gründers. Das Gesellschaftshaus liegt an einer freundlichen Stelle des Parks und gewährt einen Blick auf die anmu-

thigen Gartenanlagen und zugleich auf die von der Ostseite angrenzende Bergreihe. Die Umgebung ist ähnlich wie die von Weimar, welches kaum 2 Stunden entfernt liegt: nicht überraschend schön, aber doch gefällig und anziehend.

Abgesehen von der Heilkräftigkeit der Quellen, die auch hier, wie bei anderen Mineralbädern, wohl der Temperatur-Einwirkung des Wassers in höherem Grade als einem unmittelbaren Einfluß der mineralischen Stoffe zuzuschreiben sein mag, so scheint dieser still gelegene Badeort, in der Nähe einer Hauptstadt und von frischer Luft durchspült, jene diätetischen Mittel, welche in allen Fällen die heilende Naturkraft mächtig unterstützen, im vollem Maße darzubieten.

Der Besuch von Gästen schien mir dennoch nur spärlich zu sein. In dem reizenden Park saßen in der Nähe des Kurhauses nur einige kleine Gruppen. Bei einem der Herren, welcher eine Unterhaltung mit mir anknüpfte, erkundigte ich mich nach dem Hause, worin Goethe vor Zeiten gewohnt hätte. Der Herr erklärte, daß ein solches Haus in Berka nicht vorhanden wäre, schon aus dem Grunde, weil Goethe sich niemals hier aufgehalten hätte; er selber — fügte er hinzu — verkehre hier schon mehrere Sommer und würde sonst schon davon gehört haben. Dabei berief er sich auf das Zeugniß eines geborenen Berkaners, eines unmodisch, spießbürgerlich gekleideten Mannes, welcher, mit Jenem Schach spielend, mir den Rücken zukehrte. Dieser schüttelte nur den Kopf, ohne sich umzusehen.

Ich erkundigte mich noch bei der Dienerschaft des Kurhauses, ob wohl öfters Erkundigungen nach Goethe's Wohnung stattgefunden hätten und ob ihnen darüber etwas bekannt sei; auch hier fand ich, wie ich beinahe erwartet hatte, keine Auskunft. Demnach kehrte ich in die Stadt zurück, um dem Geistlichen, dem Adjunct Ellen, einen Besuch zu machen. Der würdige Beruf der Geistlichkeit im Mittelalter: Träger und Bewahrer der Wissenschaften und culturhistorischer Ueberlieferungen zu sein, — ist auch in unserer Zeit den Geistlichen ausschließlich an denjenigen Orten vorbehalten, wo das übrige Menschenwesen von den Interessen des geistigen Lebens unberührt und nur auf die Arbeiten und Genüsse des alltäglichen Daseins beschränkt geblieben ist. Und wie vor Zeiten mancher Mönch von den überzähligen Buß- und Betstunden so viel Zeit erübrigte, um hinter dem Gitterfenster seiner Zelle die Klassiker zu studiren, so giebt es auch unter unsern Geistlichen solche Männer, welche sich von ihrer Berufsthätigkeit, von dem Verkehr mit den Alltagsköpfen ihrer ländlichen oder kleinstädtischen Gemeine die

Mußestunden vorbehalten, um nicht etwa bloß ihre vergessenen lateinischen Uebungen aus der Prima zu wiederholen, sondern sich in wirklich innigen Verkehr mit der Wissenschaft zu vertiefen und von der fortschreitenden Cultur ihrer Zeit Kenntniß zu nehmen.

Auf dem Wege zum Adjunctus kam ich an einem sehr stattlichen, hohen, von alten Bäumen überragten Gebäude vorüber, welches mir als ein Regierungsgebäude und Wohnhaus des Forstmeisters von Strauch genannt wurde.

Das Wohnhaus des Adjuncten sah sehr geräumig, alterthümlich, fast klösterlich aus. Auf der Höhe einer Mauer, welche die Eingangspforte enthält, erblickte ich ein niedliches Gärtchen, in welchem einige junge Mädchen und muntere Kinder sich erlustigten. Als ich die steinerne Treppe hinaufgestiegen war, fragte mich ein blühendes, etwa funfzehnjähriges Mädchen nach meinem Begehr und schritt dann, mich führend, vorauf; Trepp auf, Trepp ab, durch gewölbte Gänge und über halb dunkle Flure leitete mich schwebenden Schrittes die blühende Jungfrau, daß ich mich selber zwanzig Jahre verjüngt fühlte und der goldenen Zeit gedachte, wo ich solchen lieblichen Gestalten nur zu willig gefolgt war. Dann öffnete sie eine Zimmerthüre und, ohne mich weiter anzumelden, nur mit den Worten: „Papa, der Herr will mit dir sprechen!“ nöthigte sie mich hinein und verschwand wie ein Jugendtraum.

Herr Elle, den ich in seinem Studirzimmer traf, war ein Mann von imponirendem Aeußern; er sah kaum aus wie ein protestantischer Geistlicher, sondern mit seiner hohen, wohlbeleibten und muskelstarken Gestalt, mit seinen vollen gerötheten Wangen, dem froh lächelnden Munde und den klug schauenden Augen gemahnte er mich an die liebenswürdigen geistlichen Herren, mit denen ich des Abends auf dem Monte Pincio zu Rom zusammengetroffen war, wenn sie sich in der Kühle erathmeten und stolze Blicke hinüberwarfen nach der im Abendsonnenglanze funkelnden Kuppel von Sanct Peter.

Der Herr Adjunct hatte in einem Collectaneen-Hefte Alles vermerkt, was sich in Karl August's Briefwechsel mit Goethe über die Entstehung des Berkaischen Bades gedruckt vorfindet. Sein Vater war vor ihm Adjunct in Berka gewesen und hatte viel mit Goethe verkehrt.

„Dort in jenem Hause, welches früher der Edelhof genannt wurde, — sagte er, indem er nach dem erwähnten Regierungsgebäude hindeutete — dort trafen sich die beiden Herren des Abends bei dem Oekonomen, welcher damals Besitzer des Edelhofes war. Dort plauderten

und tranken sie mit einander, denn in jener Zeit, wo hier von keinem Wirthshaus oder Hotelverkehr die Rede war, eignete sich jenes Haus ganz besonders für freundliche Zusammenkünfte."

Der Geistliche konnte mir auch Goethe's Wohnung genau bezeichnen, wußte mir auch über einen im Orte wohnenden Neffen von Goethe's Diener, Namens Geist, und über Peter Imbaumgarten einige Mittheilungen zu machen. Der Letztere, welcher anfänglich in Ilmenau das Jagdwesen erlernen sollte, erzählte er, habe später in Berka viele Jahre gelebt; ein Sohn von ihm habe hier verschiedene Aemter bekleidet, sei zuletzt Raths-Copist gewesen und erst vor zwei Jahren gestorben.

Dieser letztgenannte Peter Imbaumgarten, wurde mir erzählt, hätte sich selbstgefällig und gern als einen Enkel Goethe's betrachten lassen. Wenn dies wirklich der Fall gewesen, so kam ihm zu seiner eigenen Täuschung oder zu einer absichtlichen Prahlerei sicherlich ein ganz unbegründetes Gerücht zur Hülfe. Im Jahre 1778 hatte sich ein wunderlicher Mensch, der durch ein vielleicht unverschuldetes Geschick in Noth und Hoffnungslosigkeit versunken war, an Goethe um Unterstützung gewendet. Goethe schickte ihm Geld und bezeichnete in einem theilnehmenden Briefe diese Gabe als „einige Tropfen Balsams aus der Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters." Er schickte ihm Kleider und Schuhe von seiner eigenen Garderobe, nur keinen Ueberrock, denn er fürchtete, wie er selber schreibt, daß ein solches Kleidungsstück in Jena als das seinige erkannt werden könnte. Goethe war zu oft in Jena gewesen, als daß ein Wiedererkennen seiner Hülle ganz unmöglich gewesen wäre. Man hätte aufmerksam werden und fragen können: „dieser braune Rock riecht nach einem berühmten Mann; diese Naht hat einen poetischen Schwung, der Faltenwurf ist ästhetisch, der Kragen zeugt von geheimräthlicher Würde; wie kommt der arme Teufel, der sich hier Secretair Kraft nennt, zu dem heiligen Rock?" Dies sah Goethe voraus, und deswegen schickte er den Rock nicht, aber er nahm den lebensmüden Fremdling vom Wege auf, lud ihn auf seine Samariterschultern und trug ihn eine ganze Strecke weit; sechs Jahre lang nämlich erhält er den unglücklichen Sonderling, der sich nach seiner eigenen Wahl, anstatt nach Jena, nach Ilmenau zurückgezogen hat; von seinem damals sehr mäßigen Einkommen entzieht er sich zu diesem Zwecke jährlich mehrere hundert Thaler; ruhig und liebreich weist er den um eine größere Summe ansuchenden Mann zurück; ohne Zorn beantwortet er seine empfindlich und gereizt geschriebenen

Briefe, besänftigt, tröstet und ermuthigt den Gebeugten. Und dieser Opfer hat Goethe gegen keinen Menschen erwähnt und man hat erst nach seinem Tode aus einem Theil des Briefwechsels mit jenem Kraft Kunde davon erhalten; — das ist ein sehr edler Zug von dem „Egoisten" Goethe, der höchstens von einem Iffland oder Lafontaine übertroffen wird, aber freilich auch nur in einem bürgerlichen Rührspiel oder in einem Roman.

Und für diese aufopfernden Wohlthaten forderte Goethe keinen Entgelt, nur eine Bitte sprach er aus: Kraft sollte sich eines jungen Menschen annehmen, der in Ilmenau die Jägerei erlernte und dessen Erziehung und Unterstützung Goethe ebenfalls auf sich genommen hatte. Er sollte ihn in der französischen Sprache vervollkommnen, ihn zum Zeichnen anleiten, sein geistiges Wachsthum im Auge behalten. Für solche Leistung verspricht er ihm noch eine Zulage und sucht ihn durch seine eigene Erfahrung zu ermuthigen, mit den Worten: „der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung."

Jener Jägerbursche war aber der erwähnte Peter Imbaumgarten. Daß derselbe kein Sohn Goethe's gewesen, geht deutlich aus der Stelle eines Briefes an Kraft hervor: „Der Junge liegt mir am Herzen, er ist ein Vermächtniß der seligen Lindau."

Wir sehen also hier wieder den Samariter und keinen unnatürlichen Vater, der seinen illegitimen Sohn in einen Winkel verstößt, um ihm ingeheim eine nothdürftige Erziehung angedeihen zu lassen. Goethe war kein Rousseau, der seine Kinder in's Findelhaus schickte. Der Beruf eines Vaters stand ihm höher, erhabener vor Augen als jeder andere. „Ist doch ein Vater stets ein Gott!" sagt er in seiner „Pandora" und Riemer erzählt: „Als wir in den letzten Jahren auf häusliche Dinge zu reden kamen, namentlich auf elterliche Gefühle, bemerkte Goethe mit Thränen der Rührung: „ein Franzose habe gesagt: das Zarteste, was die Natur erschaffen hat, sei ein Vaterherz."

Ehe Goethen Vaterfreude zu Theil wurde, sehnte er sich so innig danach, daß er sich wenigstens einen Sohn seines Geistes erziehen wollte. Er nahm den kleinen Sohn der Frau von Stein in sein Haus, unterrichtete ihn sogar selber in den Elementen und bildete ihn ganz nach seinem Sinne. Körner, Schiller's Freund, bewunderte später den jungen Mann wegen seines Ebenmaßes und seiner wohlthätigen Natur als ein pädagogisches Kunstwerk. Viele Jahre später wurde Goethen ein Sohn geboren, freilich auch nur ein illegitimer. Aber auch diesen verleugnete er nicht, so wenig wie er jenen Jägerburschen ver-

leugnet haben würde, wenn derselbe sein Sprößling gewesen wäre; so wenig wie er die Mutter verleugnete, mit der er achtzehn Jahre lang in einem „illegitimen" Verhältnisse lebte — „sie ist immer meine Gattin gewesen," sagte er, als er endlich ein förmliches Ehebündniß mit ihr schloß. Den Sohn, das einzige lebend erhaltene Kind, liebte er über Alles und als dieser, begabt mit des Vaters schönem Antlitz und mächtig breiter Brust aber ohne seine klare Besonnenheit, schon in der Mannesblüthe dahin sank und die römischen Freunde des Vaters den Gefallenen unter der Pyramide des Cestius begraben hatten, da beklagte sich Goethe doch selber als einen Baum, von dem das letzte blühende Reis genommen:

„Alles entsteht und vergeht nach Gesetz, doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos:
Nicht dem Bleibenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seite einher strömende Schlossen gestreckt." —

Goethe's Wohnung befand sich in der sogenannten „zweiten" Schule, einem unscheinbaren zweistöckigen Gebäude, welches in einer Vertiefung, ein wenig seitab von der Straße liegt. Es wurde schon damals als Schulhaus benutzt und Goethe's Wohnung lag im oberen Stockwerk, auf der linken Seite. Dieses dreifenstrige Goethezimmer ist jetzt ebenfalls ein Schulklassenzimmer geworden; bis vor kurzem befand sich hier noch eine Fensterscheibe, auf welche Goethe mit einem Siegelring eine Inschrift gekritzelt hatte; auch diese Fensterscheibe ist nicht mehr vorhanden. In dem Erdgeschoß wohnt der Organist Haensgen, ein hochbejahrter Mann, mit seiner Familie. Sein Vorgänger war der Organist Schütze, derselbe, welcher, wenn er nach Weimar kam, Goethen Bachsche Fugen vorspielen mußte. Goethe mochte diese Fugen gern hören, weil, wie er geäußert haben soll, das sich selbst genügende, in sich abgeschlossene, auf einer einfachen, immer wiederkehrenden Melodie beruhende Tonstück seinem behaglich beschaulichem Sinne besonders zusagte. Dieser Schütze war auch ohne Zweifel dieselbe Person, welche ihm in Berka vorspielte und von Goethe als „der Inspektor" bezeichnet wird.

Gegen Ende April des Jahres 1816 wurde Berka von einer ver-

heerenden Feuersbrunst heimgesucht. Goethe berichtet darüber an Zelter: „Das gute Berka an der Ilm, wo wir zusammen mit Wolf und Weber und Duncker auf so mannigfaltige Weise gelebt haben! denke Dir nun erst das hübsche Wiener Klavier des Organisten Schütze, seine Sebastian, Philipp Emanuel Bache u. s. w. — dieses Berka ist vom 25. auf den 26. April von der Erde weggebrannt. Mit ungeheurer Geistesgegenwart und mit Hülfe von Wohlwollenden ist das Klavier gerettet und noch Manches vom Haushalt, worüber man erstaunt, höchstens in sieben Minuten: denn ein gewaltsames, bei einem Bäcker aufgetriebenes Feuer warf um halb zwölf in der Nacht die Flammen rings umher. Alle des Organisten alte, von Kittel in Erfurt noch erworbenen Bache und Händel sind verbrannt, und bloß durch einen närrischen Zufall oder Zurichtung, daß er sie aus der bisherigen Unordnung in Ordnung in eine etwas abgelegene Kammer gebracht. Alle diese Dinge sind gewiß schon gestochen; zeige mir an, wie ich sie bei Härtels in Leipzig oder sonst zu finden habe; denn ich möchte ihm gern von dieser Seite etwas Erfreuliches entgegen bringen. Gott segne Kupfer, Druck und jedes andere vervielfältigende Mittel, so daß das Gute, was einmal da ist, nicht wieder zu Grunde gehen kann.“ — Zelter sendete, „was er von schönen Stücken doppelt hatte“ und wünschte, „daß sie einigen Trost geben“ möchten.

Wenige Jahre später treffen wir Goethen wieder in der hergestellten Behausung und in seinem früheren behaglichen Erfreuen an der klassischen deutschen Musik. „Bei dieser Gelegenheit — so schreibt er im Januar 1819 an Zelter — muß ich erzählen, daß ich, um das Gedicht zum Aufzug zu schreiben, drei Wochen anhaltend in Berka zubrachte, da mir dann der Inspektor täglich drei bis vier Stunden vorspielte und zwar, auf mein Ersuchen, nach historischer Reihe: von Sebastian Bach bis zu Beethoven, durch Philipp Emanuel, Händel, Mozart, Haydn durch, auch Dussek und dergleichen mehr. Zuletzt studirte ich Marperger's vollkommenen Kapellmeister und mußte lächeln, indem ich mich belehrte. Wie war doch jene Zeit so ernst und tüchtig und wie fühlte nicht ein solcher Mann die Fesseln der Philisterei, in denen er gefangen war! — Nun habe ich das wohltemperirte Klavier so wie die Bachischen Choräle gekauft und dem Inspektor zu Weihnachten verehrt, womit er mich dann bei seinem hiesigen Besuche erquicken und, wenn ich wieder zu ihm ziehe, auferbauen wird.“

Man sieht: Goethe nahm es ernst mit seinen musikalischen Stu-

dien und wagte sich, wie Dilettanten nicht selten thun, gerade an das Schwierigste. Zelter, der brave Mensch und tüchtige Kenner in seinem Fach, konnte ihm dabei wohl rathend und belehrend zur Seite stehen, aber gerade seiner genialen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Tonkunst vermochte Jener nicht zu genügen, weil er diese selber nicht besaß. Durch ihn eingenommen, blieb Goethe in gewissem Sinne gänzlich verschlossen für die göttliche Größe Beethoven's und wenn Felix Mendelssohn ihm in Weimar ein Stück von Beethoven vorspielte, machte er wunderlich erschrockene Augen, als fürchtete er, das Haus würde ihm über dem Kopfe zusammenstürzen. Dies innerlich gespannte Verhältniß bewirkte vielleicht auch, daß Beethoven nur wenige der Goetheschen Lieder in Musik setzte. Während er sich mit den Poesien eines Jeitteles und Reisiger begnügte, aber an diesen Compositionen gerade bewies, daß er auch in dem innigsten Stimmwesen des Gesanges von Keinem übertroffen werden könne, bemächtigte sich Zelter jedes neuen Goetheschen Liedes für seine Composition, brachte es in die Gesangvereine und Liedertafeln und sang es gelegentlich selber vor Goethen oder der Herzogin Amalie, indem er sich mit seinen steifen Fingern auf dem Klavier begleitete. Diesen Zelterschen Liederklängen aber fehlte der unsterbliche Genius. Nicht derselbe Geist, der dem Dichter an den silberklaren Fluten der Ilm die herrlichen Worte eingab, beseelte den Musiker am Ufer des übelriechenden Kupfergrabens. Zelter's Musik zu Goethe's Liedern ist schier verschollen, wo hingegen die wenigen Gesänge, welche Beethoven zu Goethe's Texten schuf, ewig klingen werden, wie die Sphärenmusik der unvergänglichen Gestirne: sein 75tes und 83tes Opus, das Bundeslied, die Melodien zu Klärchen's Liedern; vor Allem aber die Meeresstille und glückliche Fahrt, „dem unsterblichen Goethe gewidmet." Beim Hören dieser Klänge fühlt man sich auf das fürchterlich todtstille Meer versetzt; leise nur, unmerklich regen sich die Wellen in der ungeheuren Weite; nur ein einzelner Schrei des Entsetzens unterbricht die angstbeklommene Stille, bis endlich die Nebel zerreißen und unter dem auflebenden Durcheinanderströmen der Instrumente der jauchzende Ruf erschallt: „Land! Land!"

Im Jahre 1822 bat Beethoven Goethen, den Weimarischen Hof zur Annahme eines Exemplars der zweiten Messe gegen ein Honorar von funfzig Dukaten zu bewegen; er erhielt keine Antwort. Beide große Männer waren fast einander fremd geblieben; aber dennoch standen sie sich innerlich so nahe, wie in dem seltsamen Heineschen Gedichte

jener Fichtenbaum und jene Palme, die, durch weiten Raum getrennt, sich doch in Liebe zu einander hinsehnen; — nur der alle Zeiten bezwingende Meister der Töne war dem unsterblichen Meister des Liedes ebenbürtig. —

Im Jahre 1814 ging Goethe im Monat Mai nach Berka an der Ilm und verweilte längere Zeit dort.

„Da ich mich dieses Jahr nicht weit von Weimar zu entfernen denke, — schreibt er im März an Knebel — so habe ich mir in Berka ein Quartier genommen und hoffe, die schöne Jahreszeit zwischen der Ilm und der Saale zu theilen."

Zwei Monate später schreibt er an denselben: „Aus meiner diesmaligen Frühlings-Einsamkeit an der Ilm darf ich nicht versäumen, Dir zu schreiben. Der Aufenthalt ist hier sehr angenehm und bis jetzt äußerst stille; da ich mir mancherlei zu thun vorgenommen habe, so ist dies mir sehr erwünscht. — Als ich die Berkaischen Steinbrüche besuchte und die Arbeiter beschäftigt fand, gedachte ich Deiner Anregung: daß man Färbern ein kleines aber artiges Denkmal setzen sollte. Den Gedanken habe ich dazu, auch die Inschrift; nun fragt sich aber, was man für einen Beitrag von Freunden erwarten könnte, um es fertigen zu lassen. Transport und Aufstellung nähme wohl herzogliche Commission über sich. Sage mir etwas hierüber! denn es wäre in jedem Sinne vortheilhaft, wenn ich das Werklein, das ich gern zierlich und bedeutend ausbilden möchte, in meiner Gegenwart könnte vollenden lassen, da es mir an Besuch und Kunstfreunden nicht fehlen wird."

Die Ausführung scheint unterblieben zu sein, da ich über ein Färber-Denkmal nirgends Etwas erfahren konnte. —

Vier Jahre später, gegen Ende des Jahres 1818, hatte sich Goethe wieder auf sein Zimmer im Berkaischen Schulhause zurückgezogen, um das großartige Festgedicht zur Feier der Kaiserin von Rußland, dessen er in dem obigen Briefe an Zelter gedenkt, in drei Wochen zu vollenden. Dieses Gedicht ist der berühmte Maskenzug, in welchem, nach dem Wunsche der Erbgroßherzogin, die in Weimar einheimischen Kunstprodukte vorgeführt wurden. Der Dichter nahm dabei die Gelegenheit wahr, seinen edlen Zeitgenossen und Mitbrüdern seine uneigennützige Huldigung zu widmen. Die Ilme tritt mehrere Male redend und einleitend auf; dann folgen die dramatischen Gestalten aus Schiller's Bühnenstücken und auf alle gelungenen Arbeiten der Einbildungskraft und des Gedankens finden sich mannigfaltige Andeutungen. Wieland feiert er in den schönen Versen:

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesenen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohl geführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt,
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.

Und nicht eingedenk mancher kleinlichen Unbill, die ihm durch Herder's krankhaft gereizte, neidische Stimmung zu Theil geworden, huldigt er dem großen Todten:

Ein edler Mann; begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und laüscht in allen Zonen.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel,
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel.
O, warum schaut er nicht, in diesen Tagen,
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen!

Wie in keinem anderen Gelegenheitsgedichte zeigte in diesem vorzugsweise Goethe seine geniale Gabe, in den vorgeführten Personen die Symbole des allgemein Menschlichen darzustellen und die Idealität mit den Zeitanspielungen zu verweben; wie mannigfaltig auch die Bilder seiner Laterna magica auftreten, so ergiebt sich aus der kunstvollen Synthese doch ein höchst harmonischer Effect. Der Maskenzug bei Hofe war ein „Compelle," — wie Goethe dergleichen Nöthigungen nannte — die geignete Stimmung und Muße zu einem Gelegenheitsgedicht voll der lebendigsten Encheiresis zu erwecken. Ueber das

Zustandekommen dieser Production äußert er sich bezeichnend genug gegen Knebel: „Doctor Weller, der mich in Berka besuchte, wird erzählt haben, wie wunderlich mein Leben dort geführt wurde und wieviel ich Deiner gedacht. Nur durch eine strenge Richtung aller Gedanken auf Einen Punkt war es mir möglich, die vielfachen Gedichte zu Stande zu bringen, die der Aufzug fordert. Die schöne Sprecherin kam nach Berka zum Vorunterricht und so fand ich zurückkehrend Alles im Gange; Didaskalien dauerten fort und so waren wir im Stande, nach sechs Wochen ununterbrochener Arbeit, Freitags den 19. December, ohne mehr als eine Totalprobe am Morgen desselbigen Tages gehabt zu haben, bei Hofe, abends, den Aufzug aufzuführen.“

Goethe selber schrieb indeß dieses Gedicht jenen Lebensverhältnissen zu, „die seine Existenz machten und zugleich raubten.“

„Die Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland — schreibt er darüber an Sulpiz Boisserée — und die mir auferlegte Einleitung der Festfreuden nahm das letzte Viertel des vorigen Jahres hinweg. So gut ich auch secundirt ward, so ist doch für mich die Epoche dieser Späße vorbei und ich darf mich freuen, daß Anlage und Ausführung noch heiter und ergötzlich genug waren; die Gedichte zeugen davon und wir wollen es nun dabei bewenden lassen.“

Boisserée antwortet darauf: „Von Ihren Schriften, muß ich bekennen, haben mich die Festgedichte vielfach ergötzt und rückwärts getröstet für die Sorgen, die ich in jener geräuschvollen Zeit des hohen Besuchs um Sie getragen. Auf eine galantere Art konnten Sie nicht vor dem Hofwirrwarr flüchten, als um die Einsamkeit für die festliche Unterhaltung der kaiserlichen Mutter zu benutzen.“

In ähnlicher Weise wie gegen Boisserée äußerte sich Goethe noch an anderen Orten.

„Dem Aufzug war einiger Beifall zu gönnen, — fährt er in dem Briefe an Knebel fort — da so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld doch nur zuletzt, wie ein Feuerwerk, ein für allemal in die Luft verpuffte. Indessen haben wir die alte Ehre Weimar's gerettet, ich aber, will's Gott, von solchen Eitelkeiten hiermit für immer Abschied genommen.“

Es war auch das letzte Gelegenheitsgedicht, welches Goethe geschaffen hat. —

Ich besuchte zuletzt in einem ziemlich stattlichen Hause, mit der Inschrift Ora et labora über der Thür, den Sattlermeister Geist, einen Neffen von Goethe's Diener, den der Witz der damaligen Zeitgenossen

„Goethe's Geist“ nannte und der später lange Jahre in Berka gelebt hat. Der Mann war „Hof-Revisor“ geworden, wie denn die Diener des großen Mannes später in solcher Weise mit Aemtern versorgt wurden: auch Schiller's Diener Färber erhielt eine Anstellung beim mineralogischen Cabinet zu Jena und der Sohn desselben bekleidet heutzutage dieses Amt. Der Sattlermeister Geist, der Neffe des Hof-Revisors, besitzt aus dem Vermächtniß seines Oheims eine goldene Dose, welche Goethe in der Schweiz von einer würtembergischen Prinzessin erhalten und später dem Diener, der ihn auf der Schweizerreise begleitet, zum Andenken geschenkt hat, außerdem die bronzene Medaille vom Jahre 1825, welche Goethe's lorbeerbekränztes Brustbild, auf der Kehrseite die sich deckenden Brustbilder des großherzoglichen Paares darstellt. Er zeigte mir auch einige gedruckte Facsimile, die er in einer Mappe aufbewahrte: einen Brief Goethe's an Heinrich Meyer, das am Fuße des Ettersberges gedichtete „Wandrers Nachtlied,“ die Goethehaus-Devise „Was stehet ihr davor?“ die originelle Tischrede Goethe's, welche der Professor Luden in den „Rückblicken“ in sein Leben aufbewahrt hat, und manches Andere. Einige andere denkwürdige Sachen, die er noch in seinem Verwahrsam hatte, konnte er mir leider nicht zeigen, da seine Frau, die auf dem Felde mit der Heuernte beschäftigt war, den Schlüssel zum Schranke mitgenommeu hatte.

Der Vater des Sattlermeisters Geist besaß als Oekonom einen großen Theil des Grundstücks, welches jetzt das Bodengebiet des Bades ausmacht. Derselbe machte Goethen zuerst auf ein seltsames Rauschen unter dem Gestein aufmerksam und veranlaßte auf diese Weise den forschenden Naturfreund zur Entdeckung der gesundheitspendenden Quellen. So erzählt der Sattlermeister Geist und es ist darin nichts Unglaubwürdiges, und die lebendige Ueberlieferung hat auch ihren Werth neben der gedruckten, wenngleich in dem vorliegenden Falle die Thatsache feststeht, daß die Schwefelquellen bei Berka schon seit 200 Jahren bekannt waren. Was uns aber Gedrucktes über die Entstehung jenes Bades bekannt geworden ist, bestätigt, wenngleich des Oekonomen Geist dabei nicht gedacht wird, daß Karl August und Goethe auch in dieser Angelegenheit, wie in unzähligen anderen, Hand in Hand gingen, um ein löbliches Werk zu Stande zu bringen und dem Genusse der Mit- und Nachlebenden zu sichern.

Ein Besuch bei Goethe's letztem Secretair.

Ich mochte nicht so dicht an Weimar vorübermarschiren und beschloß, meine Schritte von der graden Straße abzulenken, um die liebe Musenstadt wenigstens auf einige Stunden wiederzusehen.

In Weimar angelangt, begab ich mich zu dem Custos der Goetheschen Nachlassenschaften und Direktor der im Jägerhause befindlichen Kunstsammlungen, zu Chr. Schuchardt, den ich bereits im vorigen Sommer kennen gelernt hatte. Dieser, ursprünglich Jurist, war bei Goethe während seiner letzten acht Lebensjahre Secretair gewesen und hatte sich in H. Meyer's Umgange für die Beurtheilung zeichnender Kunst gebildet. Ihm nebst dem Direktor Schorn war nach dem Tode des Professors Müller die Ordnung und Bewachung der früher in der Bibliothek gelegenen Gemälde und Handzeichnungen vertraut worden, welche 1836 größtentheils in das Fürstenhaus versetzt wurden und durch die Großherzogin Maria Paulowna viele Verwilligungen erhielten.

Schuchardt hat werthvolle Erfahrungen und Ansichten in seiner Herausgabe von „Goethe's Kunstschriften" und von Meyer's Aufsatz „über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste", ebenso in den Anmerkungen zu dem Katalog der Goetheschen Sammlungen ausgesprochen. Ueber seinen Umgang mit Goethe hat er hin und wieder kleine Artikel in einem Weimarischen Lokal-Blatte veröffentlicht. Ich suchte ihn zu einem ausführlicheren Werke über Goethe, wie ihm derselbe aus persönlichem Umgange bekannt geworden, anzuregen, aber er äußerte sich halb ablehnend, etwa wie der alte Jahn zu sagen pflegte: „Mich schreibert selten."

Gern hätte ich die Gelegenheit benutzt, recht Vieles über Goethe von ihm zu erfragen, aber Direktor Schuchardt war leidend und im hohen Grade angegriffen. Ich wollte daher auf jede Unterredung verzichten, der alte Herr kannte aber von meinem vorjährigen Besuche her die

Tiefe und Wahrheit meiner Verehrung für Goethe nnd fühlte sich dadurch zur Mittheilung bewogen. Er wurde gesprächig, so schwer es ihm, dem Anschein nach, fiel und ich hielt fast jedes Wort, das aus seinem Munde kam, für schätzenswerth, ja für Goethe-Verehrer der Aufbewahrung werth. Hatte ich es doch hier mit einem Jünger des Meisters, mit einem lebendigen Zeugen seiner letzten Greisenjahre voll Weisheit und Milde zu thun! Neben den unsterblichen Geisteswerken Goethe's werden die Zeugen seines menschlichen Wandels immer weniger. Die sprachlosen, die nur durch ihre Existenz zu uns reden, sind durch den Strom der Zeit umgestaltet oder vernichtet worden. Die Räume, in denen er lebte und mit seinen großen Zeitgenossen verkehrte, sind nur theilweise der Umwandlung entgangen, nur noch theilweise vor Verfall bewahrt geblieben; auch von den herrlichen Bäumen, die er als Jünglingsmann gepflanzt und deren Schatten er sich im Alter erfreute, ist mancher vom Sturm gefällt oder von der Jahre Last geknickt. Von den Lebensgenossen des Meisters sind fast nur diejenigen noch vorhanden, die als Kinder, eines reiferen Verständnisses unfähig, zu ihm aufblickten. Um so kostbarer schätzte ich die Worte eines Greises, der als strebsamer, bildungswilliger Jüngling dem großen Manne zur Seite stand, dessen Lebenswandel eine ungetrübte Ueberlieferung allen Generationen der Deutschen als Muster aufbewahren sollte.

Direktor Schuchardt ist ein wohlgestalteter Greis, etwa in der Mitte der Sechziger. Seine ernsten humanen Züge erinnerten mich an Rauch's Antlitz. Ich sagte es ihm und er hörte diese Bemerkung zum ersten Male. Rauch hatte er oft bei Goethen gesehen und hielt sein von Rietschel gefertigtes Relief-Portrait für vorzüglich getroffen. Ebenso rühmte er Goethe's Büste von Rauch, doch meinte er, mehrere verschiedene von demselben Meister gesehen zu haben, und konnte die er im Sinne hatte, nicht genau bezeichnen. Ohne Zweifel meinte er diejenige, welche im Jahre 1820 in Jena modellirt, in Marmor ausgeführt in den Besitz des Herrn von Quandt in Dresden gelangte, worüber Goethe an Zelter schrieb: „Mit Rauch's Büste bin ich sehr zufrieden. Hätte er sie sekretirt und, in Marmor ausgearbeitet, zuerst aufgestellt, so wäre das Problematische, was gegenwärtig noch darinnen liegt, gar nicht zur Sprache gekommen."

Auch David's Kolossalbüste geschah wieder Erwähnung, worüber ich in „Weimar's klassischen Stätten" bereits ausführlicher geschrieben habe.

Von den Portraits Goethe's gefiel dem Direktor Schuchardt am

besten das von dem bairischen Hofmaler Stieler im Jahre 1828 nach dem Leben gemalte, welches auch Goethe selber am höchsten geschätzt haben soll. „Diejenigen Bilder," bemerkte Schuchardt, „welche im naturalistischen Sinne am ähnlichsten sind, können durchaus nicht als die besten gelten. Ich rechne zu solchen ein sehr ähnliches Halbbrustbild von Goethe, welches im Besitz eines Frankfurter Kaufmanns gekommen ist und vor Allem das bekannte, von dem Braunschweiger Hofmaler Sebbers 1826 auf eine Porzellantasse gemalte Bildniß."

Ich erinnerte bei dieser Gelegenheit daran, daß Goethe mit Recht nicht zu willfährig war, sich gerade im hohen Alter so oft abbilden zu lassen. Sehr rührend äußerte er sich darüber im Jahre 1821, als die Frankfurter Freunde zu diesem Zwecke Dannecker nach Weimar schicken wollten: „Sollte es nicht etwas bedenklich sein, meine Freunde, einen Bildhauer dahin zu senden, wo er keine Formen mehr findet? wo die Natur auf ihrem Rückzuge sich nur mit dem Nothwendigen begnügt, was zum Dasein allenfalls unentbehrlich sein möchte; wie kann dem Marmor ein Bild günstig sein, aus dem die Fülle des Lebens verschwunden ist?" — Recht humoristisch aber faßte er die Sache bei anderer Gelegenheit in den Versen auf:

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Die Handzeichnungen Goethe's, von Schwerdtgeburth herausgegeben (nicht von diesem selber radirt), hielt Schuchardt für untergeordnet; er habe sich auch gewundert, daß diese Herausgabe überhaupt von Goethe gebilligt worden sei. — Es stimmt dies übrigens mit Goethe's eigenem Urtheile überein, indem er selber jene flüchtigen Skizzen nur als ein Mittel ansah, Bilder, Zustände, an denen er vorübergegangen, festzuhalten und die Reproduktion derselben der Einbildungskraft zu erleichtern. Im Gefühl der Unzulänglichkeit dieser Skizzen fügte er im 39. Bande seiner Werke kleine Gedichte hinzu, um den inneren Sinn

der Beschauer zu täuschen und eine Annäherung an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, zu bewirken. So gab uns der Dichter hundertfach, was uns der Zeichner schuldig blieb.

Den größten Werth legte Schuchardt auf eine im Goetheschen Familien-Archiv aufbewahrte Sammlung von etwa zwanzig Handzeichnungen, welche Goethe, der „abstrusen" Beschäftigung mit der Farbenlehre müde, ohne fremde Beihülfe im Jahre 1810 in Jena angefertigt; er selber habe darüber geäußert: es hätte ihn gedrängt, nun einmal zu zeigen, was er in diesem Kunstfache zu leisten vermöge. Die Zeichnungen, welche Schuchardt meinte, sind diejenigen, über welche sich Goethe selber in den Tages- und Jahresheften äußert: „Eine Anwandlung, landschaftliche Skizzen zu zeichnen, wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßte ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bilde qualificiren wollte, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papiere zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsbald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten."

Ich pries im Laufe des Gesprächs das mühevolle und verdienstliche Werk, das uns Riemer zum Verständnisse des alten Dichters ausgearbeitet hat, tadelte aber, daß sich darin eine einseitige verbissene Polemik, viele Nörgeleien gegen Schiller und ein ganzer Abschnitt voll Schimpfwörter gegen die Juden vorfänden. „Riemer — entgegnete Schuchardt lächelnd — war ein sehr feiner, gebildeter Mann, aber er hatte die fixe Idee, daß sich alle Welt verschworen habe, Goethen zu verkleinern und herabzusetzen."

Eckermann schilderte er als einen Mann von milder hingebender Natur, der aus wirklichem Herzensdrange, nicht bloß weil er Goethen seine Subsistenz verdankte, sich ihm angeschlossen habe.

Ich sprach dann über Goethe's Verhältniß zu Zelter und äußerte, daß der Briefwechsel zwischen Beiden mir die werthvollste aller bekannt gewordenen Goethe-Correspondenzen sei; es sei zwar weniger Wissenschaftliches, Theoretisches, dafür aber eine Fülle rechter Herzensergüsse und kostbarer Lebenserfahrungen darin; Zelter müsse, meiner Vermuthung nach, der intimste Freund Goethe's gewesen sein. Schuchardt wollte das nicht zugeben: Zelter sei zu einseitig gewesen. „Derjenige," sagte er, „mit welchem Goethe im herzlichsten Einvernehmen stand, war Heinrich

Meyer." — „Jedenfalls weil derselbe in allen Kunstanschauungen mit ihm übereinstimmte." — „Ja, aber merkwürdiger Weise standen sie sich dessen ungeachtet immer gegenüber und hatten stets mit einander zu streiten." — Dies war mir neu und widerlegte die oft ausgesprochene Behauptung, daß Goethe sich am liebsten mit unterthänigen Nachschleichern und solchen Leuten umgeben habe, die ihm keinen Widerspruch entgegensetzten.

Auf seine eigenen Erfahrungen im Umgange mit Goethe hingelenkt, erzählte mir der alte Herr manche ausdrucksvolle Charakterzüge. „Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl!" rief er, sich halb vergessend, in seiner treuherzigen thüringischen Mundart aus. „Stets war er ruhig, heiter und human, ich habe ihn nie anders gesehen. Mit Jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Thüre hinausgeworfen hätte. Erst im reiferen Alter wurde es mir klar, weshalb er Jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vor Allem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu thun hatte, kennen zu lernen und er wußte wohl, daß dies am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt es durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt."

„Auch an mir, dem damals noch jungen Mann, hatte er oft Gelegenheit, seine Geduld und Nachsicht zu bewähren. Niemals schalt er, wenn ich gegen oder ohne seinen Willen nach meinem eigenen Sinne gehandelt hatte. Er fragte mich nur in der größten Ruhe: „Warum haben Sie das gethan?" und widerlegte mich dann mit wenigen überzeugenden Worten. In seinen Zurechtweisungen war er immer bündig und praktisch und einmal legte er mir selber die Hand auf das Lineal zurecht, als ich mich beim Liniiren ungeschickt benahm."

„Ein Tintenfleck auf dem Manuskript war ihm ein Greuel, aber dennoch wurde er niemals unwillig, sondern suchte mich ein für alle Mal durch eine kleine Anekdote zu bessern. „Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann," — sagte er bei dieser Gelegenheit — „wenn es dem Herzog von Gotha beim Briefschreiben begegnete, daß die Schleife eines Buchstaben wie beim h, g u. s. w. in der Tinte zusammenlief, so fing er den Brief von neuem an."

„Er wußte auch Jeden seinen Kräften gemäß zu verwenden und die Fähigkeiten untergeordneter Menschen in aufmunternder Weise klüglich zu nutzen. So gab er dem Copisten John den Briefwechsel mit Schiller nicht mit einem Male zur Abschrift, um ihn nicht zu schre-

cken oder ängstlich zu stimmen, sondern in kleinen Stößen, nach und nach."

„Großmüthig war er auch in Geldsachen. In der ersten Zeit meiner Anstellung und mit noch geringem Gehalt war ich einmal auf Beurlaubung nach Dresden gereist. Dort wurde mir das Geld knapp und ich schrieb an die Behörde nach Weimar und bat um einen Vorschuß, der mir später in Abzug gebracht werden möchte. Das Geld erhielt ich mit umgehender Post und als ich später bei Empfangnahme meines Gehalts den Abzug in Erinnerung brachte, wurde mir eröffnet, Seine Excellenz Herr von Goethe hätte die Kosten meines Aufenthalts in Dresden aus seinen Mitteln bezahlt." —

Ich erwähnte der Textkritik zu Goethe's Werken, welche Bernays durch seine Schrift angeregt, und der Nachlässigkeit der Cottaschen Ausgaben. Goethe, meinte ich, konnte sich nicht selbst zu einer Arbeit herablassen, die für jeden Anderen eine Quelle des Genusses und der Bildung hätte sein müssen; er unterzog sich allerdings der Mühe, im Jahre 1814 den Wilhelm Meister behufs einer neuen Ausgabe mit Riemer durchzugehen und hielt es dabei nicht für überflüssig, sogar den Gebrauch einzelner Ausdrücke umständlich zu rechtfertigen; aber die eigentliche Revision überließ er Anderen, denen er das leider unverdiente Vertrauen schenkte, daß sie die erforderliche Umsicht und Sorgfalt dabei aufwenden würden. Als Göschen nach der Ausgabe der Goetheschen „Schriften" in acht Bänden im Jahre 1787 eine vierbändige Auflage zu geringerem Preise ohne Wissen und Willen des Autors folgen ließ, hätte man glauben sollen, daß die erste Ausgabe der zweiten als Grundlage gedient hätte; statt dessen war die letztere durch allerhand Versehen, Druckfehler und Auslassungen entstellt. Und diese fehlerhafte Ausgabe wurde für die bei Cotta 1806—8 in zwölf Bänden erscheinende Ausgabe der „Werke" als Manuskript benutzt, ihre Fehler haben sich zum Theil in den neueren Drucken bis auf den heutigen Tag erhalten, die zweite Cottasche Ausgabe von 1820 ist sogar die am meisten verwahrloste. An den „Werther" anknüpfend, fragte sich Bernays: Wie geriethen die Fehler, von welchem die Originalausgaben 1774 und 1775 nichts wissen, in die Göschensche Ausgabe von 1787, welche eigentlich als die Vulgata anzusehen ist, und aus welcher Quelle stammt die letztere selber? Ein glücklicher Gedanke führte ihn auf den Nachdruck, den der Berliner Buchhändler Himburg von den Goetheschen Schriften unternahm. Alle Verunstaltungen stammen in der That aus der dritten Auflage des Himburgschen Nachdruckes und

nahmen von dort aus ihren Weg in die erste rechtmäßige Ausgabe der Schriften von 1817 und in die noch vorliegenden Texte.

Auf diese Auseinandersetzung bestritt Schuchardt die Thatsache nicht, wollte aber nicht zugeben, daß man so ganz nachlässig bei der Correctur verfahren sei. Er erinnerte sich, daß einzelne Sachen durchschossen und mühsam durchgearbeitet, ja daß Goethe sich selber solcher mühseligen Arbeit oft mit Ausdauer unterzogen habe. Daß eine Abschrift einer Himburgschen Ausgabe bisweilen, beispielsweise beim Werther, wie Bernays behauptet, als Manuskript zur Durchsicht und Bearbeitung zu Grunde gelegt worden, schien Herrn Schuchardt im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn die Himburgsche Ausgabe sei in Goethe's Augen und in dem Kreise seiner Umgebung auf das Entschiedendste verpönt gewesen.

Hierbei theilte mir Schuchardt mit, es seien, als es sich um das Verlagsrecht für die Gesammtausgabe gehandelt, von Goethe's Freunden, namentlich von Müller, Unterhandlungen mit verschiedenen Verlagshandlungen gepflogen und bedeutend vortheilhaftere Bedingungen als die seitens Cotta's geboten worden; Goethe aber habe auf Cotta bestanden, weil derselbe manches einzelne Werk, welches nicht gleich „gut gegangen", nicht selten mit Opfern gehalten habe.

Wir wissen jedoch, daß jene Sache nicht ganz glatt abgewickelt wurde. Es entspann sich ein theilweise sehr unerquicklicher Briefwechsel zwischen den Contrahenten; Goethe war klug genug, die Angelegenheit seinem Sohne zu übertragen. Cotta bedauerte, daß ihr gemeinschaftlicher Freund Schiller nicht mehr lebe, der ihre Geldverhältnisse so oft geordnet; Goethe schlug an dessen Stelle den jungen Boisserée vor. Durch ein Gebot von 80,000 Thalern, welches Brönner in Frankfurt am Main für einen Verlag von zwölf Jahren bot, wurde das Verständniß mit Cotta noch erschwert; Letzterer wurde unangenehm, worauf sich Goethe, mittelbar an Boisserée, unter Anderem äußert: „Sollen wir die Gegengründe, womit wir Herrn von Cotta's Argumente zu entkräften glauben, deutlich und unumwunden aussprechen, so kommen wir in den unangenehmen Fall, das Vergangene wieder zur Sprache zu bringen, welches wir lieber, da von Erneuerung eines früheren guten Verhältnisses die Rede ist, der Vergessenheit überlassen." — „Lassen Sie mich," fährt er fort, „jedoch das Hauptübel, das bei dieser Verhandlung obwaltet, aussprechen. Es ist dies, daß der Verleger jederzeit genau weiß, was ihm und seiner Familie frommt, der Autor dagegen völlig im Dunkeln ist. Und wo sollte er in dem völlig gesetzlosen

Zustande des deutschen Buchhandels Kenntniß nehmen, was darin Rechtens ist, was Herkommens und was nach sonstiger Convenienz Buchhändler sich einander verzeihen und gegen die Autoren erlauben!"

Es kann uns zum Troste gereichen, daß auch der große Goethe, ebenso gut wie wir Epigonenschriftsteller, sich zuweilen mit seinem Verleger „rämpelte." Die Unbilden, über welche Goethe klagt, haben sich wohl nicht vermindert, da vor noch nicht langer Zeit einer unserer ersten deutschen Buchhändler sich also über seine Collegen äußerte: „Unter den Buchhändlern ist entsetzlich vieles Gesindel eingeschmuggelt. Jeder Industrie-Ritter findet im Buchhandel Aufnähme, selbst dann noch, wenn die Schneidergilde ihn ausstößt." — Boisserée, welchem die Vermittelung übertragen worden war, hatte selber, wenn auch nicht in Bezug auf Cotta, geäußert: „die Buchhändler sind eine Zunft, für welche Dante gewiß noch eine ganz besondere Hölle erfunden haben würde, wenn sie zu seiner Zeit gelebt hätten." — Es gelang ihm übrigens, die Angelegenheit zu beiderseitiger Zufriedenheit zum Abschluß zu bringen.

Da wir hiermit einmal auf das Gebiet des Verlags und der Textkritik gekommen waren, erwähnte ich noch, daß der Franzose Alfred Hédouin, der eine Lebensgeschichte Goethe's, eigentlich eine französische Bearbeitung der Lewesschen Biographie herausgegeben hat, in einem Anhange nachweist, daß Goethe vier Seiten wörtlich aus einem Werke von Lorenz Sterne entlehnt hat. Ich hatte die Goetheschen „Maximen und Reflexionen" mit einer englischen Originalausgabe des „Koran" (The Koran, Vienna 1798) verglichen. Die genau übereinstimmenden Stellen finden sich bei Goethe in der Ausgabe von 1853 im 3. Bande, Seite 232—234, 239; in der Ausgabe von 1833 im 3. Bande, Seite 119—122, 127—128; im „Koran", 2. Theil, Seite 140, 142, 171, 172, 179, 182, 184, 187, 188, 198, 201. Aus der Vergleichung ersah ich, daß es mit Hédouin's Behauptung seine Richtigkeit hat: jene unter Goethe's „Reflexionen und Maximen" aufgeführten Sätze gehören nicht unsern deutschen Dichter und Weisen, sondern dem Verfasser des „Koran" an. Dennoch erkennt jeder Unparteiische auf den ersten Blick, daß hier kein Plagiat begangen sein kann. Goethe würde vielleicht, ebenso wie er von Shakespeare entlehnte, nicht Anstand genommen haben, eine Figur von Sterne in seine Schilderungen zu verweben, einen betreffenden Gedanken eines Anderen an eine entscheidende Stelle zu setzen oder einen originellen Ausdruck in seine Diction aufzunehmen; es konnte ihm aber nicht einfallen, einer Gruppe prosaisch ausgedrück-

ter Gedanken eine ganze Serie fremder Reflexionen einzureihen. Was Hédouin am Schlusse seines Appendix als eine Möglichkeit vermuthet: daß nämlich jene dem „Koran" entlehnten Gedanken sich unter Goethe's nachgelassenen Papieren befunden haben und von den Herausgebern, welche mit der Quelle unbekannt waren, ihm als Eigenthum zugeschrieben worden seien: diese Vermuthung gestaltet sich bei uns zur Ueberzeugung, wenn wir erwägen, was Hédouin nicht gewußt hat, daß nämlich jene „Reflexionen" in der That nicht von Goethe veröffentlicht worden sind, sondern sich zuerst im 9. Bande der nachgelassenen Werke finden. Sie wurden ohne Zweifel unter Originalschriften, untermischt mit allerlei solchen Notizen, Auszügen und Collectaneen gefunden; daß die Herausgeber des Nachlasses den „Koran" von Sterne gar nicht oder nicht genau gekannt haben, ist ihnen zu verzeihen, obschon sie wohl durch einen Fingerzeig hätten auf die richtige Quelle geleitet werden können: dicht hinter den angeführten Stellen des „Koran" findet sich nämlich ein Urtheil Goethe's über Sterne und nach wenigen eingeschobenen Maximen wieder eine Notiz über Sterne's Leben und über die besonderen Eigenheiten dieses englischen Humoristen.

Herr Direktor Schuchardt war ebenfalls der Meinung, daß der ganze Hergang der Sache auf diese Weise zu erklären sei, wenngleich er nicht in Abrede stellte, daß Goethe über das Gedanken-Eigenthumsrecht die freimüthigste Ansicht gehegt habe. Bei den in jetziger Zeit zu erwartenden neuen Ausgaben der Goetheschen Werke möchte indessen doch die Auslassung jener angeführten Reflexionen anzurathen sein, nicht nur, um dem englischen Autor sein Eigenthum zurückzuerstatten, sondern auch um für die Folge zu verhüten, daß dem reichsten Geiste, von dem wir Alle entlehnen, eine solche Freibeuterei zugeschoben werde.

Bei dieser Gelegenheit kamen wir auch auf die Unzuverlässigkeiten französischer Uebersetzungen zu sprechen und Schuchardt erzählte: als er in Paris gewesen, seien in einer Gesellschaft junger Literaten die Uebersetzungen Goethe's zur Sprache gekommen; er hätte bei dieser Gelegenheit durch mündliche Uebersetzungsproben aus dem Faust die Zuhörer überzeugt, daß die vorhandenen Uebersetzungen durchaus nicht den Geist und das Verständniß des Urtextes richtig und vollständig wiedergeben.

Ich fragte, ob es wahr sei, daß Goethe stets stehend geschrieben habe.

„Ich habe ihn," erwiederte der Direktor Schuchardt, „in den letz-

ten acht Lebensjahren niemals mehr als seinen Namen schreiben sehen, was allerdings am Stehpult geschah."

Ob Goethe beim Diktiren im Zimmer auf- und niedergegangen sei, fragte ich weiter, denn es war für mich von Interesse, zu erfahren, unter welchen äußeren Umständen sich die erhabensten Gedankenfrüchte aus der körperlichen Rinde gelöst hätten. „Auf und nieder ging er nicht," war die Antwort, „denn dazu fehlte es in dem engen Zimmer an Raum. Goethe ging, wenn er diktirte, um den Tisch herum. Von dieser Art des Diktirens können Sie sich schwerlich eine Vorstellung machen. Es floß ihm ohne Unterbrechung, ohne Stockung vom Munde, daß man Mühe hatte, mit der Feder zu folgen. Keine Störung konnte ihn wesentlich irre machen. Es geschah leider oft genug, daß er durch lästige Besuche abgerufen wurde. Er zog dann gewöhnlich in der Eile einen blauen Ueberrock an und begab sich in das Empfangszimmer. Wenn er aber zurückkehrte, nahm er das Diktat an der Stelle wieder auf, wo er stehen geblieben war, ohne sich die letzten Sätze erst in die Erinnerung zurückrufen zu lassen."

Dieses geläufige Produziren, meinte ich, sei wohl eben daraus zu erklären, daß Goethe schon vor dem Diktiren die Stoffe Jahre lang in sich herumgetragen, in seinem Geiste bewegt und theilweise schon völlig ausgearbeitet habe. „Freilich wohl," bestätigte Schuchardt. „Meyer, gegen den ich mich verwundert darüber aussprach, erzählte mir sogar, Goethe habe ihn auf einer Fahrt von Jena nach Weimar im Wagen ganze Abschnitte aus den Wahlverwandtschaften, von denen damals noch nichts niedergeschrieben gewesen, so geläufig vorgetragen, als ob er von einem Buche abgelesen habe. Aber es erklärt sich besonders daraus, daß Goethe sich beim Vortrage ganz in die Sache versetzte, alle Vorgänge, die er schilderte, im Geiste miterlebte. Er sprach mit mächtiger Stimme, mit dramatischem Ausdruck, und ich fuhr manchmal zusammen, wenn er, mir zu den Wanderjahren diktirend, die Personen drastisch oder pathetisch vorführte. Dabei schien er weder mich noch irgend etwas von seiner alltäglichen Umgebung zu bemerken."

Es fiel mir hierbei das Wort ein, welches Goethe, als er den Grundgedanken von den Urpflanzen erklärte, zu Schiller sagte: „Es freut mich, daß ich nicht nur Ideen habe, sondern sie auch mit meinen Augen sehe."

Der alte Herr war jetzt, in der Erinnerung seiner beneidenswerthen Jugend, mittheilsam geworden, aber ich bemerkte auch seine kör-

perliche Erschöpfung und empfahl mich. Bei meinem Abschiede erbat ich mir die Erlaubniß, Manches aus seinen Mittheilungen, namentlich die bedeutendsten Züge aus Meyer's Leben, veröffentlichen zu dürfen. Direktor Schuchardt gehört zu den wenigen noch lebenden Veteranen aus der klassischen Weimarischen Zeit und ist nur noch der Einzige, der als Flamen in dem Tempel am Frauenplan gedient hat. Seine Worte sind Beiträge zu einer wahrheitsgetreuen Tradition, die wir uns über den Edelsten und Größten unserer Literatur erhalten wünschen müssen.

---

ich in die Wohnung des Thürmers. Solch ein Thürmer hat für mich immer etwas höchst Romantisches. Die Stürme singen ihm das Schlummerlied, die Sonne spendet ihm den ersten und den spätesten Gruß, die Gewitterwolken ziehen dicht an seinem Haupte vorüber. An Sonn- und Festtagen hört er aus der Tiefe die gewaltigen Melodieen der Orgel und den Choralgesang der Gemeinde; zur Mittags- nnd Vesperstunde erschüttert der Schall der Glocke, die der Glöckner in Bewegung setzt, seine Behausung. Die Luft der Höhen umweht sein enges Stübchen, aus dem er zu jeder Zeit in die lachende grüne Ferne blicken kann. Im Sommer ist es besonders schön und luftig hier oben, wenn die kleinen Gartenbeete grünen, die er in Holzkästen angelegt hat; wenn die Schwalben aus den Giebeln der alten Häuser auffliegen und das offene Fenster umschwärmen, auch wohl vom Sims aus neugierig in das Zimmer schauen oder eine Spinne wegstipitzen; wenn die Kinder, welche von oben ganz zwerghaft erscheinen, sich auf dem Schulplatze in lauten und frohen Spielen tummeln; wenn der Blick hinausschweift in die grüne Umgebung. Zwar ist es in der kleinen Thurmwohnung viel eintöniger und unfreundlicher des Winters, wenn die weiten Gefilde öde und schneebedeckt liegen; wenn statt der Schwalben krächzende Krähen dem Thurmwächter ihren Besuch abstatten; wenn auf der Straße Niemand mehr zu sehen ist, als die erstarrte Hökerin neben dem strohbekleideten Brunnen, oder der vorüberhuschende Bartscheerer, oder des Morgens und Mittags die halb erfrornen Schulkinder, die weder zum Spielen noch zum Schreien aufgelegt sind, — aber die Unterhaltung beginnt des Abends, wenn die Lichter aus den Wohnungen schimmern, sehr verschiedene Stände von Lichtern: Rentiers- und Professoren-Lampen, grüne Studentenlampen, blecherne Petroleumblaker und dünne Talglicht-Proletarier. Die Leute, die man sonst nur geschniegelt, aufgeputzt oder in rücksichtsvollem Gebahren auf der Gasse oder am offenen Fenster erblickt, erscheinen dann in ihrer Häuslichkeit ganz wie sie sind und leben, und Keiner ahnt, daß ihm über den breiten Kirchplatz Jemand in das Fenster schauen könne und Niemand denkt an den Thurmwächter. Und nun erst die Sternenpracht, die er schrankenlos überschauen kann! Er, dem Erdengetümmel ferner gerückt, gehört zu den wenigen Sterblichen, auf den sich nicht anwenden läßt, was Anaximenes dem Pythagoras schreibt: „In welchem Sinne könne ich mich an dem Geheimniß der Sterne erfreuen, da ich immer vor Augen habe den Tod oder die Knechtschaft?“

Meine romantische Ansicht von dem Leben dieses hohen Stadtbe-

amten wurde noch befestigt, als der Thürmer von der Michaeliskirche plötzlich eine kleine Trompete ergriff und, nachdem er nach allen vier Himmelsgegenden ausgelugt hatte, einige quäkende Töne dem Instrument entlockte. Da nahm ich ihm die Trompete, die mich an meine frohe Kinderzeit erinnerte, aus der Hand und blies ebenfalls und dabei gedachte ich jenes Abends, als mir mein Großvater, der alte Kassenrendant, die erste Kindertrompete vom Weihnachtsmarkt mitgebracht hatte: ja, im Taumel der Erinnerungsfreude blies ich so anhaltend, daß der alte Thürmer mir erschrocken die Blechpfeife entriß.

„Ei, ei, mein Herr, — rief er — sie verursachen mir einen Verweis! Es darf nur nach jeder der vier Himmelsgegenden ein Ton hinausgeblasen werden und das auch nur alle Viertelstunden."

„Alle Viertelstunden?" fragte ich, „und weshalb?"

„Jede Viertelstunde muß ich nach den vier Seiten hinauslugen, ob nicht irgendwo eine Feuersbrunst in der Stadt oder Umgegend auflodert, und wenn Alles außer Gefahr ist, muß ich es durch den Trompetenton den Bürgern verkünden."

Alle Viertelstunden hinauslugen bei Wind und Wetter und immer auf dem Posten sein und die Minuten zählen! Der Thürmer kam mir jetzt mit einem Male als ein recht gequälter Mann vor und meine ganze romantische Idee über sein Leben war verschwunden. Er erschien mir nun noch unglücklicher als der allgemeine Mensch, dessen Loos Anaximenes schildert, denn er hatte den Tod vor Augen und lebte schon in der Knechtschaft.

Ich verließ den Unfreien und stieg höher hinauf bis auf die Spitze des Thurmes, in den Aufsatz, welcher das grüne Thürmchen genannt wird.

Da lag Jena zu meinen Füßen, „das liebe närrische Nest," — wie Goethe es nannte. Unten sah ich die Studenten in kleinen Trupps, mit ihren bunten Mützen und Ziegenhainern, und ich dachte im Stillen an ihr Studiren und Commerciren und an ihre jugendlichen Liebschaften, mit denen wohl mancher gute Jenenser Vater und Ehemann seine liebe Noth haben mochte, und ich stand im Begriff, wie Heinrich IV. auszurufen: „Je vois un nid de cocus."

Mit Hülfe eines Dollond'schen Telescops konnte ich sogar die fast unzähligen weißen Täfelchen an den Häusern erkennen, mit welchen seit der Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Universität die Stätten bezeichneten wurden, wo die berühmtesten Männer in dieser Herberge der Wissenschaft gewohnt haben. Ich f[illegible] [illegible]inige dieser Stätten. Dort am Rathhause das Hau[illegible] Botaniker

digt, welche an diesem Orte die herrlichste und glücklichste Entfaltung des deutschen Geistes offenbarten.

Zu meinen Füßen liegt Jena in Gestalt eines Vierecks, dessen vier Seiten nach den vier Haupt-Himmelsgegenden gerichtet sind; die östliche Seite verlängert sich nach Norden hin in die Straße, welche nach Dornburg führt, die nördliche nach Westen in die Straße nach Weimar; südwärts läuft die Straße nach Kahla aus. Diese Landstraßen durchziehen die Plätze und Gebäude der Vorstädte, welche freier und freundlicher als die innere Stadt aussehen. Die Ostseite der Stadt bespült die Saale und bildet im Nordosten eine schräg liegende längliche Insel, welche durch die große Camsdorfer Saalbrücke mit dem östlichen Flußufer in Verbindung steht. Einige Thurm-Ueberreste von festungsartigem Bau bezeichnen noch die Grenzen der alten inneren Stadt, welche jetzt an der Stelle der früheren Befestigungsgräben mit Gärten und Spaziergängen umgeben ist: dort der runde Pulverthurm im Nordwesten und daneben der viereckige Thurm des Johannisthors mit dem Käsekorbe; der freistehende Pulverthurm am Fürstengraben mit seiner kegelförmigen Spitze; der mit Laub umrankte Thurm bei dem Anatomiegebäude; ein anderer an der Südost-Ecke der Stadt, ferner der alte Schloßthurm im Nordosten und der benachbarte Unterbau mitten am Fürstengraben. Der Nützlichkeitssinn der Neuzeit hat diese alterthümlichen Denkmale schon zu wiederholten Malen bedroht, wogegen die Alterthumsfreunde sich nachdrücklich für ihre Erhaltung verwenden.

Die Bauart der Innenstadt ist ziemlich regelmäßig. Drei gerade und regelmäßige Straßen, welche mit dem ehemaligen nördlichen Festungsgraben, dem jetzigen Fürstengraben, in gleicher Richtung laufen: die Johannis-, die Leutra- und die Collegien-Gasse durchziehen die Stadt von Osten nach Westen und theilen die Häusermassen in drei gleich breite Abtheilungen. Im östlichen Theile, am Ausgange der Leutra- und Collegien-Gasse liegt der große, regelmäßig viereckige Marktplatz, geziert mit der Bildsäule Johann Friedrich's; der zweite Platz von Bedeutung, der Eichplatz mit der am 18. Januar 1816 gepflanzten Friedenseiche liegt auf der Westseite, auf dem ehemaligen Graben; die übrigen Plätze sind von nur mäßiger Ausdehnung. Das Schloß liegt an der nordöstlichen Ecke der inneren Stadt, auf zwei Seiten vom Graben begrenzt. Es besteht aus einem Hauptgebäude aus dem 17. Jahrhundert und einem älteren Nebengebäude, welches 1570 dem ursprünglichen, später abgetragenen Hauptschlosse angefügt

war. Die Michaeliskirche, die Hauptkirche der Stadt, liegt nördlich, in der Nähe vom Marktplatze; unweit der Südwest=Ecke der Stadt befindet sich die Paulinerkirche; auf dem Friedhofe auf der Westseite der Stadt liegt die alterthümliche Johannis= oder katholische Kirche und die mit einem hohen Thurme versehene Garnisonkirche.

Die Stadt bietet schon in der Nähe freundliche Spaziergänge. Dazu gehört der sogenannte Graben, das ausgefüllte und mit Bäumen bepflanzte Bodengebiet, welches die früheren Festungswerke einnahmen; ferner das reizende Paradies jenseits der südlichen Vorstadt, ein mächtig ausgedehnter Platz, der von zwei schönen Lindenalleen durchschnitten, von der Saale bespült wird und reizende Ansichten der Umgegend darbietet.

Ostwärts lenke ich jetzt den Blick auf das reizende Saalthal und die angrenzenden Höhen. Diesseits des Flusses, auf der Westseite des Thales, sehe ich im Süden der Stadt, ganz nahe das Forsthaus, wo Karl Doebereiner seine gemüthliche Natur=Kneipgesellschaft versammelt; dicht dabei das Dorf Lichtenhain, wo das berühmte saure Weißbier verzapft wird. Ferner gelegen, zeigt sich die 400 Fuß hohe, steile Felswand des Rothensteiner Berges und im Hintergrunde thront die stattliche Leuchtenburg, auf hoher Bergkuppe erbaut, von wo jetzt die altenburgischen Zuchthäusler in die schöne Welt hinausschauen. Wenn nicht der Anblick einer lachenden Natur unmittelbar tröstend und erheiternd auf das menschliche Gemüth einwirkte, so möchte man die armen Gefangenen eben wegen der schönen Lage des Haftgebäudes in noch höherem Maße bedauern, denn der Gegensatz zwischen Freiheit und Knechtschaft, zwischen Wonne und Pein wird dadurch noch verschärft.

Jenseits der Saale, der Stadt gerade gegenüber erhebt sich der höckerige Hausberg und daneben die kegelförmigen Kernberge. Im zwischenliegenden Thale zeigt sich, halb hinter Obstbäumen versteckt, das Dorf Ziegenhain, in dessen Wirthshause der originelle „Hannefriede" den Musensöhnen sein trübes Weißbier in zierlichen Holzkannen kredenzt. Weiter südlich erblicke ich das viereckige thurmhohe Gebäude der Lobeda=Burg, einst der Sitz des reichen Geschlechts, welches im zwölften Jahrhundert Jena, Burgau und Roda besaß, in Folge der sogenannten Lobdeburger Fehde aber ein Gut nach dem anderen abtreten mußte.

Nördlich vom Hausberge zeigt sich eine Höhengruppe, in Form eines Hufeisens, welches seinen Bogen nach Osten hin krümmt und die

beiden Schenkel nach der Saale hin erstreckt; diese Schenkel, welche ein weites Thal, das Gembdenthal umspannen, sind der steile Jenzig und der Gleisberg mit der festungsartigen Ruine der Kunitzburg, der alten Schutzvoigtei gegen die andringenden Sorben und Wenden, deren Thurm sich kühn auf verwitterter Felsspitze erhebt. Ganz am Ende des Saalthals, im Norden sehe ich die drei glänzenden Schlösser von Dornburg auf den Felsenvorspringen schimmern, das alte kaiserliche Palatium und Goethe's Wohnung mit dem mittelalterlichen Giebeldach.

Bei all der Pracht wird es mir auf dem Thurme gar schwindlig im Kopfe; ja, es scheint mir, als ob jene alten Berge in ihrer Herrlichkeit selber schwanken und taumeln. So mochte es jenem seligen Studio ergangen sein, der, als er die alten Höhen betrachtete, die Strophe dichtete:

Der Hausberg und der Jenzigberg,
Sie stolpern und sie wackeln,
Der Hausberg und der Jenzigberg,
Die riesigen Hallunken.
Der Hausberg und der Jenzigberg,
Sie haben zu viel getrunken.

Das ist einer von den Versen, die vereinzelt auf den vergilbten Blättern verjährter Studenten-Stammbücher zu lesen sind. Im Munde der Studiosen leben nur die gangbaren Gesänge, die in den Lieder- und Commersbüchern stehen und die sonst im Burgkeller, im Geleitshause oder im Kaffeehause am Schweinemarkt eingebürgert sind.

Wenn sich das bleiche Mondlicht auf die Musenstadt senkt und die schlummernden Gipfel der östlichen Berge ihre Schatten über die Saale werfen; an milden Sommerabenden, wenn die laue Luft und die gerundeten Höhenkuppen und das harmlose kleinstädtische Wesen an Italien gemahnen — dann hört man in später Stunde wohl noch das Abschiedslied des Postillons, der im Schritt zur Stadt hinausfährt und noch öfter die mehr oder weniger melodischen Gesänge der aus der Kneipe heimkehrenden Musensöhne. Denn das Singen in den Straßen haben sich die jungen Leute nicht nehmen lassen und sich gegen alle Verbote sehr aufsässig gezeigt. Im Jahre 1792 hatte das Verbot des Singens und Tabacksrauchens auf den Straßen und Gräben den Auszug von 500 Studenten zur Folge. In Kötschau wurde beschlossen, durch Weimar nach Erfurt zu gehen. Vor Weimar kam ihnen ein herzoglicher Commissar entgegen, vernahm den zu Kötschau gefaßten Beschluß und rieth ihnen, in Weimar zu bleiben. Die Regierung gestattete auch den

Durchzug nicht und der Zug ging über die Kegelbrücke nach dem Erfurter Thor. Die Ausgezogenen erhielten inzwischen Zugeständnisse, worauf der beliebte Jurist Walch und der Kirchenrath Döderlein den Zug zurückführte. Nach einem Aufenthalt in Kötschau kehrten sie wieder nach Jena zurück und wurden oberhalb des Schneckenberges von den Commilitonen jubelnd empfangen.

Als im Winter 1822 wieder ein solches Verbot an das schwarze Brett der Stadtkirche angeschlagen worden, versammelte sich im Paradiese eine drohende Menge, welche den Beschluß faßte, sich auf alle „Eventualitäten" gefaßt zu machen, und darauf mit fliegenden Fahnen nach der altenburgischen Stadt Kahla auszog. Karl August schreibt über diese Angelegenheit an Goethe: „Die Akademie Jena gewährt seit einiger Zeit wenig Freude. Vielleicht ist der jetzige Actus das letzte Recidiv und die Krankheit wird aus dem Grunde gehoben und geheilt." —

Ei, du Jenenser Löwentrutz,
Wie hat man dich gezähmet!

Dort unten sehe ich jetzt unsern Studenten-Veteranen, „die Bierlatte" genannt, schwankenden Schrittes über den Schulplatz eilen; soll es etwa nach Ober-Wöllnitz gehen, wo sich die wunderlichen Kerle um ihrer Kindereien willen die Gesichter zerhacken? Doch mag dies auch dem Kriegstriebe zuzuschreiben sein, der im Allgemeinen in „dieser besten der möglichen Welten" liegt und ich glaube gewiß, daß, wenn die alten Berge dort drüben von ihrer Stelle könnten, der Hausberg und der Jenzig längst über einander hergefallen wären und einer von ihnen läge jetzt schon unten im Gembdenthale; ja ich glaube überdieß, daß sie renommirende Jenenser Schlingel sind und sich noch öfter benebeln würden, wenn Jupiter statt des Wassers Lichtenhainer oder Lagerbier regnen ließe.

Von meinem grünen Häuschen herabsteigend, summe ich noch ein Mal das geistreiche Lied:

Der Hausberg und der Jenzigberg,
Die riesigen Halunken,
Der Hausberg und der Jenzigberg,
Sie haben zu viel getrunken.

Der Fürstengraben.

Der Fürstengraben macht einen Theil der Jenenser Spaziergänge aus, welche die Stelle der früheren Festungsgräben auf der Nord- und Westseite einnehmen. Zu diesen Verschönerungen der Stadt hat auch Goethe in seiner amtlichen Wirksamkeit beigetragen. Im Jahre 1818 verwendete er sich für die Abtragung des Löbder Thores und die Ausfüllung des Grabens, dem Gesuch hinzufügend: „Es giebt vielleicht Anlaß, daß die übrigen Außenseiten nach und nach diesem aufgestellten Muster wünschenswerth ähnlich würden." — Der Fürstengraben, welcher mit einer Doppelreihe von Linden besetzt ist, von denen viele zweihundertjährige aus der Zeit des Herzogs Bernhard stammen, begrenzt den nördlichsten Theil der inneren Stadt, liegt parallel mit den drei von Westen nach Osten laufenden Hauptstraßen: der Johannis-, Leutra- und Collegienstraße, und erstreckt sich von der Mühllache, einer Abzweigung der Saale, bis zum Gottesacker.

Geht man von der Mühllache aus, den Fürstengraben nach Westen hinauf, so liegt zur linken Hand, gleich an der ersten Ecke, das Hauptgebäude des Schlosses. Hier war früher das Absteigequartier für die großherzogliche Familie, in welchem jetzt die Büsten von Anna Amalie, Karl Bernhard, Karl August, der Herzogin Luise, Maria Paulowna u. A. aufgestellt sind. Karl August sehen wir auch in einem Bilde von Schwerdtgeburth, im Jagdkleide, von Hunden begleitet. Im Hintergrunde der Park von Weimar mit dem Templerhause. Goethe zeigt sich in der Schmellerschen Copie nach dem Jagemannschen Original-Gemälde.

Neben diesem herzoglichen Quartier liegt das kleine Zimmer, welches Goethe und Knebel Jahre lang bei ihrem Aufenthalt in Jena bewohnten. Goethe hielt sich oft hier auf, wenn er ungestört arbeiten wollte, lud auch hierher, auf sein „Malepartus" — wie er es nannte —

seine lieben Freunde. „Dort in Knebel's alter Stube," schreibt er an Schiller, „bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum auf dieser Erde so viel produktive Momente verdanke. Es ist lustig, daß ich an einem weißen Fensterpfosten Alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stünde gar Manches darauf, was unser Verhältniß aus mir herauslockte." — Hier fertigte auch Goethe manche Federzeichnung; die drei letzten von seiner Hand besitzt Sal. Hirzel in Leipzig. — Riemer hat noch, wie er berichtet, manches Diktat in diesem Zimmer nachgeschrieben und mancher Unterredung mit Einheimischen und Fremden darin beigewohnt.

Einige Wachsbossirungen von Goethe's Diener Stadelmann werden hier noch als Zimmerschmuck aufbewahrt, und an der Fensterwand befindet sich unter Glas und Rahmen ein Facsimile des Goethe-schen Gedichts vom 7. November 1825, — dasselbe, welches sich unter dem an Nicolaus Meyer geschenkten Portrait befindet:

„Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund;
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund."

Die sogenannten Loderschen Pappeln, welche man, aus einer Stelle des Goethe-Knebelschen Briefwechsels zu schließen, vor dem Fenster vermuthen sollte, standen aber vor einem Zimmerchen auf der entgegengesetzten Seite und sind bei der Zuschüttung des Grabens entfernt worden, — dies theilte mir Herr Färber mit, der jetzt das Amt eines Custoden bei der mineralogischen Sammlung bekleidet, welchem sein Vater, Schiller's ehemaliger treuer Diener, viele Jahre vorgestanden hat. Loder, der berühmte Anatom und Physiolog, mit welchem Goethe seine osteologischen Studien betrieb, wohnte bis zum Jahre 1803 im Schlosse.

Nach der Schlacht von Jena, als das Schloß den Franzosen zum Lazareth diente, wurde auch das Goethe-Knebel-Zimmer nicht verschont. „Es scheint, als ob der große Geist Napoleons so einer Aussöhnung bedürfe," schreibt Knebel. Im folgenden Januar meldet er dem Freunde: „Ich halte mich ziemlich frei in meinem oberen Schloß von Menschen und Sachen, und so erhalte ich mich ziemlich in meiner Zufriedenheit." Goethe aber schreibt noch im März: „Wenn das Schloß von Blessirten rein ist, wag' ich wohl einmal einen Besuch bei Euch,

denn ich möchte nicht eher hinkommen, bis ich Anstalt zur Reinigung und Wiederherstellung machen kann."

Das Schloß aber diente noch bis zum Jahre 1813 abwechselnd bald als Soldatenquartier, bald als Lazareth. Nach dieser Zeit wählte Karl August das gegen Westen liegende Seitengebäude zur Wohnung seiner Familie bei ihrem Aufenthalt in Jena und räumte das Hauptgebäude den zur Universität gehörigen Sammlungen ein. Bei der nöthigen Wiederherstellung wurden auch die Wände des Knebel-Zimmers und auch der Fensterpfosten nebst Goethe's Notizen übertüncht. Jetzt befinden sich im Schlosse das an Vögeln und Conchilien sehr reiche zoologische Museum, das mineralogische Museum nebst der Petrefacten-Sammlung und der darauf bezüglichen Büchersammlung von 1150 Bänden und die von Dr. Klopfleisch gegründete germanisch-archäologische Sammlung.

Wie viel diese Sammlungen Goethen zu verdanken haben, ist bekannt. Zwar verwendete er geringe Aufmerksamkeit auf die Vermehrung des zoologischen Kabinets, da er solches zu didaktischen Zwecken für weniger nöthig hielt; dagegen bemühte er sich unablässig für den Ankauf der vom Professor Stark hinterlassenen anatomischen Sammlung; das physikalische Kabinet, welches sich gegenwärtig in der Neugasse befindet, beschenkte er mit seinen eigenen reichen Apparaten; besonders thätig zeigte er sich für das mineralogische Kabinet, indem er nicht nur den Ankauf der geognostischen Sammlung des Ilmenauer Bergraths Voigt eifrig befürwortete, sondern auch selber die Aufstellung der Mineralien anordnete, wobei er ein entschiedenes Votum gegen die Glasschränke aussprach. Das mineralogische Kabinet wurde der Wirkungskreis des berühmten Lenz, des Stifters der mineralogischen Societät, welche die Jenenser Sammlung für das Steinreich zu einer der schönsten und reichsten machte.

Eine höchst interessante und für die ästhetische Ausbildung der Studirenden äußerst wichtige Sammlung ist das im Schloß befindliche, vom Professor Göttling im Jahre 1845 gegründete und aus dem Ertrage öffentlicher Vorlesungen vermehrte archäologische Museum, welches die bedeutendsten Bildwerke alter Kunst in mehr als dreihundert Gypsabgüssen enthält, darunter Niobe, Apollo von Belvedere, die Venus von Capua, von Milo, von Medicis, Laokoon, Juno Ludovisi, die Köpfe der Dioskuren, die beiden Roßköpfe aus Venedig und Athen; in einem Nebensaal ein Gypsabguß des Moses von Michel Angelo in der Colossalgröße des Originals, ein hölzernes Modell

[illegible]

r
ſt
es
ci=
ent
ern
itte

eſaal
neca,
it Jl=
n Ge=
. Ein
en zum
elling's.
Zuhän=
verwahrt.

[illegible]

... der Anatomie Langenbeck, welte a[illegible]
... Amtswohnung, in welcher [illegible]
... Jahre wohnte.
... gegenüber, mit den vorſpri[illegible]
... Kurfürſt Johann [illegible]
... Privat Unterricht[illegible]
... anſtalt. Hier [illegible]
... lung, der ſup[illegible]

lang in Jena docirte; der Buchhändler Frommann, Goethe's, Schlegel's und Tieck's Gastfreund; Professor Fernow, der nachmalige Bibliothekar der Herzogin Amalia, Carsten's und Baggesen's Freund; Hufeland, Verfasser der Makrobiotik, nachmaliger Staatsrath und Professor in Berlin. In dem östlich gelegenen Nebenhause lebte privatisirend der Staatsminister von Savigny.

Gegenüber, in gleicher Front mit dem Schulze-Denkmal, sehen wir auf einem Postament von Eklogit die von Drake modellirte Büste Lorenz Oken's, welcher in den Jahren 1807 bis 1819 in Jena als Professor der Naturwissenschaften lehrte, darauf aber als Freidenker und öffentlicher Vertheidiger der Wartburgfeier seiner Professur enthoben, hier noch acht Jahre lang seine „Isis" redigirte, bis dieses Journal von der Polizei unterdrückt wurde. Hoffmann von Fallersleben schildert ihn mit folgenden Worten: „Der Verkehr mit ihm war anregend, lehrreich und angenehm. Wir sprachen über alles Mögliche und ich mochte nun vorbringen noch so vielerlei, — Oken sprach immer geistreich, anziehend und belehrend. Wo es galt, irgend etwas Gutes und Schönes zu fördern, war er bereit mit Rath und That." — Der tief denkende Verfasser der „Naturgeschichte für alle Stände" endete seine Laufbahn als vielseitiger Forscher in Zürich; sein Andenken aber ehrte die Naturforscher-Versammlung, die ihm ihre Enstehung verdankt, am 18. September 1857 durch die Errichtung dieses Denkmals.

Ein schmaler Zwischenraum trennt dieses Monument von einem Hause, welches den Haupteingang in der Jener-Gasse hat; hier wohnten der Geheime Consistorialrath Danz, der Professor Göttling, einer der ersten Chemiker Deutschlands, und sein Sohn, der Philologe. Wenige Häuser trennen dies Gebäude von der ehemaligen Wohnung des Professors Ersch, des Herausgebers der berühmten Encyklopädie und Mitarbeiters an der Allgemeinen Literatur-Zeitung; jetzt steht an dieser Stelle das reizend gelegene neue Collegien-Haus, welches 1861 eröffnet wurde, ein stattliches Gebäude mit Auditorien, Senatssitzungs- und Decanats-Zimmern. Dicht an das Collegien-Haus stößt ein Haus der Jener-Gasse, in welchem fünf berühmte Jenenser wohnten: Eichhorn, der Professor der orientalischen Sprachen; Froriep, Professor der Medizin, später Ober-Medizinalrath in Weimar; Professor Schott, der Theologe; hier lebte als Student Hardenberg oder Novalis, der mystisch-fromme romantische Dichter der melodischen „Hymnen an die Nacht;" im Jahre 1811 weilte auch hier als Privatmann der Philologe Friedrich

Rückert, der herrlich begabte Dichter, der sein reiches Gemüth in allen poetischen Formen entfaltete.

Einige Schritte weiter führen uns nach dem Universitäts-Rentamt und dem Rosengebäude. Im letzteren finden die akademischen Concerte und die Bälle der Sonntags-Gesellschaft, so wie die Vorlesungen zum Besten bestimmter Zwecke statt. Das Haus verdankt seine Stiftung dem edlen Griesbach, der bei der Verwaltung der akademischen Güter nicht nur auf Vermehrung der Einkünfte der Universität bedacht war, sondern auch der studirenden Jugend Gelegenheit zu anständiger Geselligkeit bieten wollte. Mit dem Rosengebäude ist der Rosenkeller am Eichplatz verbunden, ein der Universität gehöriges Wirthschaftslokal mit Schankgerechtigkeit.

Vor dem Rentamte steht das dritte der Monumente, welche den Füstengraben zieren: das im Jahre 1857 errichtete Döbereiner-Denkmal, in sinnig geordneter Umgebung ein großer Granitblock aus dem Waldecker Forst, mit einer gußeisernen Tafel, worauf die Inschrift: „Dem Andenken Johann Wolfgang Döbereiner's seine Mitbürger." Döbereiner wirkte nach Göttling's Tode von 1810 bis 1849 als Professor der Chemie in Jena. Durch seine Lebensverhältnisse in Landwirthschaft, Botanik und Apothekerkunde eingeweiht, mit genialem Blick begabt, wußte er, wie Wenige, das Wissenschaftliche mit praktischer Tendenz zu vereinigen; er war ein fesselnder und anregender Lehrer der Theorie, vor Allem aber ein praktischer Chemiker. Als Theoretiker begründete er die Mikrochemie, bildete die pneumatische Chemie aus und untersuchte die Natur des Platins; er ist der Erfinder der Platina-Feuerzeuge und seine Entdeckungen auf dem letzteren Gebiete nannte Berzelius die glänzendsten seiner Zeit; in der organischen Chemie verdankt ihm die Industrie die künstliche Erzeugung der Ameisensäure und die Gewinnung der Essigsäure durch Oxydation des Alkohols. Karl August ehrte den verdienstvollen Naturforscher durch mancherlei Auszeichnungen und Goethe stand mit ihm in fortgesetztem theilnahmsvollen Briefwechsel. Letzterer äußerte im Jahre 1815 über ihn zu Boisserée: „Die Chemie rückt jetzt mit großen gewaltigen Schritten vor, durch Berzelius, Strohmeyer, Göttling, Döbereiner. Letzterem, einem jungen Mann in den Dreißigen, in Jena, hat Winterl in seinem Compendium große Ehre erwiesen; das will etwas sagen von einem jungen Mann; der kann es durchsetzen."

Der Fürstengraben schließt zur linken Hand mit dem Pulverthurme; auf der gegenüberliegenden Seite, dem Durchgange gegenüber, welcher

neben dem Collegien-Hause den Fürstengraben mit der Jener-Gasse verbindet, liegt die neue Bibliothek, das stattlichste der Universitätsgebäude, in italienischem Styl erbaut und im August 1858, in den Tagen des dreihundertjährigen Jubiläums der Universität, eingeweiht. Die Grundlage der Universitäts-Bibliothek bildete die werthvolle Schloß-Bibliothek des Kurfürsten Johann Friedrich, welche durch die Budersche Sammlung und durch andere Vermächtnisse, Ankäufe und Geschenke vermehrt wurde. Goethe, der für die Ordnung wissenschaftlicher Sammlungen eine entschiedene Begabung besaß, ließ es sich angelegen sein, diesen Bücherschatz neu zu gestalten, das Lokal aufzufrischen und zu erweitern und die Bildnisse chronologisch und schicklich anzubringen. Mit Hülfe des Geheimraths von Voigt gelang es ihm, das schwere Werk in sieben Jahren zu vollenden. Bei dieser Gelegenheit ging Goethe „eroberungsweise" — wie er sich gegen Eckermann rühmte — zu Werke, indem er einen an die Bibliothek angrenzenden Saal, welchen die medicinische Facultät zu ihren Conferenzen benutzte und herzugeben verweigerte, gewaltsam durch die Mauer brechen und die Bücher durch die Bibliotheksdiener aufstellen ließ. „Die Herren Mediciner, — erzählte er weiter — die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht was sie sagen sollten und zogen sich wieder zurück; aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll." — Es war dies eine jener dictatorischen Handlungen, zu denen leider auch das friedlich gesonnene Genie hinneigt, wenn es im Kampfe mit den Alltagsköpfen die Geduld verliert. Mit dem Bau der neuen Bibliothek erhielt übrigens die medicinische Facultät nicht nur ihr altes Eigenthum zurück, sondern es wurden ihr auch die sämmtlichen früheren Bibliotheksräume für die anatomischen und physiologischen Vorlesungen und Arbeiten zugewiesen.

Die neue Bibliothek enthält zwei, die ganze Länge des Gebäudes durchziehende Säle, deren Regale mit Büchern, handschriftlichen Schätzen und Miniatur-Malereien besetzt sind, darunter werthvolle niederländische Werke, eine mit Cranach's Holzschnitten gezierte kurfürstliche Bibel und die berühmte „Description de l'Egypte, publiée par Napoléon le Grand." Außerdem erblicken wir noch zahlreiche Büsten; im untern Saal Anna Amalie, Luise, Maria Paulowna, Ernst August, Karl Friedrich von Sachsen Weimar; Staatsrath Voigt; Schelling in jüngeren Jahren; Hegel; Fries; Thiersch; Johannes Schultze; Hufeland; die Büste Franklin's in Papiermaché, ein Geschenk

Knebel's; Goethe, jugendlich von Dondorf modellirt; ein Oelbildniß Goethe's von Kolbe, ihn in Neapel's Umgegend darstellend, in der Hand eine Brieftasche, worin die Worte: „Nicht vorbei — es muß erst frommen;" ein Portrait Schiller's, von Schenk gemalt. Auch eines der sieben Wunderwerke Jena's wird hier gezeigt: der künstlich gearbeitete siebenköpfige Drache, dessen sich vor Zeiten Falschmünzer bedient haben sollen, um die Zeugen von ihrer verbrecherischen Thätigkeit fern zu halten; diesen „Draco" fanden Jenenser Studenten um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in den sogenannten Teufelslöchern.

Der obere Saal, welcher bei der Universitätsfeier als Speisesaal diente, enthält außer den Büchern die Büsten von Kranach, Seneca, Otto von Guericke u. A. Schiller's Werke in einem Bande, mit Illustrationen von Kaulbach, werden, als ein Prachtwerk und ein Geschenk von Maria Paulowna, ganz besonders in Ehren gehalten. Ein anderes fürstliches Geschenk sind die von der Königin von Preußen zum Jubiläum gestifteten Metallbüsten Fichte's, Hegel's und Schelling's. Dieselben stehen auf Postamenten, Fichte in der Mitte. Das Zuhändigungsschreiben der Königin wird unter Glas und Rahmen verwahrt.

Das Griesbachsche Haus.

Eine bedeutungsvolle Stätte von Friedrich Gottlob Schulze's wissenschaftlicher Wirksamkeit finden wir in dem mit dem Schlosse in Verbindung stehenden sogenannten Reithause und dem daneben liegenden Griesbachschen Hause, dessen Eingang in der Schloßgasse ist.

In diesem denkwürdig gastfreundlichen Hause eröffnete Schulze im Jahre 1839, nachdem er die landwirthschaftliche Akademie zu Eldena eingerichtet hatte, ein Privat-Institut für Landwirthe, welchem er bis zu seinem Tode vorstand. Nach dieser Zeit ist das Institut von der Staatsregierung erworben und als großherzogliche Lehranstalt für Landwirthe mit der Universität in Verbindung gesetzt worden. Es ist eine Muster-Anstalt, deren Einrichtung in Erstaunen setzt. Im Hausflur erblicken wir die Büsten von Karl August, Goethe, Schiller, Luther, Thaer. Das Auditorium ist dasselbe, welches Schiller bei seiner ersten Vorlesung benutzte. Im oberen Stockwerk liegt ein zweiter Hörsaal, der mit Kupferstichen und Portraits geschmückt ist, darunter Herder, Goethe nach Sebbers' Tassengemälde u. A. Die unteren Räume und das obere Geschoß des angrenzenden Reithauses enthalten ein großes chemisches Laboratorium, Sammlungen von Cerealien, von verschiedenen Bodenarten, von landwirthschaftlichen Geräthschaften, von Abbildungen des Zuchtviehes, ein zoologisches Kabinet von Zuchtthieren, eine Sammlung von den Eingeweide-Versteinerungen, welche bei Thieren vorkommen, und ein thierärztlich-zootomisches Kabinet.

Hier in diesem Hause wohnte der Kirchenrath und Professor der Theologie Griesbach, der philosophische Kritiker des Neuen Testaments; Heinrich Luden, Professor der Geschichte; der gelehrte Hofrath Seidenstücker.

Als Luden nach der Plünderung Jena's mit seiner Frau von einer Reise heimkehrte und sein ganzes zurückgelassenes Hauswesen verwüstet

und vernichtet fand, nahm ihn Seidensticker mit der größten Zuvorkommenheit auf. „Der alte Griesbach — erzählte er — kam selbst herunter, um mich zu bitten, daß ich Wohnung bei ihm nehmen möchte. Seidensticker aber erklärte, daß ich durchaus bei ihm bleiben müßte und seine Frau bestand noch strenger darauf, daß sie schlechterdings nicht zugeben könne, daß ihr lieber Landsmann aus ihrem Hause hinweg ginge, um anderswo zu wohnen, zumal in solcher Zeit und unter solchen Umständen. Also blieb ich, wo ich war, und der alte gute Griesbach erbot sich zu jeder anderen Hülfe, welche er uns zu leisten im Stande wäre." Seidensticker half dem jungen Ehepaar auch mit Betten und mit einer Summe Geldes. „Diese 500 Thaler können Sie behalten, — sagte er — bis Sie selbst einmal 500 Thaler liegen haben, deren Sie nicht bedürfen. Vielleicht kann ich späterhin auch noch Etwas hinzufügen." Seidensticker war überdies ein gelehrter und geistreicher Mann; — wie auch Luden bestätigt — nur weil er sich dem späterhin unberücksichtigten französischen Rechte zuwendete, wurde er nicht nach Verdienst berühmt.

Auch Schiller wohnte hier mehrere Jahre. Griesbach erklärte er für einen „geselligen, verständigen Mann;" schon seiner Braut meldete er: „Mit dem Griesbachischen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung. Ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen und über wissenschaftliche Dinge spreche ich nicht ungern mit ihm." — Schiller wurden hier drei Kinder geboren, welchen der Kinderfreund Griesbach manche liebevolle Stunde zuwendete. Letzterer erzählte dem jungen Voß, wie hingebend Schiller hier die kranke Gattin gepflegt habe, und wie er ihn zu anderen Zeiten mit seinen Knaben spielend und auf der Erde als Löwe herumkriechend getroffen habe. „Dann" setzte Griesbach hinzu, „kam er mir größer vor, als jener König, der so von einem spanischen Gesandten überrascht wurde."

Schiller benutzte, wie schon erwähnt, die Aula zu seinen Vorlesungen; zum ersten Male am 26. Mai 1789. Er hatte das mäßig große Reinholdsche Auditorium dazu bestimmt, denn „Du kennst ja meine Bescheidenheit;" so schreibt er an Körner, „ich wollte die größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debutirte." — Es zogen aber Trupp über Trupp die Straße herauf und Schiller sah sie aus Reinhold's Fenster. „Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu." Gries-

bach's Schwager, der unter den Studirenden war, schlug das größte Auditorium, das Griesbachsche vor, welches gegen vierhundert Menschen faßte. Nun stürzte Alles die Johannesstraße hinunter, die Straße kam in Allarm, Alles lief an die Fenster, glaubend, es wäre Feuerlärm. Das Auditorium wurde so voll, daß der Vorsaal und der Flur bis an die Hausthür besetzt waren. Unter lautem Beifall betrat Schiller den Katheder. „Mit den zehn ersten Worten war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thür konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik und ein Vivat und wurde drei Mal gerufen." — Aehnliches meldete er seiner Braut und schließt mit den Worten: „In Griesbach's Auditorium, wo ich lese, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenster heraussehen; Dienstag und Mittwoch abends von 6 — 7 Uhr."

Körner war nicht allzu sehr über das Professor-Amt des Freundes erfreut. „Dein Aufenthalt in Jena wird mir immer fataler," schreibt er schon im Winter desselben Jahres. „Glaube mir, Dein Vortrag ist viel zu gut für diese Menschen. Sie wollen als Schüler behandelt sein. Lernen ist ihr Zweck, nicht denken und genießen. Ein Theil will hauptsächlich etwas aufzuschreiben haben, und verlangt daher Namen, Jahreszahlen, Titel von Büchern, Geschlechtstafeln u. s. w. Ein anderer vermißt Gründlichkeit, wenn ihm bloß die Resultate der Untersuchung gegeben werden und der Lehrer sich nicht in seinen Augen das Ansehen eines mühsamen und strengen Forschers zu geben sucht. Für diese Klasse ist eine gewisse Charlatanerie der Kritik schlechterdings nöthig; und fast scheint es mir, daß diese Klasse in Jena den Ton angiebt. In einer Hauptstadt, für einen Zirkel gebildeter Menschen, die den philosophischen Geist und die Schönheit der Darstellung in der Geschichte zu schätzen wissen, wären Deine Vorlesungen an ihrem Platze. Jena ist kein Himmelsstrich für solche Blumen. Preußischer Historiograph und Mitglied der Akademie, das ist die Stelle, die ich Dir wünsche."

Man sieht: Körner kannte die Studenten; aber er irrte sich dennoch, wenn er Schiller's Vorträge für so ganz wirkungslos hielt. Schiller wurde unterstützt durch den geistigen Aufschwung, der damals gegerade in Jena erwachte und durch Reinhold, der die Kantische Philo-

sophie zuerst auf den Lehrstuhl brachte und in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung verkündigte, wesentlich gefördert wurde. Schiller wurde bald durch Kränklichkeit an der regelmäßigen Fortsetzung seiner Vorträge gehindert; aber die von ihm eröffnete neue Weise des historischen Studiums, ja sein persönliches Leben allein, verbanden sich wirksam mit Reinhold's Bestrebungen, einen besseren Geist unter die Studirenden zu bringen.

In dem gastfreundlichen Hause versammelten sich die wohlgesittetsten unter den studirenden Jünglingen und lauschten dem liebenswürdigen Lehrer Griesbach, wenn er über Gegenstände des Wissens sprach oder von seinen Reisen erzählte. Vossens beide ältesten Söhne, welche in Jena studirten, erlangten hier Kindesrechte und als der Vater selbst von Eutin nach Jena übersiedelte, räumte ihm Griesbach für den Winter eine Wohnung in seinem Hause ein, bis Jener das eigene Haus in der Bachgasse käuflich erwarb. In diesem Hause verkehrten als freundliche Besucher des Griesbachschen Ehepaars: Weiße, Göckingk, Herder, Knebel, Wieland.

„Sie werden sich über Griesbach freuen," sagte Hufeland zu Luden. „Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Sie mit einem Manne bekannt zu machen, den ich sehr hoch halte, der gewiß nicht der gelehrteste, aber zuverlässig der interessanteste Mann in Jena ist." — Luden fand in Griesbach einen treuen Rathgeber, einen väterlichen Freund der Studirenden, der aber als Prorektor auch streng auftreten konnte. Als er einstmals Gericht über ein Duell hielt und ein Student ihm vorwarf, daß er ja selber die Spuren einer im Zweikampf erhaltenen Verletzung im Gesicht trüge, erwiderte er dem Vorlauten: „Das war damals, als ich noch ein solcher dummer Junge war wie Sie." — Goethe, Griesbach's Hausfreund, erwähnt in seiner Selbstbiographie schon desselben unter den Frankfurter Gymnasiasten als eines derjenigen Schüler, welche, ausgezeichnet in Sprachen und anderen, die akademische Laufbahn eröffnenden Studien, den übrigen Schülern zum Muster aufgestellt wurden. Als Freund der Familie äußerte er sich gegen Karl August: „Ich halte mich besonders an Griesbach's, welche sehr wackere verständige Leute sind."

Als Theologe gehörte Griesbach zu den gelehrten Forschern. Sein Aeußeres war, wie Abeken schildert, ehrfurchtgebietend, ernst; seine Statur ansehnlich; die Haltung, auch im hohen Alter, gerade. Großer Scharfsinn, aber auch Freundlichkeit leuchtete aus seinem Auge. Im höheren Alter war sein Haar glänzend weiß; man konnte sich keine

schönere Erscheinung des Alters denken. In den schweren Tagen, welche die Jenaer Schlacht zur Folge hatte, war er ein standhafter Helfer allen Bedrängten.

Knebel besang ihn im Jahre 1810:

Da, wo reine Seelen schöpfen,
Schöpft er sich die milden Freuden,
Und des Lebens rauhe Stürme
Lindert er mit heiterm Sinn.

Zu der ernsten Pflicht des Lehrers
Rief ihn Wissenschaft und Kenntniß,
Und mit Biedersinn und Treue
Folgt er seinem edlen Ruf.

Schaaren wißbegier'ger Jugend
Drängen sich zu seinem Sitze,
Saugen von beredten Lippen
Wissenschaft und Lehren ein.

In der Näh' und in der Ferne
Sorgt er für ihr Glück des Lebens,
Und sie lieben in dem Lehrer
Späterhin den Vater noch.

Auch der Bürger Wohl und Wehe
Reizet ihn zu strenger Sorgfalt,
Und mit aufgehelltem Blicke
Schaut er auf des Landes Heil.

Mild und gütig seinen Freunden
Aber zürnend den Verderbern
Des gemeinen Wohls, verkündet
Er den Freund und braven Mann.

Er starb in diesem Hause, am 24. März 1812, aller körperlichen Kräfte beraubt, aber ruhigen und besonnenen Geistes, mit einem heiteren Lächeln für seine vortreffliche Frau, die ihn mit rührender Aufopferung gepflegt hatte.

Wieland meldet sein Ableben der Großherzogin Maria Paulowna mit den Worten: „Der lebhafte Antheil, den Ihre Kaiserliche Hoheit an dem Schicksal der guten Stadt Jena und ihrer einst, besonders auch durch Griesbach's Verdienste so berühmten und blühenden Universität nehmen, ist allein schon hinlänglich, mich gewiß zu machen, daß dieser für Jena so wie für die ganze christliche und gelehrte Welt unersetzliche Verlust Ihrer Kaiserlichen Hoheit keineswegs gleichgültig sein werde. Wieviel auch ich an meinem spätesten und geliebtesten Freunde verloren habe und wie tief ich diese Beraubung fühle, davon schweige ich."

Der botanische und der Prinzessinnen-Garten.

Der Front der Bibliothek gegenüber dehnt sich der botanische Garten in einem großen Viereck aus, dessen eine Seite die ganze Hälfte der nördlichen Seite des Fürstengrabens einnimmt. Dieser reizend gelegene und sehr zweckmäßig eingerichtete Garten war früher ein herzoglicher Lustgarten, wurde aber 1794 zum botanischen Garten bestimmt.

Goethe hauste hier oft und lange und mit rechtem Behagen. „Goethe ist hier," schreibt Knebel im März 1810, „und ich bin gestern eine gute Zeit mit ihm im botanischen Garten spazieren gewesen und wir haben alle die schönen Blümchen besucht, die jetzt der Frühling hervorbringt." — Im Mai 1817 schreibt Goethe an Zelter: „Da ich nun eine schöne heitere Gartenwohnung bezogen, so soll der zweite Theil meiner italienischen Reise auch an die Reihe, freilich mit dem alten Motto: „auch Ich in Arkadien." — Hier mit der Redaktion älterer Papiere beschäftigt, fühlte er Sehnsucht nach Heidelberg, „die sich — schreibt er — zu steigern alle Gelegenheit findet, da ich in Jena, von Freunden und Wissenschaften reichlich umgeben, den größten Theil der Zeit doch einsam und bei schlechtem Wetter eingehaust verbringe." Im Winter 1818 finden wir ihn noch zu Weihnachten in seiner „wunderlichen Jenaischen Wohnung, wo aller Comfort nur aus der Seele des Bewohners entspringen kann." — Der Herbst und Winter des Jahres 1820 wurde in Jena verlebt. Im August traf Rauch mit einigen Freunden ein, um Goethe's Büste zu fertigen. Karl August schreibt im October: „Gern brächte ich wieder einen fröhlichen Abend im botanischen Garten bei Dir, mein Lieber, zu, wenn nicht die Hirschbrunst und die sehr reichlich sich dieses Jahr ergebende Hühnerjagd mich an den Ettersberg fesselte." — Zu derselben Zeit schreibt Goethe aus dem botanischen Garten an Reinhard: „Ein Gewächshaus

neu zu bauen, um die südlichen Gewächse zu überwintern, erregt meine sinnliche Aufmerksamkeit und wirkt wohlthätig." — Mitte November noch meldet er an Boisserée: „Noch bin ich in Jena. Der October schloß mit herrlichen Tagen nach so großer Unlust vergangener Monate."

Goethe's altes Wohnhaus ist nicht mehr vorhanden, ebenso wenig wie ein andres altes Gebäude, unter welchem sich sein Weinkeller befand. Das jetzige Wohnhaus des Garten-Inspectors Baumann wurde 1825 erbaut. Herr Baumann, welcher Goethe und Meyer noch persönlich gekannt hat, zeigte mir mit freundlicher Bereitwilligkeit das Zimmer nebst dem Schlafkabinet, in welchem Goethe zwei Mal gewohnt hat und worin noch sein altes Schreibpult nebst Tintenfaß und Streubüchse aufbewahrt wird.

Hier im botanischen Garten fand auch das denkwürdige Gespräch zwischen Goethe und Luden statt.

Luden sollte die Professur der Geschichte in Jena antreten. Er hatte Goethen bei Knebel am Abendtisch in der heitersten und genialsten Laune kennen gelernt und beim Abschiede hatte ihn derselbe zum nächsten Morgen in den botanischen Garten eingeladen, um ihm nach seiner theilnehmenden Weise einige Rathschläge zu ertheilen. Luden fand sich auch pünktlich ein; anstatt aber von Goethe's Wohlwollen einen verständigen Nutzen zu ziehen, fühlte er sich von einem üblen inneren Drange angetrieben, dem alten Meister gerade über sein am meisten bewundertes Werk, über den Faust, seine kritischen Bedenken mitzutheilen und in überkluger Professorenmanier an dem großen Poem herumzunörgeln. Damit aber verletzte er Goethen an der zartesten Seite: an seinem Beruf; denn wer an dem geistigen Werk des Menschen mäkelt, der kann ihm seinen geistigen Beruf verleiden. Und nirgend und nie ist der Mensch empfindlicher, als wo es sich um seinen Beruf, das heißt um sein inneres Dichten und Trachten von Jugend auf, und wo es sich um seine politische Meinung handelt. Denn Letztere ist, ebenso wie das Berufsgefühl, eng verbunden mit seiner geistigen und sittlichen Bildung, mit seinen Anschauungen über die höchsten Güter des Menschen, über die erhabensten Zwecke des Menschengeschlechts, — und die Meinung, welche zuweilen verlautet: es könnten Menschen von verschiedener politischer Gesinnung doch ganz wohl und einträchtiglich, gegenseitig sich fördernd, mit einander verkehren — ist nichts weiter als eine banale Bocksbeutelei.

Goethe hörte dem jungen Manne ruhig und freundlich zu, holte

auch noch Manches aus ihm heraus, und dann wehrte er sich. Die Art wie dies geschah, zeigt den feinen Menschenkenner: er brauchte die gleiche Waffe und nahm die Blöße beim Gegner an derselben Stelle wahr, nach welcher Jener gezielt hatte. Er sah, wie Luden fand, ein wenig nach dem Mephistopheles aus, vielleicht so, wie David von Angers ihn modellirt hat: mit lächelnden verkleinerten Augen und spöttisch zusammengekniffenen Lippen. Er nannte Luden einen Historiker und es kam ihm ganz gelegen, daß dieser aus Bescheidenheit diesen Namen ablehnen wollte.

„Sie haben — sprach er — eine reine, wohlklingende Stimme und gute Manieren. Sie werden gut erzählen und das Erzählen ist leicht. Und wer hört nicht gern guten Erzählungen zu! Das Kind liebt es, sich etwas erzählen zu lassen und der Greis hat noch dieselbe Lust oder dieselbe Schwachheit, gleichviel. Und warum wollten sie sich gegen den hohen Namen eines Historikers sperren? Ein Jeder, der sich mit der Historia beschäftigt, ist ein Historicus."

Als Luden ihm dann mit hochklingenden Sätzen von „Forschung", „Lehre" und „Darstellung" entgegnete, behauptete Goethe, die Zahl der geschichtlichen Quellen sei überaus gering und als Jener ihm gar von der „Menschheit" sprach, meinte er: „Menschheit! Das ist ein Abstractum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben."

„Der Gesammtgeist aller Völker ist die Menschheit," — sagte Luden.

„Es ist — entgegnete Goethe darauf — mit den Völkern wie mit den Menschen. Die Völker bestehen ja aus Menschen. Auch sie treten in's Leben wie die Menschen, treiben's etwas länger in gleich wunderlicher Weise und sterben gleichfalls eines gewaltsamen Todes oder eines Todes vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesammtnoth und die Gesammtplage der Menschen ist eben die Noth und Plage der Völker."

„Die Völker — fiel Jener ein — lassen späteren Völkern Etwas zurück, das nicht mit ihnen stirbt."

Darauf erwiderte der Alte, wie Mephistopheles erwidert haben würde:

„Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag,
Du siehst ihn wohl; ihn zu erfassen,
Läufst Du vergeblich Nacht und Tag."

Im October 1817 machte der alte Voß mit seiner Frau, die sich einen Tag in Jena aufhielten, einen Besuch im Griesbachschen Garten. Knebel wurde auf den Nachmittag eingeladen und fand den Alten sehr wohl aussehend.

Karl August äußerte im Jahre 1816 gegen Goethe die Absicht, den Garten zu kaufen. Zwei Jahre später kaufte ihn die Großfürstin für 6000 Thaler und bestimmte ihn zum Sommer-Aufenthalt ihrer Kinder, der Prinzessin Marie und Auguste. Der Garten erhielt seitdem den Namen „Prinzessinnen-Garten." Goethe und Meyer ließen sich angelegen sein, die liebenswürdigen Kleinen, welche damals acht und fünf Jahre alt waren, anmuthig zu unterhalten. „Prinzessin Marie zeichnet alle Tage ein wenig," — schreibt Meyer an die Großfürstin. „Wir verfertigen Jenaische Gartenhäuser im gothischen Geschmack, wie auf dem Wege nach Zwätzen gebaut sind. Auch auf der Kunitzburg sind wir gewesen und haben in Kunitz selbst den Studenten das Lied „Ein freies Leben führen wir" abgelernt. Eines Abends empfahl sich Goethe dadurch, daß er allerlei Merkwürdigkeiten aus dem Orient berichtete und den Prinzessinnen Chinesisch und Arabisch vorschrieb; ein ander Mal ich mit gar sinn- und geistreichen Bettlergeschichten. Nächstens werden Ceylanische Märchen von Schlangen unsere Unterhaltung sein, worauf Goethe schon seit ein paar Tagen studirt und die gehörigen Quartanten nachgeschlagen hat."

Aus dem Prinzessinnen-Garten sendete Goethe am 20. September 1820 der Prinzessin Auguste mit Elsheimer's „Morgen" folgendes Geburtstagsgedicht:

> Alle Pappeln hoch in Lüften,
> Jeder Strauch in seinen Düften,
> Alle sehn sich nach Dir um;
> Berge schauen dort herunter,
> Leuchten schön und jauchzten lieber,
> Doch der schöne Tanz ist stumm.

Die beiden Prinzessinnen waren indessen zu schönen Jungfrauen herangereift. Im November des Jahres 1826 und auch im nächsten Sommer fanden sich die preußischen Prinzen, Prinz Karl und der jetzige König von Preußen, in Weimar ein und der Prinzessinnen-Garten war die Stätte der Brautwerbung. Im Mai 1827 fand die Vermälung der Prinzessin Marie mit dem Prinzen Karl statt. Wilhelm von Humboldt, ein Zeuge der Verlobung, kann in einem Briefe an Frau von Stein die einnehmende Gesichtsbildung, den schönen Wuchs,

er Herr über sich selbst ist. Er thut alles mit Vorsicht, er ist ein Janus in der Behutsamkeit und ein Argus in der Klugheit. Momus hätte mehr Ursache gehabt, zu klagen, daß die Hände keine Augen haben, als zu wünschen, daß die Brust mit einem kleinen Fenster versehen wäre."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Nordseite wird der botanische Garten von dem Prinzessinnen-Garten begrenzt. Es ist dies der ehemalige Griesbach'sche Garten — eine klassische Stätte!

„Ich rathe Ihnen, Ihre ersten Schritte nach des edlen Griesbach's Garten zu richten," sprach Hufeland zu Luden, als dieser seine Professur in Jena antrat.

Ein Freund der Natur, schuf Griesbach sich den der Stadt nahe gelegenen Garten und ließ das zweistöckige Schlößchen bauen, welches noch vorhanden ist. Den großen Garten hatte er selber angebaut, mit Anlagen, Lauben und Plätzen versehen, mit seltenen Blumen geschmückt, und mit auserlesenen Obstbäumen bepflanzt. Rosen und Lilien, welche Schiller gern verbunden sah, umschlossen einen dem Andenken des Dichters geweihten Rasenplatz.

Die Wittwe des Kirchenraths, „Mutter Griesbach", wie sie allgemein genannt wurde, war eine Schwester von Christian Gottfried Schütz, eine Freundin des Fräulein von Klettenberg und der Mutter Goethe's. Sie hatte gänzlich mit ihrem Gatten gelebt und gewebt, war nicht nur als eine musterhafte Ehefrau und Haushälterin sondern auch überhaupt wegen ihrer aufopfernden Menschenliebe geachtet. Sie habe, äußerte sie selber, eine eigene Empfindung, wenn sie durch die Straßen von Jena gehe, da wenige Häuser darin seien, in welchen sie nicht zu erquicken und zu pflegen gehabt habe. Schiller's Gattin rühmt auch die mütterliche Liebe, welche sie den verwaisten Kindern des Professors Wiedeburg erwies.

Diese ehrwürdige Matrone erhielt noch häufig Besuch von den Freunden ihres verstorbenen Gatten oder lud dieselben auch zuweilen zu einem gemüthvollen Gartenfeste ein. „Gestern," schreibt Knebel im Juni 1812 an seine Schwester, „gab uns die Griesbach ein recht liebliches kleines Fest in ihrem Garten. Es war Alles auf's Niedlichste mit Blumen ausgeputzt, wozu ihr ohne Zweifel ihre umgebenden Nymphen großen Beistand leisteten, und wir soupirten unter freiem Himmel und aus freier Hand auf dem Platz nahe beim Hause, der mit Pappeln umgeben ist."

Im October 1817 machte der alte Voß mit seiner Frau, die sich einen Tag in Jena aufhielten, einen Besuch im Griesbachschen Garten. Knebel wurde auf den Nachmittag eingeladen und fand den Alten sehr wohl aussehend.

Karl August äußerte im Jahre 1816 gegen Goethe die Absicht, den Garten zu kaufen. Zwei Jahre später kaufte ihn die Großfürstin für 6000 Thaler und bestimmte ihn zum Sommer-Aufenthalt ihrer Kinder, der Prinzessin Marie und Auguste. Der Garten erhielt seitdem den Namen „Prinzessinnen-Garten.“ Goethe und Meyer ließen sich angelegen sein, die liebenswürdigen Kleinen, welche damals acht und fünf Jahre alt waren, anmuthig zu unterhalten. „Prinzessin Marie zeichnet alle Tage ein wenig,“ — schreibt Meyer an die Großfürstin. „Wir verfertigen Jenaische Gartenhäuser im gothischen Geschmack, wie auf dem Wege nach Zwätzen gebaut sind. Auch auf der Kunitzburg sind wir gewesen und haben in Kunitz selbst den Studenten das Lied „Ein freies Leben führen wir“ abgelernt. Eines Abends empfahl sich Goethe dadurch, daß er allerlei Merkwürdigkeiten aus dem Orient berichtete und den Prinzessinnen Chinesisch und Arabisch vorschrieb; ein ander Mal ich mit gar sinn- und geistreichen Bettlergeschichten. Nächstens werden Ceylanische Märchen von Schlangen unsere Unterhaltung sein, worauf Goethe schon seit ein paar Tagen studirt und die gehörigen Quartanten nachgeschlagen hat.“

Aus dem Prinzessinnen-Garten sendete Goethe am 20. September 1820 der Prinzessin Auguste mit Elsheimer's „Morgen“ folgendes Geburtstagsgedicht:

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in seinen Düften,
Alle sehn sich nach Dir um;
Berge schauen dort herunter,
Leuchten schön und jauchzten lieber,
Doch der schöne Tanz ist stumm.

Die beiden Prinzessinnen waren indessen zu schönen Jungfrauen herangereift. Im November des Jahres 1826 und auch im nächsten Sommer fanden sich die preußischen Prinzen, Prinz Karl und der jetzige König von Preußen, in Weimar ein und der Prinzessinnen-Garten war die Stätte der Brautwerbung. Im Mai 1827 fand die Vermälung der Prinzessin Marie mit dem Prinzen Karl statt. Wilhelm von Humboldt, ein Zeuge der Verlobung, kann in einem Briefe an Frau von Stein die einnehmende Gesichtsbildung, den schönen Wuchs,

den sanften Charakter und, neben der äußeren Bildung, die innere deutsche Bildung nicht genugsam rühmen und verspricht sich von dieser Verbindung viel Segen und Gedeihen. Als sie abreiste, stand der alte Goethe wartend in der Allee des Webichts bei Weimar, „durch herzlichen Trieb dorthin geführt", wie er an Boisserée schrieb, um von dem „lieben Wesen" Abschied zu nehmen. Zwei Jahre später wurde die Vermälung der Prinzessin Auguste mit dem Prinzen Wilhelm vollzogen.

Im Hintergrunde des s. g. Pappelsaals finden wir einen mit einem Adler geschmückten Gedenkstein, an welchem, auf die drei Seiten vertheilt, die Goetheschen Inschriften zu lesen sind:

1.

Irrthum verläßt uns nie
Doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist
Leise zur Wahrheit hinan.

2.

Zierlich denken
Und süß erinnern
Ist das Leben
Im tiefsten Innern.

3.

Wem wohl das Glück
Die schönste Palme beut?
Wer freudig thut,
Sich des Gethanen freut.

Dieses Denkmal ist ein Werk der Großfürstin und wurde mit Meyer's Hülfe ausgeführt. Goethe wurde bei seinem Aufenthalte in Jena im Jahre 1821 überrascht und schrieb darüber an Meyer: „Ich dachte, das projectirte Monument sei noch nicht aufgestellt und der Ort, wo es hinkommen sollte, problematisch. In der schönsten Mittagsstunde komme ich in den Prinzessinnen-Garten, erfreue mich der herrlichen Aussicht, des reinlichen ruhigen Zustandes, wie man ihn selten findet, und sehe dann das Bild und die Unterschriften. Mögen Sie wohl auf die geziemendste Weise meinen gefühltesten Dank aussprechen!" —

Von dem Balkon des Hauses übersieht man nach Norden hin das schöne Saalthal, im Osten erblickt man die Bergreihe, welche das Flußufer begrenzen. Das Haus war geräumig genug, Griesbach's Gäste aufzunehmen. Wieland wohnte hier mehrere Sommer mit einer Tochter und einem Paar Enkelinnen und stattete noch im Herbst 1809 als sechsundsiebenzigjähriger Greis einen freundlichen Besuch ab. Zwei Jahre später traf Voß mit seiner Gattin von Heidelberg ein und wohnte mehrere Tage in diesem Garten. Nach dem Tode Adolphs von Wolzogen im Jahre 1825 bot die Großherzogin seiner Wittwe dieses Garten-

haus zur Wohnung an. Caroline von Wolzogen wohnte hier bis 1827, wo sie eine bescheidene Wohnung in der Vorstadt bezog. In diesem Gartenschlößchen beschloß auch seine Lebenstage der oben mehrfach erwähnte Heinrich Meyer, Goethe's Hausgenosse, Direktor der Weimarer Zeichen-Akademie, dessen Andenken der nächste Abschnitt gewidmet ist.

Heinrich Meyer und Goethe's Kunst-Ideen.

Johann Heinrich Meyer nannte sich zu wiederholten Malen: „der Dritte im Bunde."

Er meinte nämlich den Bund: Goethe, Schiller und Meyer.

Wir kennen wohl das Bündniß zwischen Goethe und Schiller, von dessen fruchtreichem Wesen uns der Briefwechsel zwischen beiden Dichtern, ein ewig bedeutendes Dokument in unserer Literatur, Kunde giebt; wir kennen dieses Bündniß zwischen zwei ganz verschieden angelegten, anfänglich nach entgegengesetzten Richtungen strebenden Genien, die, nachdem sie sich lange Zeit fern gestanden, ja gemieden, auf der letzten Strecke der Lebensbahn zusammentrafen, sich in geistiger Wahlverwandtschaft einander anzogen und, nun eine unauflösliche Verbindung eingehend, sich gegenseitig anregten, ergänzten und förderten.

Aber wie Wenige kennen Heinrich Meyer, der den stolzen Satz aussprach: „Ich preise mich glücklich, der Dritte im Bunde gewesen zu sein!" Stolz mögen wir immerhin diesen Ausspruch nennen, aber nicht anmaßend, denn er kam aus dem Munde des bescheidensten Mannes und enthält die lauterste Wahrheit. Ja, Heinrich Meyer war der Dritte in jenem Bunde; er war eigentlich der gemeinsame Förderer und Vermittler zwischen den beiden Dichter-Heroen und er stand Goethen viel näher als Schiller. Letzterer erklärte: „Meyer's Stimme ist mir bedeutend und schätzbar;" mit Goethen stand er in der vollkommensten und seelenvollsten Uebereinstimmung und Dieser giebt das bestätigende Zeugniß von dem Dreibund mit den Worten, die er an Meyer richtet: „Daß wir uns gefunden haben, ist eines von den glücklichsten Ereignissen meines Lebens; ich wünsche nur, daß wir lange zusammen auf diesem Erdenrund bleiben mögen, wie ich auch hoffe, daß Schiller, ungeachtet seiner anscheinenden Kränklichkeit, ausdauern werde."

Daß Heinrich Meyer so wenig bekannt ist, daß ihm wenigstens im Allgemeinen nicht die gebührende Stelle im Weimarischen Kreise zugestanden wird: dies hat seinen Grund in Meyer's fast beispielloser Bescheidenheit, die ihn bewog, sich ungenannt und ungekannt mit einer Thätigkeit, welche im Stillen Andre anregte und förderte, genügen zu lassen. Es hat aber auch seinen Grund darin, daß Meyer seinen Freund Goethe gerade in demjenigen Theil seines Wesens förderte und bestärkte, der vielfachen Tadel erfahren hat: in seiner heidnisch-antiken Klassicität; daß er Goethe's Bestrebungen gerade auf die bildenden Künste lenkte, die in dem stummen und stillen Deutschland der damaligen Zeit viel weniger Boden fanden als die Literatur; endlich daß er auch in den bildenden Künsten gerade eben jene antike klassische Richtung vertrat, welche den damaligen Neigungen der Zeitgenossen: dem engherzigsten Patriotismus, dem katholischen Mysticismus, der romantischen Empfindelei und dem mittelalterlichen Trödelkram schnurstracks zuwiderliefen.

Man verzieh Goethen sein Heidenthum nicht und verzeiht es ihm auch heute noch nicht. Diejenigen gerade, welche am eifrigsten dafür sprechen, daß unsere Jugend zwölf Jahre lang gequält werde mit dem griechischen und lateinischen Wortformenwesen, das sie merkwürdiger Weise „klassische Studien" nennen, machen ihm zum Vorwurf, daß er den erwachsenen Jungen ein wirkliches Verständniß des antiken Geistes zumuthete, daß er für sie eine Helena und Pandora schrieb und den Malern „Hektor's Abschied" und „Achill auf Skyros" als Preisaufgabe stellte.

Goethe aber mußte am besten wissen, was ihm zusagte und wozu er sich getrieben fühlte. Wie er Andre niemals belog, so täuschte er sich auch selber nicht. In seiner Natur lag der Hang nach jener Ruhe und Großheit, welche an den antiken Göttergestalten haftete; diese Ruhe und göttliche Größe suchte er in sich zu cultiviren und deshalb umgab er sich mit den Meisterwerken griechischer Plastik, welche die olympischen Götter in der menschlich erhabensten Form darstellen; in diesem Sinne äußerte er auch einmal zu einem christlich deutschen Kunstfreunde: er wünschte sich, in einem Statuensaal zu wohnen und zu schlafen, um unter den Göttergestalten zu erwachen.

Unstreitig hätte er sich eine größere Popularität erworben, wenn er zu seinen Dichtungen nur Stoffe aus dem bürgerlichen Menschenverkehr, aus vaterländischer Sage und Geschichte gewählt hätte; Götz von Berlichingen, Hermann und Dorothea, Faust fanden den größten Anklang bei der Nation.

„Da loben sie den Faust
Und was noch sunsten
In unsern Liedern braust
Zu ihren Gunsten,“

diesen Reimspruch brummte der Alte, wohl nicht ohne ironischen Unwillen, daß sie die „Pandora“ und „Paläophron und Neoterpe“ nicht ebenso lobten. Goethe aber gehörte zu den Glücklichen, die der äußeren Mittel genug besitzen, um nicht für Geld arbeiten oder auf die Stimme des Publikums lauschen zu dürfen; diese Stimme schätzte er auch so gering, daß es ihm niemals einfiel, nach Popularität zu streben. In dieser Mißachtung des Publikums stand ihm Schiller völlig gleich und nur weil Dieser die Bühne als eine moralische Bildungsanstalt betrachtete, stellte er seine populairen Tugendhelden auf den Kothurn. Goethe aber fragte nichts nach dem Beifall der Menge, für die es Kotzebue's und Iffland's gab; er betrachtete das Theater als einen Kunsttempel und die Kunst nicht als eine breite Bettelsuppe, sondern als ein eleusinisches Geheimniß, zu dessen Feier er als Hierophant nur die Besten seiner Zeit, die durch Bildung und Humanität Eingeweihten zulassen wollte. Und wie der liebe Gott nicht bloß deutsche Eichen und Judenkirschen, sondern auch griechische Reben und indische Palmen schuf, so dichtete er, je nach seinem inneren Schöpfungstriebe, den Faust und den Epimenides und den westöstlichen Divan.

Was man dem Dichter vielleicht noch in seinen poetischen Leistungen nachgesehen hätte, verargte man ihm aber völlig auf dem Gebiete der bildenden Künste. Dieses, behauptete man, läge seiner Kenntniß und seiner Fähigkeit ebenso fern wie das Gebiet der Naturwissenschaften, worin er doch so Großes wirkte, das ebenfalls nur von den Wenigsten anerkannt wird. Wenn Goethe selber zu Eckermann am Abend seines Lebens geäußert, er habe für die praktische Tendenz der bildenden Künste keine natürliche Begabung besessen, so können wir doch gewiß sein, daß seine Bestrebungen in dieser Richtung nicht verloren waren, sondern sein unerreichbares Talent, seine poetischen Gestalten plastisch und lebensvoll zu formen, im höchsten Grade förderten, und er selber gesteht, daß er der Uebung des Auges die Gegenständlichkeit seiner Poesie verdanke. Wie unbedeutend aber auch jene praktische Befähigung gewesen sein möge, so hatte Goethe doch im Kunstverständniß das feinste Gefühl, das klarste Auge. Für ihn waren auch die bildenden Künste gar nicht von der Poesie zu trennen; seine „Propyläen“ sollten sich auf alle Gebiete der Kunst erstrecken. Es lag also in der Natur der

Sache und in seiner eigenen Natur, wenn er die klassischen Grundsätze, die er in der Poesie geltend machte, auf Plastik und Malerei übertrug.

Und dabei brauchte er sich nur dem höchsten Kunstkenner unter seinen Zeitgenossen, Winckelmann, anzuschließen. Winckelmann war der erste, welcher uns die hohe Bedeutung der griechischen Kunst, die Geheimnisse ihrer unvergänglichen Schönheit aufdeckte: von der harten Strenge der Aegineten, wie sie die Pallas in der Villa Albani zeigt, bis zu der anmuthigen Grazie der Barberinischen Muse, ja bis zu dem erhabensten Styl des Phidias und Skopas in der Jupiterstatue zu Olympia und in der Niobe-Gruppe in der Villa Medicis.

Winckelmann waget ihr nicht anzutasten, denn er ist anerkannt für alle folgenden Geschlechter: so müsset ihr denn auch Goethe und Heinrich Meyer als Kunstlehrer gelten lassen, denn sie waren Winckelmann's Apostel.

Ihr entgegnet uns, daß bei den Griechen die Kunst in innigster Beziehung zu ihrem Staatsleben und zu den Bedürfnissen ihrer Nation stand, daß es aber jetzt ein unfruchtbares Bemühen sei, sich in der Theorie der Kunst abzuwenden von der lebendigen Gegenwart und die Gebilde einer erstorbenen Zeit und einer vergangenen Nation als Muster hinzustellen. Die Kunst ist aber unabhängig vom Staatsleben; sie kann, wie bei den Griechen, durch Staat und Verfassung zu höherer Entfaltung befördert werden, aber sie entlehnt ihre Gesetze nicht aus der Politik. Der griechisch-klassische Styl ist ewig wie die Natur. Weiset ihr auf Einseitigkeit hin, in welche viele Nachahmer der Antike verfallen sind, so geben wir euch zu bedenken, wie viel Großes in den bildenden Künsten erst seit dem Verständniß der Alten geleistet worden: wir verweisen euch auf die Schöpfungen eines Mengs, Carsten, Thorwaldsen und Canova. Wollet ihr aber sehen, was wir gewonnen haben durch eine Entfremdung von den Gesetzen, welche Winckelmann, Goethe und Meyer uns lehrten, so verweisen wir euch auf den heutigen Naturalismus in der Kunst, der seine Helden nach dem Mode-Journal der Zopfzeit verewigt, der sie der Nachwelt in der unedlen Niedrigkeit darstellt, zu welcher das gemeine Leben sie herabdrückte, dem an der Unsterblichkeit des dreieckigen Hutes, des Zopfes und Klappenrocks mehr gelegen ist als an der Unsterblichkeit des Menschen; wir verweisen euch namentlich nach dem Wilhelms-Platz in der norddeutschen Hauptstadt der Intelligenz, wenn ihr eine Plastik sehen wollt, die Winckelmann sicherlich nicht verschuldete: da wo die Klopffechter des siebenjährigen Krieges einst von Schadow's, Tassaert's und Adam's Hand in römischer

Kleidung verherrlicht standen, sehet ihr sie jetzt, wie sie von dem Regimentsschneider des alten Fritzen geschaffen wurden. — O, ewiger Winckelmann und du, unsterblicher Meyer! —

Ja, es ist Zeit, einmal wieder zurückzukommen auf diese Löwen der Kunstkritik, die, wenn sie ihre Mähnen schütteln wollten, alle Kläffer des modernen Kunst-Realismus verjagen würden, so daß sie auf lange Zeit, ja auf immer unsichtbar werden würden wie die ausgestorbenen kleinen Möpse und die einseitigsten Jünger der christlich germanischen Kunst.

Winckelmann hat neuerdings einen geschickten und gründlichen Biographen gefunden; mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, das Andenken an Heinrich Meyer wieder aufzufrischen! Von den Einzelheiten seines Lebens ist wenig bekannt, ist auch nicht viel zu vermerken. Eine kurze Biographie findet sich im 6. Jahrgange des neuen Nekrolog der Deutschen; seinen Nekrolog brachte K. A. Böttiger im artistischen Notizenblatt vom Oktober 1832. „Er war der Dritte im Bunde," mit Schiller und Goethe vereint; das ist das Wichtigste, was sich von seinem Leben sagen läßt. Mit Goethe verschmolz er in allen Kunstbestrebungen. Aus Goethe's Aeußerungen über ihn, aus seinen eigenen Werken habe ich größtentheils geschöpft, was ich an dieser Stelle über ihn schreibe; das Uebrige verdanke ich den Mittheilungen des würdigen Schuchardt, Direktors der Zeichenschule zu Weimar, der schon in seinem 14. Jahre Meyer's Neigung gewann, seiner väterlichen Freundschaft, Belehrung und Kunstbildung genoß und sein Nachfolger im Amte wurde.

Johann Heinrich Meyer wurde am 16. März 1760 (nach dem oben genannten Nekrolog 1759) zu Stäfa am Züricher See geboren. Seine Eltern waren nicht unbemittelt und gaben ihn in seinem sechszehnten Jahre, da er Neigung zum Künstlerberuf zeigte, zu einem in Stäfa lebenden Maler, Namens Cölla, in die Schule. Hier in dem dörflichen Atelier, das zugleich Wohnstube der Familie und Spinnstube der Hausfrau war, lernte er zeichnen und Portraits in Oel malen. Nach dem Tode des Meisters, schon im nächsten Jahre, wurde er Schüler des älteren Johann Caspar Fueßli zu Zürich und verblieb hier vier Jahre bis 1781. In seinen Geburtsort zurückgekehrt, studirte er, neben seinen praktischen Uebungen, fortgesetzt Winckelmann's Werke, mit denen er zuerst bei Fueßli bekannt geworden war. So begeistert und freudig er diese Werke bei der ersten Bekanntschaft erfaßt hatte, so treu und ausdauernd folgte er ihnen Zeit seines Lebens. Im

Jahre 1784 ging er mit Cölla, dem Sohne seines ersten Lehrers, nach Rom und verweilte hier vier Jahre, angestrengten Arbeiten und Studien der Antike hingegeben.

Hier lernte Goethe ihn kennen. Am Fest Allerseelen besuchte Goethe mit Tischbein die Vaticanische Galerie im päpstlichen Palaste und fühlte sich von einem Bilde besonders angezogen: es stellte den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier, vor. Niemand konnte den Meister nennen. „Da trat — schreibt Goethe — ein kleiner, bescheidener, bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sei von Pordenone, dem Venetianer, eines seiner besten Bilder, an dem man sein ganzes Verdienst erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich, mit der Venetianischen Schule schon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meister besser zu schätzen wußte. — Der belehrende Künstler ist Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde, Namens Cölla, seit einigen Jahren hier studirt, die antiken Büsten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist."

Goethe wurde durch Meyer's ernstes und klares Streben in gleichem Grade wie durch seinen braven Charakter angezogen und nahm ihn fernerhin zum Führer. „Heinrich Meyer von Zürich, — schreibt er im November 1787 — so zurückgezogen er lebte, so fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu lernen, zu erfahren war; denn die Uebrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden wie lehrreich erwies. Er ging den sicheren, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort und weil er in der Seidelmannschen Manier antike Büsten mit Sepia gar löblich darzustellen wußte, so fand Niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen."

In Neapel wurde Meyer in den Kreis gezogen, welchen die Herzogin Amalie um sich versammelte, und lernte hier Herder kennen. Dieser schreibt über ihn an seine Frau: „Ich laufe mit dem Meyer noch ein Mal die Hauptdenkmale des Alterthums über. Er ist ein vortrefflicher Mensch, einer aus tausend und abermal tausend an Sinn und tiefem Verstande."

Nach Deutschland zurückgekehrt, wirkte Goethe dem Freunde eine Pension beim Herzoge aus, damit derselbe seine Studien in Rom noch einige Jahre fortsetzen und sich dann in Weimar niederlassen könne. Meyer kehrte aus Italien nach der Schweiz zurück. Auf der Heimreise

begegnete ihm ein Ereigniß, dessen er niemals ohne Aufregung gedachte. In einem Orte war eine Kirche gebaut worden und der Schulze wollte ihm die Aufgabe übertragen, das Innere des neuen Gotteshauses mit Gemälden zu schmücken. Die Aufforderung war verführerisch für einen jungen Künstler, der hier die erste erfreuliche Gelegenheit gefunden haben würde, seine Kenntniß und Fertigkeit an einer großartigen, selbständigen Aufgabe zu bewähren. Doch die Dankbarkeit gegen seine Schützer und die Pflicht, sein Versprechen zu halten, bewogen Meyer, das Anerbieten abzulehnen. Er siedelte 1791 (nicht 1792, wie im Neuen Nekrolog der Deutschen steht) nach Weimar über, um dort die Stelle eines Professors der sogenannten „freien" Zeichenschule einzunehmen. Diese Zeichen-Akademie, bis zum Jahre 1806 geleitet von Rath Georg Melchior Kraus, der bei der Plünderung Weimar's zu Tode mißhandelt wurde, wurde im September 1808 in das Fürstenhaus verlegt und Meyer erhielt des Herzogs ehemalige Zimmer zur Wohnung.

Diese Zeichenschule stand im engsten Zusammenhange mit den Bestrebungen der Weimarischen Kunstfreunde, die Goethe schon vor Meyer's Zeit um sich versammelt hatte. Es waren namentlich der Rath Kraus, die Bildhauer Klauer und Kaufmann. Nach Meyer's Ankunft sollte der Verein, in Verbindung mit der Schule, den Zweck einer Akademie erhalten, ja von dieser Akademie, von dem kleinen Weimar aus wollte man die Künste fördern in ganz Deutschland, das damals recht kunstarm war. Zu diesem Zweck wurde eine Zeitschrift, „die Propyläen", gegründet, ein Kunstorgan, worin sich, nach Schiller's Ansicht, Philosophie und Kunst einander ergreifen und durchdringen müßten. Aus den Schätzen, welche Goethe und Meyer in Italien gesammelt hatten, sollten durch diese Zeitschrift den Künstlern Stoffe geboten werden neben den unzähligen, welche die Natur bietet, und auf welche man sie unablässig und vorzüglich hinweisen wollte; man wollte sie über ihre eigentlichen Zwecke aufklären, ihnen das Bereich ihres Wirkens deutlich abgrenzen und eine Theorie des Schönen in der Kunst lehren; auf die antiken Muster sollte der höchste Werth, auf die sinnliche Anschauung die höchste Wichtigkeit gelegt werden, damit dem Künstler klar würde, daß er nur durch die Sinne auf das Gemüth wirken könne; eine Kritik älterer und neuerer Kunstwerke sollte die theoretische Erkenntniß fördern und unterstützen. Mit der Gründung der Propyläen verband sich zugleich eine Ausschreibung von Preisaufgaben, welche auf herzogliche Kosten, mit einer reichen Zubuße von Seiten Goethe's,

in Weimar ausgestellt und von den Weimarischen Kunstfreunden öffentlich beurtheilt wurden; diese Aufgaben erstreckten sich vorzugsweise auf Stoffe aus der griechischen Heldenzeit und waren im Verlauf von fünf Jahren folgende: Paris und Helena; der Tod des Rhesus; Hector's Abschied; Achill auf Skyros; Achill's Kampf mit den Flüssen; Perseus mit Andromeda; Herkules beim Admetus; das Menschengeschlecht, durch das Element des Wassers bedrängt.

Man ersieht auch aus diesen Preisaufgaben, daß Goethe die griechische Kunst für die einzig sichere Grundlage der bildenden Künste ansah.

Die erste Hinweisung auf diese Richtung hatte Goethe schon als Leipziger Student erhalten durch Adam Friedrich Oeser, den Director der dortigen Zeichen-Akademie. Oeser hatte mit dem großen Johann Winckelmann eine Zeit lang die Wohnung getheilt und war im gewissen Sinne sein Lehrer, wenigstens nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung seines künstlerischen Sinnes gewesen. Winckelmann nannte ihn später „einen Mann von dem größten Talent", wogegen dieser in seiner Kunstschule seine leidenschaftliche Verehrung für Winckelmann's Grundsätze mit allem Eifer zu verbreiten suchte. Trotzdem blieb ihm doch eine Vorliebe für das Symbolische eigen, gegen das Goethe später um so eifriger ankämpfte, als die Nazarener ihm den Weg zur Antike versperren wollten. Oeser's leicht gearbeiteten, flächenhaft und in vertriebenen Umrißlinien gehaltenen Malereien für Theaterdecorationen, Kirchen, öffentliche Säle und Privatgebäude, die seiner Zeit höchst berühmt waren, ja sogar seine Bücher-Vignetten, seine lieblichen weiblichen Gestalten und Kinderfiguren, welche Geyser und Stock so vortrefflich in Kupfer gestochen haben — alle diese Erzeugnisse geben Kunde von jener Vorliebe.

Oeser fand große Anerkennung bei seinen Zeitgenossen. Außer Winckelmann äußerten sich die einflußreichsten und bedeutendsten Stimmen lobend und anerkennend über ihn. Der Akademiker Canova erkannte in ihm den geborenen Maler von umfassendem Geist; Chodowiecki ersah aus seiner ganzen Erscheinung den Mann von Genie; Wieland fand in ihm „die Einfalt, welche das wahre Genie begleitet, eine schöne Seele und ein treffliches Herz."

In der alten, mit Wällen und Gräben befestigten Pleißenburg zu Leipzig, Sitz der Akademie und Oeser's Wohnung, in dieser wundersamen, nicht reizlosen Oertlichkeit empfing Goethe von dem trockenen, heiteren, gewandten und reich gebildeten Meister, bei dem er Unterricht

im Zeichnen nahm, die ersten und bedeutendsten Anregungen zur Erkenntniß des Schönen und der antiken Kunst.

Nachdem Goethe Leipzig verlassen hatte, blieb er noch mit Oeser in dauerndem Briefwechsel. „Was bin ich Ihnen nicht Alles schuldig geworden, — schreibt er in dankenden Worten — daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Der Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, hab' ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen und des Kritikers. — Sie wissen, was ich war, als ich zu Ihnen kam, und was ich war, als ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk."

Oeser nebst Shakespeare und Wieland erkannte Goethe als seine echten Lehrer an. „Oeser's Unterricht — schrieb er einem Freunde — wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne." Er nennt ihn auch „den stillen Künstler von Weltmannsklugheit" und die Propyläen erklärten ihn für einen der begabtesten Menschen des Jahrhunderts, „der auf die Stufe, wohin er gelangt ist, wie spielend, aus freier Gunst der Natur stieg, die mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben über ihren Liebling ausgeschüttet hat."

Von Weimar aus veranlaßte Goethe die angenehmsten Beziehungen zwischen Oeser und dem dortigen Hofe. Der alte Maler war im Verlauf von neun Jahren ein oft wiederkehrender, gern gesehener Gast in Tiefurt und Ettersburg, der bei allen Entwürfen, Parkanlagen und Einkäufen von Kunstsachen rathgebend einwirkte.

Die antik-klassische, vorherrschend objective Theorie der Künste, zu welcher Goethe durch Oeser geleitet worden war, wurde durch die italienische Reise nicht geändert, nur erweitert und vervollkommnet. „Die Alten — so schreibt er an Herder — stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst, denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." In seinem Aufsatze „An-

tik und modern" setzt Goethe diese Unterscheidung noch weiter auseinander. Den unerschütterlichen Glauben an die Antike bewahrte er sein Lebelang und fand ihn auf das Herrlichste bewährt, als ihm noch im Alter vergönnt war, die Abgüsse der Sculpturen vom Parthenon mit leiblichen Augen zu schauen. Auch gegen Sulpiz Boisserée wiederholt er nachdrücklich sein Glaubensbekenntniß mit den Worten: „Winckelmann's Weg, zum Kunstbegriff zu gelangen, war durchaus der rechte. Meyer hat ihn ohne Wanken streng verfolgt und ich habe ihn auf meine Weise gern begleitet."

Den Gegensatz zu Goethe's und Meyer's klassischer Theorie bildeten die Bestrebungen für die moderne, vorzugsweise für die sogenannte „christlich-deutsche Kunst."

Beide Männer verhielten sich zwar durchaus nicht gegnerisch und ablehnend gegen die neuere Kunst, Meyer namentlich wußte jedes Erzeugniß der neueren Kunst gebührend zu schätzen, wenn darin das Studium der Alten zu erkennen war, das heißt wenn die Aufgabe dem Gegenstande gemäß gelöst war. Er, wie Goethe, hat den größten Meister der modernen Kunst, den Raphael, in seinen Schriften gewürdigt und für ein klares Verständniß der Werke desselben hinzuwirken gesucht; er war auch Einer der Ersten, welche auf Cornelius' ausgezeichnete Anlagen hinwiesen.

Allein die Richtung der Modernen arbeitete jener Zeit auf das völlige Verderben der Kunst hin. Goethe giebt in einem Briefe an Boisserée in wenigen Zeilen eine genetische Erklärung dieses unseligen Strebens. „Sehr bald — schreibt er — zog sich die Betrachtung in Deutung über und verlor sich zuletzt in Deuteleien; wer nicht zu schauen wußte, fing an zu wähnen und so verlor man sich in egyptische und indische Formen, da man das Beste im Vordergrunde ganz nahe hatte. Zoega fing schon an zu schwanken, Böttiger tastete überall herum, am liebsten im Dunkeln und man hatte immerfort an den unseligen dionysischen Mysterien zu leiden. Creuzer, Kanne und nun auch Welker entziehen uns täglich mehr die großen Vortheile der griechischen lieblichen Mannigfaltigkeit und der würdigen israelitischen Einheit."

Hierzu kam die Ermattung Deutschland's nach dem Kraftaufwand, den es gegen die Franzosen aufgeboten hatte; die Reaction gegen die erwachten Freiheitsbestrebungen; das Streben einerseits, diese Reaction zu stützen durch einen einseitigen Patriotismus, durch einen verdüsternden Katholicismus, der nicht ein religiöses Dogma sondern eine politische Finte war; die Neigung andrerseits, sich über diese Reac-

tion zu trösten durch patriotisch-geschichtliche Studien und altdeutsch-christliche Kunstduseleien.

So erklärt sich jener Patriotismus der damaligen Altdeutschen, der sich gegen Frankreich und gegen die Humanität richtete; jene romantische Schule, jene Wiedereinführung der katholisch-feudalistischen Denkweise, die mit der politischen Reaction Hand in Hand ging, und endlich jene spiritualistisch-christlich-schwindsüchtige Kunstrichtung. In Tieck's „Phantasieen", in „Sternbald's Wanderungen" sowie in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Wackenroder, herausgegeben von Tieck, wurde die Kritik für „Gottlosigkeit", die Regeln in der Kunst für „leeren Tand" erklärt, die rohen Anfänge der Kunst wurden als Muster aufgestellt, die technische Unbeholfenheit zur Nachahmung empfohlen. Man erklärte auch — wie Schöll erzählt — die Copien antiker Gemälde in Rom, zu welchen Goethe einen Künstler beauftragt hatte, für völlig unnütz und zweckwidrig.

Der Bischof Eylert hat ein Buch geschrieben, worin er das Leben und den Charakter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen lobpreisend darlegt. Merkwürdiger Weise enthält dieses Buch viele weitläufige und beredte Auslassungen des als wortkarg und einsilbig bekannten Fürsten über die verschiedensten menschlichen und staatlichen Verhältnisse. Es fehlt jedoch darin eine Aeußerung, die mehr als dies ganze Buch geeignet ist, von dem gesunden Sinn des Königs Zeugniß zu geben und welche der alte Johann Gottfried Schadow mittheilt. Das berühmte Danziger Kirchenbild war nämlich im November 1815 in der Berliner Akademie neben vielen anderen Gemälden, auch den von Paris zurückgekehrten Kunstwerken ausgestellt. Der König besuchte die Akademie. Bei dem Danziger Bilde führte Schadow an, dasselbe hätte die besondere Bewunderung des Publicums erregt, weil eben eine Vorliebe für altdeutsche Kunst obwalte. Der König erwiderte darauf: „Das darf aber nicht zu weit getrieben werden, sonst möchten wir doch rückwärts anstatt vorwärts kommen."

Dies befürchteten auch Goethe und Meyer und aus diesem Grunde verhielten sie sich durchaus ablehnend gegen die Klosterbruderei und das Heiligenfieber. Meyer äußerte sich dagegen entschieden, aber in höchst ruhiger und klarer Sprache in einem Aufsatze, der in Goethe's „Kunst und Alterthum" abgedruckt ist. Goethe suchte nicht nur seine Verbündeten in ihrer vernünftigen Ueberzeugung zu bestärken, sondern er trat auch offen auf gegen jene aufgewärmte nazarenische Rich-

tung und nannte sie „Kinderpäpstelei," „wahnsinnigen Sektengeist, der keine Scheu trägt, das Verwerfliche als Grund-Maxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen." — So äußerte er sich über das Kunstnazarenerthum. Auch das Symbolische, das damit im Zusammenhange stand, war ihm zuwider und deswegen eiferte er gegen Creutzer und Görres, sogar gegen Schorn.

Es war in seinem klassischen Hause am Frauenplatz in Weimar, wo er einst in dem kleinen Zimmer mit Boisserée zu Mittag speiste. Die Saalthür stand offen und man sah die colossale Büste der Juno Ludovisi, das wunderbar schöne Haupt voll göttlicher Weiblichkeit und erhabener Ruhe, mit dem wellenförmig gescheitelten Haare und dem Diadem. Da, als wieder die Rede auf die Symboliker kam, deutete der alte Herr auf die Junobüste, die ihm schon in der Jugend, in Rom, die ewige Herrlichkeit der griechischen Bildnerei gelehrt hatte, und sprach zornig, wie es selten geschah, die Worte: „Ich bin ein Plastiker, habe gesucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe, wie Ombres chinoises, das hole der Teufel!"

Und im Ganzen hat die Bestrebungen der Kunst-Nazarener und Symboliker auch der Teufel geholt.

Als ein Decret des Convents die Zerstörung der Königsgruft in St. Denis befohlen hatte, — so erzählt Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten — verwandelte die Commune das Decret in einen Angriff auf die Todten. Die Axt erbrach die Bronze-Pforten, welche Karl der Große der Basilika von St. Denis geschenkt hatte. Man hob die Steine auf und durchwühlte die Gewölbe. Pipin, der Gründer des Hauses der Karolinger und Vater Karls des Großen, war nur eine Prise grauer Asche, die im Nu vom Winde verweht wurde. — Liebhaber von Antiquitäten stießen vor kurzem bei ihren Nachgrabungen unerwartet auf ein unbekanntes Grabgewölbe. Durch eine Oeffnung in der Umfassungsmauer erblickte man mit Staunen eine ernste Königsgestalt in vollem Schmucke mit Krone und Scepter, auf einem Throne sitzend und von alterthümlichen goldenen Zierrathen umgeben. Eifrig brechen sie mit Hacke und Hammer einen Weg in den geheimnißvollen Raum, um den kostbaren Fund zu sichern. Aber plötzlich ist der Zauber gebrochen, das wunderbare Gebilde verschwunden! Als der erste Hammerschlag das Gewölbe erschüttert, sinkt die Gestalt in sich zusammen; ein leichter Staub erfüllt den Raum und wo noch

eben jene ehrfurchtgebietende Gestalt gesessen, findet man nur Bruchstücke von den goldenen Ornamenten. Diese goldenen Bruchstücke verwahrt man in den Sammlungen des Lord Kinnaird in der Priorei Rossie in England.

Und so ist ebenfalls von den Bemühungen der Kunstpäpstler und Klosterbrüder nicht viel mehr zu Tage gekommen, als der Wind verwehte. Sie stiegen wieder in die alten Gewölbe des Mittelalters und glaubten Heilige und Könige herauszuholen und an das Tageslicht zu fördern; aber vor dem Licht und der Luft der lebendigen Gegenwart blieb nichts übrig als eine Prise grauer Asche und einige goldene Ornamente. Und diese wenigen Goldstücke der Kunst hat auch Goethe geschätzt und anerkannt in seinem Werke „Kunstschätze am Rhein, Main, und Neckar," und in der Zeitschrift „Kunst und Alterthum," welche er in den Jahren 1816 bis 1828 erscheinen ließ.

Denn wenngleich Goethe in den Propyläen die antike Richtung auf das strengste vertreten hatte, so änderten sich doch in seinem hohen Alter seine Kunstideen derart, daß er auch die gegnerischen Bestrebungen nicht mehr unbedingt abwies, sondern auch die gothische Kunst, die altdeutsche Malerei und die Niederländer anerkannte.

Diese Umwandlung Goethe's, die beinahe als eine Hinneigung zur romantischen Kunst anzusehen ist, bewirkte eigentlich Sulpiz Boisserée, ein Mann, der mit Reimarus, Friedrich Schlegel, Reinhard, Hegel, Johannes Müller, Schelling, Cornelius, Willemer, Thibaut, Görres, Schorn, Schinkel und anderen der bedeutendsten Zeitgenossen in persönlichem und brieflichem Verkehr stand, und nachdem er vom Handelsstande zu akademischen Studien übergegangen, für die alte Kirchenbaukunst eingenommen worden war. Auf wiederholten Reisen nach Paris, in den Niederlanden und Rheingegenden hatte er die Kunstwerke der christlichen Zeit studirt und es sich angelegen sein lassen, die vaterländischen Kunstschätze, welche nach dem Schiffbruche der Franzosenzeit aus aufgehobenen und abgebrochenen Klöstern und Kirchen an den Strand geschleudert wurden, in Sicherheit zu bringen, von Händlern und Trödlern wiederzukaufen, das Werthvolle durch die Kruste hundertjährigen Schmutzes hindurch zu erkennen. In Verbindung mit seinem Bruder Melchior und seinem Freunde Bertram gelang es ihm, nicht immer ohne Weitläufigkeit und Kosten, die werthvollsten Schätze der altkölnischen Schule zu erwerben, welche in Nebenkapellen der barbarischen Zerstörung entgangen oder in Besitz der ausgetriebenen Gemeinden gelangt waren. Er gehörte auch zu den Ersten, welche den

ursprünglichen Plan des Kölner Domes ergründeten und den Weiterbau dieser Kathedrale mit allem Eifer anregten.

Es war Sulpiz Boisserée wesentlich daran gelegen, Goethe's Stimme für sich zu gewinnen, durch sein weithin vernommenes Wort die deutsche Nation auf das vaterländische Beginnen aufmerksam und theilnehmend zu machen. Dazu mußte der „alte Heide" aber wenigstens halb bekehrt werden. Dies war eine schwierige Aufgabe, an deren Lösung sich nur ein Mann wie Boisserée wagen konnte: ein Mann, der von begeistertem Eifer für seine Sache brannte, in seinem Fache wirklich Gründliches verstand und auch mancherlei kostbare Ornamente der Kunst, „um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden," durch eine Hinterthür in sein elterliches Haus gebracht hatte. Dem Allen konnte der Alte nicht wiederstehen: das wußte Boisserée, der überdies von dem Minister Grafen Reinhard bei Goethen angemeldet worden war und vor dem Angriff das Terrain auf das sorgfältigste studirt hatte.

Als Boisserée am 3. Mai 1811 zum ersten Male bei Goethe erschien, empfing Dieser ihn höflich aber mit vielen Hm, hm! „Er machte ein Gesicht als ob er mich fressen wollte," — gesteht Boisserée selber; — „er brummte wie ein angeschossener Bär, als ich ihm die Zeichnungen zeigte." Beim Abschiede reichte er ihm einen Finger. „Ich denke aber, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen," — schrieb Boisserée an seinen Bruder. Und dies gelang ihm auch. Er wußte so viel Gründliches und Anziehendes über die romantische Kunst mitzutheilen, er legte dem Alten kostbare Zeichnungen von Einzelheiten des Kölner Domes vor Augen und daneben auch des Cornelius originale Zeichnungen zum Faust und zu den Nibelungen; dann brach er wieder ab und plauderte über Reinhard, den Goethe sehr schätzte, schilderet ihm die schöne Lage des Apollinarisberges, den er mit Reinhard gemeinschaftlich besaß, und lud ihn zu einem Besuche des lieblichen Rheinthals ein. Dazu kam seine gediegene Kenntniß und die aus Ueberzeugung entspringende Begeisterung für seine Zwecke, was seinen Eindruck auf Goethen, der alles Tüchtige schätzte, nicht verfehlen konnte. Auch trat er dem alten Hierophanten in einer Weise nahe, die Jenem ungewohnt und desto fesselnder war: er schmeichelte nicht, blieb nicht körperlich und geistig gebückt vor ihm stehen, wie das Heer seiner Tempelwächter: er begegnete vielmehr seinem forschenden ruhigen Auge mit dem begeisterten Blick eines Peter von Amiens, mit dem Bekehrungseifer eines Missionairs der christlichen Kunst, ja mit einer gewissen Ueberlegenheit, denn im Grunde bemitleidete er den Alten, der im

Dienste der Heiden befangen war und der Schönheit huldigte im Berge der lüderlichen Frau Venus.

Bald hatte Boisserée nicht nur Goethe's Hand, sondern seine beiden Arme, ja sein ganzes Herz gewonnen. Goethe äußerte sich in „Kunst und Alterthum" anerkennend über „so viel Einsicht und Unternehmungsgeist, so viel That und Beharren, so viel Selbständigkeit und Einwirkung auf Andere." In späteren Jahren gestand er sogar dem freundgewonnenen Manne: „Doppelt und dreifach empfand ich den Werth trefflicher jüngerer Männer, denen ich so gern im Gedanken folge, weil sie in einem Sinne vorschreiten, den ich für den rechten halten muß, weil es der meinige ist; lassen Sie uns immerfort redlich nach den verschiedensten Zwecken, die doch am Ende nur als einer anzusehen sind, getrost hinwirken." — Noch später, als die Abnahme der geistigen Energie, die Verlassenheit des Alters und auch mancherlei häusliche Sorge eintrat und der alte Herr unter das milde aber doch fühlbare Joch der „jungen Leute," des Sohnes und der Schwiegertochter, gekommen war, begrüßte er Boisserée's Ankunft stets mit Thränen in den Augen und ließ ihn nicht gern so bald wieder von sich. Noch kurz vor seinem Tode macht er ihm das Geständniß: „Ich kann mich in meiner gegenwärtigen Stellung mit nichts abgeben, als was ich bewundern muß, und dazu gehört wahrhaftig Ihre, in einem großen und höchst bedeutenden Felde beharrliche, mitunter mühselige aber auch ehren- und vortheilhaft begünstigte Thätigkeit."

Aehnlich wie mit Goethen erging es Boisserée mit Meyer. Anfangs nannte er diesen „den alten krittlichen Fuchs, der seinen Tadel über das Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen konnte;" — später jedoch traf er mit dem Herrn Hofrath stets im besten Einvernehmen zusammen und Dieser entließ ihn immer mit dem aufrichtig gemeinten Gruße: „Hoben Se Donk für Ihre Erscheinoung."

So war denn Goethe für die altdeutsche Kunst gewonnen worden. Die Legenden und die „reichen, gemüthlichen und anmuthigen" Darstellungen der heiligen Dreikönige fesselten ihn außerordentlich; hatte er sich doch in der Jugend selber gern mit solchen bedeutungsvollen Ueberlieferungen beschäftigt! Albrecht Dürer's Leistungen mochten ihn erinnern an die poetischen Schöpfungen des Hans Sachs, dessen derbe humoristische Weise in ihm angeklungen hatte; das Studium der van Eyck bot nicht nur befriedigende Anschauungen sondern auch höchst werthvolle Einsicht in die Geschichte der Malerei dar. Seine besondere Beachtung wurde in Anspruch genommen durch das von Boisserée aus

der Abteikirche zu Heisterbach gerettete Tafelgemälde voll historischer Compositionen der altkölnischen Schule, welches ihm nicht nur durch die eigene Mischung des Individuellen mit dem Ideale und durch die glänzende Ausführung zur Bewunderung hinriß, sondern ihm auch als ein Uebergangspunkt von der älteren traditionellen zur neuen Kunst erschien, so daß er es als „die Achse der Niederrheinischen Kunstgeschichte“ bezeichnete. Ein fast gleich hoher Rang wurde der niederrheinischen Vera-Icon eingeräumt, der heiligen Veronica in der Boisserée-schen Sammlung. „Die zierliche Jungfrau und die anmuthigen Kinder“ müssen den Eindruck des „furchtbaren medusenhaften“ Christusantlitzes bei weitem überwogen haben, denn gerade solchem nazarenischen Schmerze war Goethe innerlichst abgeneigt. Goethe nennt die zu Grunde liegende Vorstellung eine „herkömmliche byzantinische“ und das Gemälde selbst byzantinisch-niederrheinisch. Es bleibt jedoch wohl zu erwägen, ob er hierin durchaus Recht hatte. Die orientalische Legende von dem Antlitz Christi im Schweißtuche unterscheidet sich nämlich wesentlich von derjenigen, welche in der abendländischen Kirche im Schwange ist. Letztere erzählt nämlich: Als Christus unter dem Kreuze vor Schmerzen und Mattigkeit niedergesunken, sei ein mitleidiges Judenweib hinzugetreten und habe mit dem Tuche den Schweiß des Heilandes abgetrocknet und das unter der Dornenkrone hervorquellende Blut. Als man alsdann das Tuch auseinandergefaltet, sei das vollständig ähnliche Bildniß des Heilandes, Verum icon, erschienen. Dieses Bildniß wurde ein bleibender Typus in der Kirche und der Name des Weibes mit dem Verum icon verwandelte sich in der Tradition allmälig durch Anagramm in „Veronica.“ — Anders lautet die Legende der morgenländischen Kirche. Ein frommer byzantinischer Kaiser habe die Sehnsucht gefühlt, Christus nur wenigstens ein Mal mit leiblichen Augen zu schauen; da sei ihm der Heiland im Traume erschienen und habe in ein Tuch, welches auf des Kaisers Bett gelegen, sein Antlitz gedrückt und der Kaiser habe es am Morgen beim Erwachen gefunden. Dieses Bild, welches in der orientalischen Kirche ebenfalls ein Typus geworden ist, erscheint nicht „furchtbar medusenhaft,“ sondern in der Herrlichkeit der Verklärung. Es findet sich oft nachgeahmt in Rußland, unter Anderem in der Kirche des heiligen Sergius im Kloster Troitza Lawra. —

Wenn Goethe in seiner Weise die Bestrebungen der christlich deutschen Kunstfreunde förderte, so täuschten Diese sich dennoch, wenn sie den alten Heiden für bekehrt und von seiner hellenischen Plastik abge-

wandt glaubten. Denn darauf ging nebenbei ihr Treiben ebenfalls hinaus. In den Briefen, die sie unter einander wechseln, beklagen sie es, daß dem hochberühmten Mann der Zeit der Ernst und die Wahrheit religiöser Gesinnung und der christliche Sinn fehle, der in den gährenden Fluthen und Stürmen der Zeit allein noch festen Grund und Boden finde, die heiligsten und theuersten Besitzthümer zu retten; der in Felsen und Steinklippen und öden Sandwüsten das Samenkorn der Wahrheit und die kleinen Pflanzungen hüte mit frommem Fleiß und redlichem Beharren, damit aus ihnen einst den Enkeln ein Garten Gottes erblühe und Frucht trage hundertfältig. Das sei die Denkart, zu welcher Resignation gehöre, die aber der alte Herr nie besessen und geachtet, da er, wie die Zeit, von der er sich nie losgesagt, alles menschliche Thun nur nach der Fülle genialer Kraft und Produktivität gemessen, auch selbst in Kunst und Wissenschaft jedes Erzeugniß hingestellt habe als eine neue Schöpfung, über der kein anderer Geist walte, als der eigene, der von innen heraus selbsterzeugend und belebend wirke. Aber — meinten sie — gerade das Heidenthum, dem sich der Alte ergeben, sei auch wieder das, was ihn unglücklich mache und ihn bei seinem Alter eine große Leere und Dunkelheit fühlen lasse; daher käme auch das böse Wühlen in den Eingeweiden des menschlichen Herzens in den Wahlverwandtschaften, und das „Philisterwesen" der Farbentheorie; „es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe, so wie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das falsche schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen."

Dieses rechte Leben glaubten ihm nun jene deutschen Kunstfreunde geboten, ihm „die würdige, wahre Ansicht des Christenthums eröffnet zu haben." Daher jubiliren die Herren Daub, Bertram und Melchior, Creuzer, Wilken und Thibaut schon beim ersten Erfolge, daß ihr Sulpiz bewirkt habe, den starren Heldensinn vor der christlich deutschen Künstlergröße niederzubeugen und die materia peccans der „römischen Elegien" auszutreiben. Nur Reinhard faßt die Sache von der nüchternen und richtigeren Seite auf, indem er an Boisserée schreibt: „Zu Ihrer Meinung bekehrt haben Sie ihn nun wohl nicht, aber gefallen haben Sie ihm und er ist Ihnen wirklich zugethan. Lehrreich für Sie ist diese ganze Reise und besonders der Aufenthalt in Weimar gewiß gewesen; und auf das Gelingen und die Vollkommenheit ihrer Unternehmung wird Beides gewiß nicht ohne Einfluß sein."

Indem Goethe auf jene Bestrebungen einging und die deutschen

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar einer besonderen Besprechung würdigte, verhehlte er doch nicht den Standpunkt, den er dabei eingenommen. Diesen Standpunkt bezeichnet er sehr genau in einem Briefe an Zelter mit den Worten: „Das Heftlein vom Rhein und Main, Kunst und Alterthum wird nun auch bald zu Euch gelangen. Ich habe beim dreizehnten Bogen abgebrochen, wie Scheherazade. Wenn ich die Bedeutung solcher Blätter früher erkannt hätte, so würde ich das ganze Geschäftlein abgelehnt haben, auch bin ich nur nach und nach hinein verführt worden und so mag es denn auch dahin fließen. Dagegen muß ich dankbar erkennen, daß ich ohne diese dringende Nöthigung niemals weder dem wichtigen Punkte der Kunsterhaltung durch die barbarischen Zeiten hindurch, noch nach den Eigenthümlichkeiten nationeller und provinzieller Wiederherstellung, Aufmerksamkeit hätte schenken können." Er räumte der christlichen Kunst den Vortheil vor der hellenischen ein, daß sie von einer Anzahl Individualitäten ausgegangen und sich nach und nach zum Allgemeinen erhoben habe, während jene, vom Allgemeinen beginnend, sich ganz spät ins Besondere verloren habe; er sprach der christlichen Kirche das Verdienst zu, die Kunst, welche durch das militairische und politische Unheil des römischen Reichs in Verwirrung und Erniedrigung gesunken war, sich in dem wilden Kriegswesen völlig verloren hatte, erhalten, wenn auch nur als Funken unter der Asche erhalten zu haben. Und so betrachtet er die Sachen in ihrer rein historischen Bedeutung mit den Worten: „Der Einsichtige erkennt, daß auf historischem Wege hier das Reinste und Nützlichste zu wirken ist; er wird den Vorsatz fassen, eine so wohl versehene und wohl geordnete Sammlung (die Boisseréesche) dadurch zu ehren, daß er nicht sowohl von den Bildern selbst, als von ihrem Bezug unter einander Rechenschaft zu geben trachtet; er wird sich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunst-Epoche, von welcher hier die Rede ist, aus entfernten, durch Zeit und Ort geschiedenen Kunstthätigkeiten ableiten muß. Und so wird er den kostbaren Werken an ihrem Platz vollkommenes Recht wiederfahren lassen und sie dergestalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geschichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreise der allgemeinen Kunstwelt anweisen mag."

Goethe war also nicht gerade zum Nazarener bekehrt worden. Er litt auch nicht an jener inneren Vereinsamung, von welcher die Frommen ihn heilen wollten. Die Wolken, die einen Schatten in sein klares Leben warfen, waren eben nur die Mängel, die gemeinsam an

dem Menschenleben haften: der Schmerz um die Lieben, die vor ihm dahin geschieden, namentlich um den „ausgebliebenen“ Sohn ließ sich nicht völlig verwinden; dazu kamen Verletzungen, von denen auch der Harmloseste im Kampfe Aller gegen Alle nicht verschont bleibt; endlich die Aussicht auf den immer näher rückenden Katafalk, den kein Mensch, mag er dem Jupiter oder Jesu Christo dienen, ohne Grausen erblickt. Wie wenige Andere verstand aber gerade Er es, diese allgemeinen menschlichen Leiden und die Mächte des Todes durch Culturmittel zu bewältigen und die Tage des Alters durch Forschungen im Gebiete der Natur und der Kunst zu erheitern. Und so mochten die christlichen Kunstapostel, die ihn ganz gewonnen zu haben meinten, schier erstaunt gewesen sein, als er, auf die Junobüste deutend, ausrief: „Ich bin ein Plastiker und nun kommen die Kerle und machen mir einen Dunst!“

Mit der Zeichenschule und den Propyläen wollte es indessen nicht recht glücken.

Zwar fehlte es nicht an beifälligen Stimmen, unter denen Schiller's besonders in Anschlag zu bringen ist; zwar erhielt sich ein Verkehr mit manchen thätigen Künstlern und Goethe konnte die Leistungen der Kunstfreunde mit den Worten hervorheben: „Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammenlebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publikum wohl erwähnen, indem sie sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohl erprobten Grundsätzen geäußert; nicht daß sie, auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt, hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern, durch mannigfaltige Mittheilungen gelernt zu haben; wie sie denn auch mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt,“ — eine nachhaltige Wirkung auf die deutsche Nation blieb aber aus und Goethe hatte sich diese Täuschung selber zuzuschreiben, insofern er in diesem Falle gerade auf einen allgemeinen Erfolg gerechnet hatte, während er sonst nach der Stimme des Publikums gar nichts fragte. Genug, die Nachahmerei der klassischen akademischen Kunst erwies sich als nüchtern, als quietisirend, während die Romantiker in der Kunst wie in der Literatur auf eine Vergangenheit Bezug nahmen, die wenigstens volksthümlichen Boden hatte, wie Goethe's Faust, und die Phantasie des politisch verkommenen Volkes mächtig anregte. In Bezug auf die Nation, auf die allgemeine Kunstrichtung der damaligen Zeit war mithin das Streben

der Weimarischen Kunstfreunde, das sie nur von einer kleinen Stadt aus und mit geringen Mitteln geltend machen konnten, ein verfehltes zu nennen, das außer Zusammenhang mit der Welt um sich her stand. Goethe selber schrieb das Mißlingen seiner kunstfördernden Lieblingspläne dem Einflusse „böswilliger Menschen" zu und dem „wahnsinnigen Sektengeist, der keine Scheu trug, das Verwerfliche als Grund-Maxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen."

Die Propyläen gingen schon im Jahre 1800 ein; drei Jahre später wurden auch die Preisvertheilungen eingestellt. Die Zeichenschule blieb bestehen, aber auch über sie äußerte sich Goethe unzufrieden gegen Boisserée: „Mit allen Zeichenschulen ist es doch nichts," — sagte er, „es läuft am Ende auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht. Ich hüte mich wohl, das Jedem zu sagen, aber, du lieber Gott! die Zeichenschule ist nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hause kriegen, und für die Kinder ist sie nur da, daß sie daran vorbei gehen. Ich will sie auch wahrhaftig nicht daran hindern; ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunst-Akademie gehört; aber das sind ganz andere Forderungen, als man machen kann." —

Wie erwähnt, nahm Meyer den lebhaftesten Antheil an Goethe's Bestrebungen für die bildende Kunst, ja er war eigentlich die Seele der Weimarischen Kunstfreunde. Er leitete die Preisaufgaben für die Maler und arbeitete an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" mit; in den „Propyläen" sind mehr als die Hälfte der Aufsätze von ihm verfaßt, Vieles in „Kunst und Alterthum," auch der Aufsatz über Goethe's Büste von David; in der „Amalthea" mehrere kritische Aufsätze über die Antiken in der Galerie zu Florenz; viele gediegene Arbeiten in den „Horen;" zu Goethe's „Winkelmann und sein Jahrhundert" lieferte er den Abschnitt, welcher das Jahrhundert charakterisirt, und zu der „Farbenlehre" die Abhandlung über die Farben in der Malerei der Alten. Mit Fernow, und nach dessen Tode mit Joh. Schulze, gab er Winkelmann's Werke heraus und übernahm dabei die Redaktion der ergänzenden Anmerkungen. Bei Goethe's Beschreibung der „Italienischen Reise" erwies sich Meyer ebenfalls förderlich. „Hierzu — schreibt Goethe an Zelter — hilft mir denn höchlich Meyer's Theilnahme, da Dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sicilien zubrachte, in Rom blieb. Hätte ich die Papiere und diesen Freund nicht, so dürfte ich diese Arbeit gar nicht unternehmen. Bei dieser Gelegenheit wird Winkel-

mann in der neueren Meyer-Schulzeschen Ausgabe gelesen, in welcher diese Werke einen unglaublichen Werth erlangt haben. Meyer hat hierin unschätzbares Verdienst." Zu Böttiger's archäologischer Ausdeutung der Aldobrandinischen Hochzeit fügte er eine Abhandlung hinzu; zu desselben Verfassers „Raub der Cassandra" eine Abhandlung über die Vasenmalerei. In der Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen stellte er die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen zusammen. Außerdem schrieb er: über die Altargemälde von Lucas Kranach in der Stadtkirche zu Weimar; eine Uebersicht der Kunst bei den Griechen; kurz vor seinem Tode den Anfang einer Abandlung über die Geschichte der Majolica- und Porzellanmalerei.

Der alte Schadow will von Meyer die Aeußerung gehört haben: Gott habe ihn in seinem Zorn zum Maler gemacht. Wir wissen aber, daß Meyer sich schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rom durch seine Arbeiten auszeichnete. Plündernde Feinde raubten aus dem Hause seines Schwiegervaters eine Mappe, welche alle seine Studien enthielt. Seitdem legte er den Pinsel nieder und wählte das kritische Studium der Kunst. Nur wenige Malereien und Zeichnungen sind von ihm bekannt: ein Entwurf zu einem Bilde in der Rochus-Capelle; zwei braun getuschte Federzeichnungen, von denen eine den Orest am Altare darstellt; sehr gelungene Compositionen zu Wieland's Agathon, von Lips gestochen; eine vortreffliche Copie der Aldobrandinischen Hochzeit. Ein Portrait Goethe's von Meyer in Wasserfarben ist im Besitz des Herrn Schuchardt in Weimar. Eine Reihe von seinen Malereien, Skizzen und Entwürfen befinden sich im großherzoglichen Museum zu Weimar; zur einfachen und würdigen Ausschmückung des dortigen Residenzschlosses hat Meyer das Meiste selbst gemalt, theils entworfen: Alles in einfachem und klassischem Sinn.

Seine Gemälde, die Gebrüder Kastor und Pollux vorstellend, wie sie die Töchter des Leucippus rauben, beurtheilt Böttiger in folgenden Worten: „Meyer hat nach den neuen prismatischen Versuchen von Goethe das Colorit eingerichtet, und man muß gestehen, es that auch jetzt am Abend unerwartet gute Wirkung. Aber auch von der Seite des Gegenstandes und der Composition verdient dies schöne Stück die laute Bewunderung. Beide holde Mädchen liegen den Räubern schon in dem Arme, halten sich aber von oben noch festumschlungen. Dies und die dahinter stehenden Rosse machen eine herrliche reiche Gruppe. Köpfe und das ganze Costüme sind nach ächten Antiken. Wieland stand mit unbeschreiblichem Enthusiasmus lange vor

diesem Bilde, zeigte uns, wie viele Vorzüge dies vor der so oft wiederholten Vorstellung des Sabinerinnen-Raubes hätte, und nannte es „ein Stück von seinem heidnischen Evangelium."

Johann Heinrich Voß schreibt im Jahre 1794 von Weimar, wo er zum Besuch war, an seine Frau Ernestine: „Goethe las Briefe von dem Maler Meyer, einem gar trefflichen Genie, der sich ganz nach den Alten gebildet und Zeichnungen für Wieland's Werke gemacht hat. Dann zeigte er einige Gemälde von ihm, zum Entzücken schön."

Die schönste Arbeit von Meyer bekam Voß damals noch nicht zu sehen: die Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, in Größe und Färbung des Originals, welche Meyer bei seinem zweiten Aufenthalte in Italien für Goethe gefertigt hatte.

Wenn man den Frauenplan, jetzt Goethe-Platz, in Weimar betritt, so erblickt man ein bräunliches zweistöckiges lang gestrecktes Eckhaus, acht Fenster in der Hauptfront breit, auf jeder Seite einen zurückweichenden Flügel mit drei Fenstern in der Breite und einem Thorweg. Dies ist Goethe's Wohnhaus, der Palast, worin 39 Jahre lang der Fürst der deutschen Literatur residirte, dessen Sammlungen noch dort verwahrt werden. Früher war das Haus dem Publikum geöffnet und wohl Mancher ging auch nach Goethe's Tode durch die Pforte mit so klopfendem Herzen, als ob der alte Herr noch lebte, der jeden Einkehrenden durch seine bloße Erscheinung zur Ehrfurcht nöthigte. Viele Uneingeweihte und Unwürdige gingen auch hinein, wie nicht zu vermeiden war: sind doch die Tempel des Herrn allem Volk geöffnet und läßt doch der Herr selber seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte! Gegenwärtig aber ist das Haus jedem Fremden verschlossen. Die Deutschen haben den Palast ihres geistigen Dalai Lama noch nicht zum National-Eigenthum gemacht; wenn ich nicht irre, so hatte der selige Kanzler von Müller in dieser Angelegenheit Anträge bei dem seligen Bundestage gestellt, deren Erledigung aber an unseligen Hindernissen seitens der Goetheschen Erben scheiterte. Genug, das Goethehaus mit seinen Merkwürdigkeiten, mit seinen schönen Statuen, Gemälden und Zeichnungen ist verschlossen und unerfüllt blieb der Wunsch Reinhard's, der an Goethe schrieb: „Was Sie mir von Ihren literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, von Ihren Kunsterwerbnissen sagen, versetzt mich in die heiligen Gemächer, wo Ihre Schätze geordnet und aufgestellt sind. Vor Allem möge der reiche Nachlaß, in allen seinen Abtheilungen, durch Ihre eigene Richtung und Anord-

nung, erst Ihnen das volle Bewußtsein eines so einzigen Lebens wieder gewähren und dann der Nachwelt erhalten!" —

Wenn man in jenem Hause in das obere Stockwerk hinaufstieg, so wurde man sogleich durch die großartige Anlage der Treppe überrascht. Goethe, noch voll der italienischen Eindrücke, wollte die schönen breiten Treppen der römischen Paläste nachahmen, vergaß aber dabei, daß sein Haus am Frauenplan noch bei weitem nicht mit einer Villa Albani oder Pamfili Dori zu vergleichen war. Die große Treppe steht im Mißverhältniß zu den mäßig großen theils kleinen Zimmern des Hauses. Goethe selber gestand gegen Eckermann ein, daß er sich dadurch sein Haus verdorben habe, und merkwürdiger Weise folgerte er daraus, daß in ihm wohl auch ein Hang läge, sich und die Seinen zu Grunde zu richten, wenn er sich nicht zu beherrschen gelernt hätte.

Auf dem Flur erblickte man Nischen mit Statuen; über der geräumigen Treppe den Plan von Rom, an der Decke eine Aurora von Heinrich Meyer; neben der Thür die Gruppe von Ildefonso und vor ihr in der Diele das „Salve."

In dem ersten Zimmer erblickte der Eintretende die kolossale Junobüste, an den Wänden die Stanzen Raphael's. Links davon lag das Gesellschafts- oder Sprechzimmer. Hier stand ein Flügel. An den Wänden hingen Handzeichnungen großer Meister und geätzte Blätter, die zeitweise wechselten. Ein großer Schrank enthielt die Kupferstich-Sammlung. Ueber den Thüren hingen mythologische Cartons von Meyer. An einer Wand zeigte sich ein grüner Vorhang, den Goethe nur in Anwesenheit sehr willkommener Gäste wegzog.

„Bald kamen wir in ein Zimmer, — schreibt Sophie von la Roche — welches, mit der edelsten Simplizität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zur Bewahrung eines Heiligthums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der ein wichtiges Geheimniß anzeigende Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Copie des sich seit 1900 Jahren in frischer Farbe erhaltenen Gemäldes, das unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist. Ich genoß und bewunderte mit innerem Gefühl von Glück das Ganze dieses Anblicks."

Goethe selber beschreibt diese Copie in einem Briefe an Cotta in Tübingen: „Besonders wichtig ist die Copie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, die im eigentlichen Sinne mit Kritik gemacht ist, um darzustellen, was das Bild zu seiner Zeit gewesen sein kann und was an dem jetzigen, nach so mancherlei Schicksalen

noch übrig ist. Meyer hat dazu einen ausführlichen Commentar geschrieben, der Alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider so oft restaurirten Bildes mit seiner gegenwärtigen Copie und einer älteren Copie von Poussin, nach der die Kupferstiche gemacht sind, zu sagen ist. Das Bild selbst, das von einem geschickten Meister zu Titus Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn an die Wand gemalt, nunmehr, soviel es möglich war, nachgebildet und wiederhergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild ist 8 Fuß lang, 3½ Fuß hoch und die Figuren sind nicht gar zwei Fuß Leipziger Maaß. Die Copie ist in Allem, sowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern, dem Original möglichst gleich gehalten."

Zu Böttiger äußert Goethe die Muthmaßung, daß der Maler zu seiner lustigen Composition vielleicht die Hauptfiguren nach einem Gemälde des Echion copirt, das Andre aber aus verschiedenen Stücken componirt habe. Böttiger selber vermuthet sogar, daß das Bild in Griechenland gemalt und von da nach Rom gebracht worden wäre. Es wurde um das Jahr 1606 in den Gemäuern des alten Esquilins in einem verschütteten Zimmer ganz frisch an der Wand gefunden, ausgesägt und seiner Frischheit und Schönheit wegen in dem Garten des Kardinals Aldobrandini (in der heutigen Villa Pamfili Aldobrandini) aufgestellt.

Meyer fand sich geneigt, die Zeit der Entstehung noch etwas früher als Goethe und zwar in das Augustische Zeitalter zu setzen.

Die von Goethe erwähnte Copie, welche Nicolas Poussin von dem Gemälde in Oel verfertigte, und die danach gestochenen Blätter sind nicht ganz treu nach dem Originale gehalten, ebenso wenig die im Antiquarium des Berliner Museums befindliche Copie; und so erwarb sich Meyer ein Verdienst um die Kunst, indem er dieses einzige Muster und Wunder der alten Kunst — so nennt es Bellori — welches von den Malern mit Entzücken bewundert wird, für seinen Freund Goethe mit der gewissenhaftesten Sorgfalt nachmalte. Da das Original und die im Palaste Doria aufbewahrte Poussinsche Copie wohl nur von Wenigen gesehen worden und auch die Meyersche Copie der öffentlichen Bewunderung entzogen ist, so erfüllt sich hier beinahe Schiller's Wort:

> Alles Schöne,
> Alles Hohe nehmen sie mit fort,

Alle Farben, alle Lebenstöne;
Uns blieb Schatten und ein leeres Wort!

Eine kurze Notiz über die Scene und Anordnung des Gemäldes möchte daher wohl an dieser Stelle nicht überflüssig erscheinen; eine weitläufigere Abhandlung aber ohne das anschauliche Bild könnte unter die „leeren Worte" gerechnet werden.

Winckelmann's Ansicht, der in dem Gemälde die hochberühmte Hochzeitfabel von Peleus und Thetis erblickte, ist von Böttiger und Meyer erfolgreich widerlegt worden. Es stellt eben nur eine mystische und mimische Weihe der Ehe und Hochzeit dar, welche von den Göttern selber zuerst vollzogen worden und von den Griechen aus politischen Rücksichten, als eine Grundlage hellenischer Humanität, heilig gehalten und durch sinnliche Opferbräuche gefeiert wurde.

Ob das Bild enkaustisch oder al Fresco oder in Wachsfarben gemalt worden, läßt sich gar nicht bestimmen, da wir über die Behandlungsarten der griechischen Malerei völlig im Unklaren sind. Die Farben sind nicht mehr lebhaft, vielmehr so verblichen wie die Bilder in Portici, üben aber doch, namentlich wenn man das Bild aus einiger Ferne sieht, einen unbeschreiblichen Zauber aus; eine durchaus heitere Carnation, ein fröhliches Spiel der Farben, worin die Farbe des Tages und das Violette vorherrschen, eine regelrechte Beleuchtung, wodurch sich die einzelnen Gruppen deutlich und gefällig sondern — dieses Alles bekundet den Meister.

Die Anordnung ist, wie in den Bas-Reliefs der Alten, der Art, daß die hinter einander gehörigen Gruppen neben einander gestellt sind. Der Raum, welcher die dargestellten zehn Figuren enthält, muß demnach auf einem dreifachen Plan hinter einander gedacht werden.

Die Mitte des Gemäldes stellt das Brautgemach vor. Auf dem Rande des grün drapirten Bettes sitzt die Braut, um welche sich alle übrigen Figuren ordnen, sittsam verschämt und mit weißem Gewande züchtig verschleiert, so daß sich die weiche Form der jungfräulichen Gestalt nur errathen läßt. Ihr zur Seite, in purpurrothem Gewande, sitzt die Zusprecherin, die Sachwalterin des Bräutigams, welche der verschämten Braut mit süßer Rede Muth einflößt — eine besondere Art der Nymphen, die wir in unserm Zeitalter nicht mehr brauchen oder die wenigstens, als Ehestifterinnen, ihre Ueberredungskünste auf das männliche Geschlecht richten müßten. Was die Pronuba zur Ueberredung der Braut vorbringt, darf der Bräutigam nicht hören.

Dieser sitzt auch noch an der Schwelle, auf dem Vorplatze, der auch durch Bäume im Hintergrunde angedeutet ist. Er ist sehr gebräunt von männlicher Frische, durch das Oel der Palästra, durch Bäder und Sonnenschein; bis auf die Hüften, welche ein purpurrother Mantel umgiebt, ist er völlig entkleidet; statt der Myrte trägt er, wie ein jugendlicher Bacchus, im Haare den Epheukranz, der von einem goldenen Diadem zusammengehalten wird. Aus seiner Stellung sieht die Ungeduld deutlich hervor und man kann überzeugt sein, daß er keinen solchen Gedanken hegt, wie in einem apokryphischen Goetheschen Gedicht ausgesprochen ist;

„So mußt du doch erfahren,
Warum der Bräutigam sich kreuzt und segnet,
Vor Nestelknüpfen scheu sich zu bewahren.
Weit lieber da, wo's Hellebarden regnet,
Als hier im Schimpf! So war es nicht vor Jahren."

Wer aber den nicht sehr behaglichen Zustand, worin sich jener Bräutigam etwa befinden mag, nicht empfunden hat und sich denselben doch vergegenwärtigen möchte, der lese die Schilderung des Aristophanes in seinem Kinesias oder wiederhole sich die vierzehnte der Goetheschen Elegieen:

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell; ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne;
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht." —
Unglückseliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröste mich Lämpchen indeß, lieblicher Bote der Nacht!

Neben der beredten Wortführerin, auf einen verkürzten Säulenschaft gestützt, steht die Salbenspenderin, eine Brautjungfer, welche wohlriechendes Nardenöl in eine Salbmuschel träufelt; sie trägt ein grünes Gewand mit violettfarbigem Umschlag.

Außer diesen Hauptpersonen befinden sich außerhalb des Brautgemachs zwei Gruppen aus je drei Nebenfiguren, welche die letzte Vollendung durch Spende und Musik weihen.

Auf der linken Seite des Bildes wird das Brautbad bereitet. Eine fast priesterlich verhüllte Matrone, welche die Hand in das bereitete Becken taucht, mit mütterlicher Sorgfalt die Wärme des Wassers prüfend. Eine freundliche Zofe oder Aufwärterin in saffrangelbem Gewande gießt kälteres Wasser in das Waschbecken. Hinter beiden bemerkt man eine andere Zofe, die Horoscop-Aufstellerin, welche eine gelbe Tafel vor sich hält, worauf ein für uns schwer zu lösendes

Räthsel, vielleicht die günstige oder ungünstige Constellation der Vermälungsstunde verzeichnet steht.

Auf der andern Seite des Brautgemachs, auf dem Vorplatz, geschieht die Opferspende mit Musik. Die Opferspenderin, in gelbem Gewande mit veilchenblauem Saume, gießt den Ehegöttern die Oblation vermittelst einer Schale in einen Kessel, der auf einem kleinen Dreifuß steht; inzwischen rüsten sich zwei andre Mädchen zum Vortrag eines Liedes. Die weiß gekleidete Citherspielerin, eine anmuthig uns zugewandte Figur, scheint zu präludiren oder die Saiten ihres Instruments zu versuchen; ihre Gefährtin, die nebenstehende Sängerin in grauem Gewande, stützt mit der linken Hand den Boden des Instruments.

Dies ist die anmuthige, einfache und doch ergreifend wahre Darstellung einer rein menschlichen Scene, eines der dankbarsten Stoffe der idealen Antike. Goethe und Meyer entrannen mit der sorgfältig eingepackten Copie dem „weit und breit gewaltigen" Buonaparte, führten es auf der Schweizerreise mit sich und Goethe ruhte nicht, bevor der Schatz in Weimar aufgestellt war.

Meyer's zweiter Aufenthalt in Italien, im Jahre 1795, welcher ihm Gelegenheit zu jener Copie bot, hatte noch einen besonderen Zweck. Meyer sollte dort den Stein der Weisen für die Künstler finden, oder mit anderen Worten: er sollte das Gesetz finden, nach welchem die Wahl des Stoffes zu treffen und jedem bestimmten Stoffe in der Kunst die angemessene Form zu geben wäre, ein Gesetz, welches nicht bloß den bildenden Künsten, sondern auch der Poesie zu gute kommen und die lang gesponnenen Streitfragen im Goethe-Schillerschen Briefwechsel erledigen sollte. Meyer hatte erklärt, daß sich dieses Gesetz nur in Gegenwart des nöthigen Materials, im Anschauen der Kunstwerke selber, erkennen lasse, und aus diesem Grunde geschah seine Mission. Vergebens aber strengte Meyer in Italien Auge und Geist an: das Geheimniß wollte ihm nicht offenbar werden, bis es ihm endlich erging wie dem Saulus; während einer gefährlichen Krankheit, die ihn in Florenz befiel, mitten in der Fieberphantasie fielen ihm die Schuppen von den Augen. Das Geheimniß, das ihm da kund gemacht wurde, offenbarte er in einem Aufsatz in den Propyläen, der, weil von ihm allein verfaßt, nicht in Goethe's Werke aufgenommen worden ist. Dieser Aufsatz wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt und machte großes Aufsehen in der Kunstwelt. Manchem Künstler ist derselbe ein Pharus gewesen, der ihn seichtes Fahrwasser und Klippen

vermeiden ließ. Heutzutage wird man diese Aufklärung nicht sonderlich hoch schätzen, denn — wie Herr Schuchardt treffend bemerkte — es geht damit wie mit dem Ei des Columbus.

Im Jahre 1797 kehrte Meyer nach der Schweiz zurück, wo ihm Goethe entgegenkam. Im October reisten Beide von Stäfa ab. In der Familie des Kanzlers von Koppenfels fand Meyer seine Gemalin, die ihm bis zu ihrem Tode im Jahre 1825 eine treue Lebensgefährtin blieb.

Fortan standen die beiden Freunde bis zu ihrem beinahe gleichzeitigen Tode treu gemeinschaftlich auf der Wacht, von der Höhe ihrer Epoche das ganze weite Gebiet der Kunst überschauend, ununterbrochen und mit dem liebevollsten Ernste für die Weimarischen Kunstanstalten sorgend. Wie Goethe den Freund und Genossen schätzte, ist schon aus den oben angeführten Auslassungen zu ersehen; aber noch bei vielen anderen Gelegenheiten äußerte er seine Uebereinstimmung und dankbare Anerkennung. „In Meyern liegt eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden," äußerte er einmal. Schon von Italien aus schreibt er über ihn: „Mich fördert besonders die Theilnahme Heinrich Meyer's, dessen Unterhaltung mir, obgleich seltener, günstig zu statten kam, indem er, als ein fleißiger und gegen sich selbst strenger Künstler, die Zeit besser anzuwenden wußte als der Kreis von jüngeren, die einen ersten Fortschritt in Begriff und Technik mit einem raschen lustigen Leben leichtmüthig zu verbinden glaubten." —

Ein anderes Mal schreibt er über ihn: „Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß. Wieviel ich hier einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir die Augen über das Detail, über die Eigenschaft der einzelnen Formen aufgeschlossen und mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt eigentlich die Kunstwerke mehr als die großen Besitzer, die ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte. Was er sagt, ist so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. Alles was ich in Deutschland vernahm, lernte, vornahm, dachte: verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht.

Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange."

Bei seinem Weggange von Rom bemerkte er noch: „Die Tage vergehen und ich kann nichts thun. Kaum mag ich noch etwas sehen. Mein ehrlicher Schweizer steht mir noch bei und ich genieße noch zuletzt seines unterrichtenden Umgangs."

„Meyer mag nur vorerst in der Schweiz schleichen," äußert er nach seiner Rückkehr nach Weimar. „Hat er sich ein wenig erholt, so mag er zu uns kommen. Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden, ich für's ganze Leben verzweifle."

Im März 1796, während Meyer zum zweiten Male in Italien ist, schreibt Goethe an ihn: „Daß Sie durch genaue Beobachtung des Sinnes, in welchem die Kunstwerke gemacht sind, die Art, wie und die Mittel, wodurch sie gemacht sind, neue und sichere Quellen des Beschauens und der Erkenntniß eröffnen würden, war ich durch Ihre Versuche in Dresden und durch Ihr ganzes Leben und Wesen überzeugt."

Vor seiner Schweizerreise schreibt er an den in Florenz, später in Stäfa weilenden Freund: „So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch Sie nicht gern so bald von der Nahrung ihres Talents, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen." — „Bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit," — meldet er dem Erkrankten — „bei dem Gefühl des Werthes, den ich auf unser einziges Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unsers Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz der Umstände, nicht früher gegangen sei, Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um mich zu zerstreuen. Aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden, was will; sorgen Sie einzig für ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben! Alles was Sie thun, ist gut, denn Alles hat einen Bezug auf ein Ganzes." — „Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen von meiner Seite, durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode, mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten

zusammentreffen oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können." —

Gegen Schiller äußert er: „wenn erst der alte Meister Meyer komme, der ihm die Reichthümer einer fremden Kunst zum Besten gebe, so solle es wohl an guten Wirkungen nicht fehlen," — von Tübingen schreibt er an denselben: „Meyer erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was Beiden unsere Zusammenkunft sein und werden kann;" — und an Böttiger von Zürich aus: „Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunstschätze der alten und mittleren Zeit recensirt hat, werden Sie erstaunen und sich erfreuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt."

Nach funfzigjährigem Zusammenleben mit Meyer gesteht Goethe noch mit gleicher Wärme und Anerkennung; „Unter denen, die sich thätig an meiner Seite erhalten, ist Heinrich Meyer vorzüglich zu nennen. Seine griechische Kunstgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf Alexander, ist ein unschätzbares Werk für Jeden, der mit sich selbst und dem Gegenstand einig werden will."

Herder's, Vossens und Schiller's Aeußerungen über Meyer's Werth und Verdienste sind bereits angeführt worden. Letzterer, der sich mit der bildenden Kunst im besonderen nicht beschäftigte, schätzte doch die Urtheilsfähigkeit, welche Meyer in der Kunst überhaupt besaß und war erst zufrieden gestellt, wenn dieser sich lobend über seine poetischen Leistungen geäußert hatte.

Gleicher Gunst genoß Meyer seitens des Weimarischen Fürstenhauses. Vor der Herzogin Amalie, Karl August und seiner Gemalin hielt er des Winters Vorträge über Kunst und Medaillenkunde; vor der Großfürstin Maria Paulowna und ihrem Gemal, dem Erbprinzen, und der Prinzeß Caroline las er von Johanni 1809 bis Ostern 1811 drei Mal wöchentlich über den Verlauf der Kunstgeschichte. Die lebenden Bilder, welche man öfters bei Hoffesten vorstellte, wurden stets von Meyer angeordnet und erregten immer die höchste Bewunderung. Johann Gottfried Schadow sah solche im Jahre 1816, bei seinem Besuche in Weimar und urtheilt darüber: „Hofrath Meyer hatte die Costüme mit Einsicht gewählt und die Drapirung war so gut gerathen, daß die zeichnenden Künstler es bedauerten, nicht sogleich Studien danach machen zu können."

Besonders werth wurde Meyer von der Großherzogin Maria Paulowna gehalten.

Von dieser Frau kann man sich nur eine halb genügende Vorstellung machen, wenn man die Briefe liest, welche in den Tagen ihrer Vermälung mit dem Erbprinzen von Weimar geschrieben wurden. Wieland, Schiller, die Herzogin Mutter, die beiden Fräulein von Göchhausen und Knebel preisen übereinstimmend ihre liebliche, anmuthige Erscheinung, Würde und auserlesene Bildung. Schiller's „Huldigung der Künste", mit welcher die Großfürstin bei ihrem ersten Erscheinen im Theater begrüßt wurde, ist das herrlichste Denkmal ihrer freudenreichen Ankunft. Wieland und Goethe, welche bis zum Tode von ihr hoch geehrt wurden, waren der Fürstin völlig ergeben. Wieland übertrug auf sie die Verehrung, die er für seine Gönnerin Anna Amalie gefühlt hatte; Goethe zählte sie in seinen alten Tagen zu seinen theilnehmendsten Besuchern. Varnhagen von Ense schreibt im Jahre 1815: „Noch heute strömen Weimar die Segnungen des Ernstes und der Anmuth, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einst in Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt." — Eine Brieftasche, welche der Fürst Alexander Kourakin der Erbgroßherzogin schenkte, verherrlichte Goethe mit dem schönen Gedicht, welches seine ganze Verehrung ausspricht:

Zu würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiste waltet,
Wählt' ich in Tagen, wo der Frühling schaltet,
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann schien der Rand des Achilleischen Schildes
So reich er war, nicht reich genug gestaltet;
Ja, würd' ein Purpurteppich umgefaltet,
Darauf gesät der Sterne blendend Mildes:

Nun aber wird ein zierlich Heft geschmücket,
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und Du vergönnest mir die erste Weihe.

Wie sprech ich aus, wie sehr mich das beglücket!
Jetzt fühl' ich erst in neu belebter Frohheit:
Die schönsten Kränze winden Lieb' und Treue.

Von dieser hohen Frau wurde der einfache und gemüthvolle Meyer besonders hoch geschätzt; zuletzt wurde er ihr täglicher Gast und Hausgenosse und der Familienfreund des großherzoglichen Hauses. Er wurde der Großfürstin ebenso theuer, wie Wieland der Herzogin Mutter gewesen war; er wohnte in seinen alten Tagen mit ihr in Tiefurt und

Belvedere, wo ihn auch Boisserée im Jahre 1825 antraf, und stand, wenn er selbst oder die Großfürstin sich von Weimar entfernte, mit seiner Gönnerin in beständigem Briefwechsel. „Die Güte Eurer Kaiserlichen Hoheit — so schreibt er im Jahre 1831 an Maria Paulowna — wird immer als ein Nothanker betrachtet, auf welchen man in Stürmen und Widerwärtigkeiten des Lebens vertrauend seine Hoffnung setzt. Ich an meinem Ort bin mehr als Jemand zur Zeugenschaft dessen sowie zur Dankbarkeit verpflichtet." — Maria Paulowna schien in allen Dingen Meyer's Rath dem Goethe's gleich, wenn nicht noch höher zu schätzen. Bei aller Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit hatte diese Fürstin doch in ihrem Wesen eine anerzogene Neigung für das russisch-höfische Ceremoniell niemals überwinden können; trotzdem zeigte sie sich, als Meyer einmal bei Hofe eingeschlummert war, so nachsichtig gegen die Schwäche des Alten, daß sie, um ihn nicht zu stören, ihre Gesellschaft zu schweigen bedeutete.

In den letzten Lebensjahren erkrankte Meyer zu wiederholten Malen. Im Mai 1826 schon fand ihn Boisserée sehr krank und elend: „er weinte viel." „Meyer sieht erschrecklich aus, eingefallen, gelb und krank, — schreibt Charlotte von Schiller an die Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar — Denken Sie, daß er immer Abschied nimmt bei seinen Domestiken und sagt, er könne den Tag nicht überleben; die glauben es ihm und machen immer Anstalten, wo sie den todten Herrn wollen hinthun. Die erste Vorkehrung ist immer, daß sie die Stube dazu scheuern; diese Vorstellung belustigt mich am meisten." In solchen Krankheitsfällen bekundete sich das innige Verhältniß zwischen Goethe und Meyer durch die rührendste gegenseitige Theilnahme. „Jedes Mal — erzählte Herr Schuchardt — entband mich Goethe von allen Arbeiten, die mir als seinem Secretair oblagen, damit ich soviel wie möglich um seinen Freund sein und ihm beständig Bericht erstatten könne. Mit ebenso ängstlicher Unruhe erwartete Meyer die Nachricht von dem Befinden Goethe's in gleichem Falle."

Als Goethe abgetreten war, schrieb Meyer einem Freunde in sein Erinnerungsbuch:

„Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe;
Ich wanke nur, bis ich ihn habe."

Die beiden Alten hatten sich zu sehr in einander theoretisirt und praktisirt, als daß Einer ohne den Andern hätte leben können. Sie hatten sich jene Liebe angelebt, welche die Mutter an das einzige Kind, zuweilen auch die mitsammen gealterten Gatten an einander knüpft: jene

Liebe, welche uns bei den Thieren am rührendsten durch die kleinen tropischen Vögel dargestellt wird, die bei uns paarweise im Bauer gehalten werden, und von denen einer den andern immer nur um wenige Stunden überlebt. Schiller und Goethe waren gestorben; was konnte der Dritte im Bunde auch weiter thun, als sterben?

„Geben Sie Acht, — sagte Frau Ottilie von Goethe beim Tode ihres Schwiegervaters zu Schuchardt — nun dauert es mit Meyer auch nicht lange!"

Diese Befürchtung ging leider in Erfüllung; Meyer begab sich im September 1832 kränklich nach Jena und starb dort im großherzoglichen Sommerhause am 14. Octbr., in demselben Jahre mit Goethe und Zelter.

Meyer's Ueberreste wurden nach dem Weimarischen Friedhofe geleitet, mit derselben Musik, welche bei der Bestattung des Großherzogs Karl August und Goethe's aufgeführt worden: unter dem Gesange des von Zelter in Musik gesetzten Goetheschen Gedichts:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland.
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Die Herausgabe seiner Schriften hatte er dem Professor Hand in Jena übertragen, seine Bücher der großherzoglichen Bibliothek, seine Kunstsachen dem Weimarischen Museum vermacht. Zu Erben seines Vermögens setzte er die Armen der Stadt Weimar ein und stellte die seinem und seiner Frau Andenken gewidmete Meyer=Amalienstiftung, als ein Zeichen seiner Verehrung, unter die Oberaufsicht der Großherzogin Maria Paulowna.

„Ob mich gleich die Schelmfranzosen und das Unheil, was ihnen gefolgt ist, an Gütern dieser Welt sehr beträchtlich verkürzt haben: — so schrieb er im Jahre 1817 an Böttiger — ist doch noch endlich so viel übrig geblieben, um bescheidentlich, behaglich aber geräuschlos den Lebensweg fortzusetzen." Er hinterließ, nach Abzug von Legaten, den

Armen und Hauskranken der Stadt Weimar die Summe von 33,000 Thalern. Die Stiftung erfüllt noch heute segensreich ihren Zweck: „kranke Hausarme von jedem Geschlecht, Alter und Stande in ihrer Krankheit mit ärztlichem und chirurgischem Beistande und mit Arzneien zu versehen, sie zu warten und bis zu ihrer Wiedergenesung oder Tode unentgeltlich zu versorgen und aufs Beste zu pflegen und zwar in ihren eigenen Wohnungen." Die Stadt bezeichnete die Gräber Meyer's und seiner Gattin auf dem neuen Friedhofe durch ein Denkmal mit der Inschrift: „Den Wohlthätern das dankbare Weimar."

Er war auch im Leben stets wohlthätig, stets innig theilnehmend an dem Leiden seiner Mitmenschen gewesen; dabei einfach in seinen eigenen Bedürfnissen und häuslichen Einrichtungen, offen, lauter, bieder, gerecht und milde, redlich und sich selbst genügend in stillem Vollbringen des Rechten. Keine Rücksicht, kein Nebenzweck vermochte es, die harmonische Stimmung seines Charakters zu trüben, noch ihn von dem Ziele, das er sich als Künstler gesteckt hatte, abzulenken; Pflichterfüllung und Berufstreue gingen ihm über jeden äußerlichen Vortheil, über allen Einfluß im Getriebe der Welt, den er sich bei seinem klaren Verstande und bei seiner Weltkenntniß wohl hätte verschaffen können; denn „an keinem Menschen — sagt Schuchardt — bewährte sich wie an Meyer das Bibelwort: seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben."

In der erwähnten Brieftasche, welche der Großherzogin zum Geschenk gemacht wurde, befindet sich ein getuschtes Blatt von Meyer: Eine Landschaft mit freier Aussicht auf den See; am Horizonte ein verschlungenes A und M (Alexander und Maria) in einem Rosenkranze als Sonne aufgehend, die mit ihren Strahlen die Nebel und Wolken verscheucht; am Himmel eine Gruppe von Genien, welche sich des aufgehenden Lichtes freuen und dem Namenszuge Kränze entgegenhalten. Daneben liest man die Verse, von Meyer's Hand geschrieben, die ihn selber trefflich charakterisiren und als sein Glaubensbekenntniß angesehen werden können. Sie lauten:

Aus Noth und Widerwärtigkeiten
Hilft reiner Sinn, ein fester Muth.
Wer tüchtig ist, gerad und gut,
Sich selbst vertraut, das Rechte fröhlich thut,
Nicht zwecklos strebt, auch nicht zur Unzeit ruht,
Mag sicher hin zum Ziele schreiten.

Der Gasthof zur Tanne.

Geht man vom Jenenser Kirchplatz ostwärts über den Graben, der sich links von der Saale abzweigt und die Mühl-Lache heißt, dann den Steinweg hinunter und durch das Brückenthor, so kommt man an die große Camsdorfer Saalbrücke.

Diese Brücke gehört zu den sieben Wundern Jena's, welche das lateinische Distichon zusammenfaßt:

> **Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,**
> **Weigeliana domus: septem miracula Jenae.**

An dieser Brücke aber ist weiter nichts Wunderbares, als daß sie, der Sage nach, noch einen Dreier mehr als der Thurm der Stadtkirche gekostet hat. Doch ist sie eine stattliche Brücke mit neun großen Bogen, erbaut aus den Steinen der zerstörten Raubburgen, welche auf dem Hausberg gestanden hatten. Auf der nördlichen Mauerbrüstung bezeichnen ein Paar Hufeisen die Stelle, wo ein Reiter in den Fluß gesetzt ist; auf der entgegengesetzten Seite ist die Stelle, wo ein Mädchen mit einem Graskorbe in die Fluthen stürzte, durch einen abgebildeten Tragkorb bezeichnet. — In einer Weltstadt, wo dergleichen Unglücks- oder Selbstmordsfälle jeden Tag vorkommen, bezeichnet man dergleichen Stätten nicht.

Die Saalbrücke bietet einen wunderbaren Ansichtspunkt vom Saalthale. Ihre Bogen erheben sich auf der sogenannten Landfeste, einem Bau- und Lagerplatz, wo ehemals Vogelschießen und anderer Jenenser Sport abgehalten wurde; dieser Fleck Landes gehört zu einer Insel, welche die Saale theilt und mit Wiesen, Gärten und vorstädtischen Häusern besetzt ist. Folgt man mit dem Blicke dem Strome der Saale von Süden nach Norden, so hat man zur Rechten die drei Hauptberge der östlichen Bergreihe: im Vordergrunde den Hausberg, an welchen sich

der Kernberg anschließt, im Mittelgrunde den Jenzig, im Hintergrunde den Gleisberg mit den Trümmern der Kunitzburg.

An dem Ausgange der Brücke liegt Camsdorf, die Heimat Albrecht von Haller's, des Sängers der Alpen und des Herausgebers der Flora jenensis. Die Straße führt nach Bürgel. Rechts von der Brücke liegt das Geleitshaus, wo das Studenten-Corps „Frankonia" seine Kneipe hat. Geht man von hier aus rechts längs des Hochufers weiter, so gelangt man zur Schneidemühle, einem Vergnügungsorte, wo sich jetzt an der Stelle der früheren Schneidemühle eine große Wollspinnerei befindet. Gegenüber dem Geleitshause, links an der Saalbrücke, befindet sich die Kneipe des Corps „Thuringia," in dem Gasthof zur Tanne.

In diesem Gasthause versammelten sich am 12. Juni 1815 die hundert und dreizehn Studenten, welche die Jenaer Burschenschaft eröffneten. Diese Jenenser Burschenschaft ging offenbar hervor aus einer Läuterung des rohen Studententreibens, zu welcher der Gährungsprozeß schon ein Vireteljahrhundert früher begonnen hatte. Bereits im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wendeten sich Deputirte der verbundenen Landsmannschaften an den Herzog Karl August mit dem Gesuch, er möge ihnen gestatten, einen Plan zur Abschaffung der Duelle auszuarbeiten und ihnen hierzu den Geheimrath von Goethe und die Professoren Schnaubert und Schütz als Commissarien beiordnen. Das Gesuch wurde gütig aufgenommen. Goethe vermittelte es auch, daß der Entwurf am 3. Januar 1792 dem Herzoge Karl August, den übrigen fürstlichen Nutritoren der Universität und dem akademischen Senate vorgelegt wurde: Es erfolgte jedoch kein Bescheid. Man mochte recht wohl bedenken, daß der deutsche gehorsame und gefügige Staatsdiener sich wohl am vollkommsten entpuppt aus dem Studenten vom alten Schlage, der den Freiheitssinn in den Bierstuben und Fechtböden austobt, den Studiengenossen, wenn er andere Farben als er selber trägt, auf tödtliche Waffen herausfordert, in seinem Pennaldünkel den Unstudirten, den Arbeiter und den Bürger überhaupt verachten lernt und, wenn er sich in der „goldenen Jugendzeit auf Schulen und Universitäten" die Hörner abgelaufen, es für rathsam erachtet, nun auch ein Beamter zu werden, der es in der Gunst seiner Vorgesetzten zu Etwas bringen könne. Goethe soll über jene Angelegenheit mündlich geäußert haben: man hätte die Eingabe für den Plan einiger besseren Köpfe gehalten, derselbe hätte aber nicht dem Geiste des rohen Haufens entsprochen; es sei jedoch ein Grund-

satz der Regierungsklugheit, die Menschen nicht zu behandeln, wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind.

Der Jenenser Student sang noch in späterer Zeit:

> Unser Herzog Karl Augustus
> Hat fürwahr den rechten Gustus,
> Er ruft seinem Studio zu:
> Wenn ich schwärme, schwärm' auch Du!
> Valleri, Vallera!

Daß Karl August jedoch keine zu hohe Meinung von dem Bruder Studio hatte, geht aus seiner schriftlichen Aeußerung gegen Goethe hervor: „Es ist meinen Grundsätzen ganz angemessen, daß man den Studenten aus den Köpfen bringe, daß sie etwas Anderes seien als Schutzverwandte und temporäre Bürger des Staates, in welchem sie sich aufhalten. Dies gelingt gewiß, wenn man sie nach Civilgesetzen richtet und sie wie die Burschen der Handwerke behandelt, die auch unter den Gesetzen des Landes stehen."

Trotz jener Regierungsklugheit, deren von Goethe Erwähnung geschah, brachte der Zeitgeist von 1815 die Burschenschaft in der Tanne zu Stande. Diesem Zeitgeist war es freilich ebenfalls zuzuschreiben, wenn sich in die idealen Bestrebungen das altdeutsche Flegelthum und ein inhumaner Patriotismus einmischten. Die Jenenser Burschen kamen vorläufig auch der Regierungsklugheit ganz gelegen und erfüllten ihre temporäre Mission: sie ließen sich auf die Schlachtfelder säen und halfen Deutschland von den Franzosen befreien; den Ueberlebenden wurde am zweiten Jahrestage der Einnahme von Paris auf dem Eichplatze von den Frauen und Jungfrauen Jena's eine schwarzrothgoldene Fahne unter großer Feierlichkeit zum Geschenk überreicht. —

Das Gasthaus zur Tanne hat jedoch noch außerdem wenn nicht eine weltgeschichtliche, so doch eine literar- und culturhistorische Bedeutung. In dem Oberstock, in den Erkerräumen, von wo man einer entzückenden Aussicht auf Strom, Stadt und Berge genießt, hat Goethe oft monatelang gewohnt, hier auch den „Fischer" und den „Erlkönig" gedichtet. Hierher flüchtete er auch im Jahre 1817 vor Karsten's Pudel. „Dem Hunde des Aubry," der auf allen deutschen Theatern damals die Runde machte und das Publikum durch seine Kunststücke entzückte, wollte er das Auftreten in Weimar verweigern und zwar weil Hunde nicht in den heiligen Tempel der Kunst gehörten und ihnen schon nach den Weimarischen Theatergesetzen der Zutritt auf die Bühne nicht gestattet war. Die Schauspielerin Caroline Jage-

mann, die Favoritin des Großherzogs, benutzte die Gelegenheit zu einer Intrigue und der Geschlechtsteufel trat dieses Mal störend zwischen die Dioskuren Karl August und Goethe. Der Hund und sein Herr wurden nach Weimar berufen und Goethe, entschlossen, der Theaterleitung für immer zu entsagen, reiste nach Jena und sprach dort, im Erkerstübchen der Tanne, seufzend die Worte: „Karl August hat mich nie verstanden."

Im nächsten Jahre finden wir ihn in jenem Erker mit der Beobachtung der Wolkenformen und Himmelsfarben beschäftigt, worüber er in den Tag- und Jahresheften berichtet: „Mein Aufenthalt in Jena war dieses Mal auf mehr als Eine Weise fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der Tanne zu Camsdorf einquartirt und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier und schöner Aus- und Umsicht, besonders der charakteristischen Wolkenerscheinungen. Ich beobachtete sie nach Howard, in Bezug auf den Barometerstand und gewann mancherlei Einsicht." — An Boisserée schreibt er: „Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich ein heiteres Quartier auf dem rechten Saalufer, unmittelbar an der Brücke bezogen habe? Einen Erker, von wo man Fluß, Land und Stadt zum schönsten übersieht. Eben ist jetzt die herrliche Blüthenzeit."

In der letzten Lebenszeit fertigte er in diesem Raume seine Arbeiten zur Morphologie, von den entoptischen Farben und anderes Naturwissenschaftliches.

Der Giebelraum, welchen Goethe bewohnte, besteht aus einem dreifenstrigen Stübchen und einem Schlafkabinet. Die Vorderfront liegt nach der Brücke und der Stadt hin, von dem Seitenfenster des Schlafkabinets sieht man das von lachenden Wiesen umgebene Dörfchen Wenigen-Jena. Die hervorragende Kirche des Dorfes mochte Goethen manchmal an seinen vorangegangenen Freund Schiller erinnern.

Noch vor kurzem sollen sich an den weißen Wänden des Erkerzimmers Barometerbeobachtungen, Tabellen und Verszeilen befunden haben. Jetzt sind diese Notizen verschwunden.

Der alte Wirth des Gasthofs sagte mir, er besitze noch zwei Schriftstücke von Goethe; auch zeigte er mir ein Holzkästchen, welches er von Goethe's Diener, Namens Rudolph, erhalten habe; es sei Goethe's Tabakskasten gewesen. Goethe hat aber, wie bekannt, keinen Tabak gebraucht und jenes Kästchen hatte daher eine andere Bestimmung oder rührt nicht aus Goethe's Besitz her.

Der alte Mann erzählte, er hätte Goethen schon gekannt, ehe derselbe nach Camsdorf gekommen wäre. In seiner Jugend nämlich

habe er in Weimar als Kellner in der „Erholung" gedient und öfter den Auftrag erhalten, Goethen, der Ehrenmitglied jener Ressource war, über einzelne Angelegenheiten der Gesellschaft Bericht zu erstatten. —

Als ich den Gasthof zur Tanne verließ, um mich, rechts am Ufer hin, nach Wenigen-Jena zu begeben, erblickte ich drüben am Flusse, Goethe's Giebelzimmer gerade gegenüber, einen Jüngling mit gebräunten Wangen, nackten Armen und Unterschenkeln, der die Angel ausgeworfen hatte und, behaglich hingestreckt, den Blick auf die Schnur gerichtet hielt.

Da mußte ich der Strophe gedenken:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.

Es war ein warmer stiller Abend und die rothgoldenen Wolken warfen ihren Widerschein in die glitzernden Fluthen.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Die Kirche zu Wenigen-Jena.

Links von der Brückenecke vor dem Gasthause zur Tanne führt zuerst ein breiter Fußweg, dann ein Damm durch freundliche Wiesen nach dem Dorfe Wenigen-Jena oder Klein-Jena, welches nur eine Viertelstunde von der Stadt enfernt liegt. Zur Rechten hat man den Anblick des Hausberges und der Landstraße, die am Fuße des Felsens entlang nach Eisenberg und Gera geht.

Wenigen-Jena wird von den Jenenser Bürgern fleißig besucht. Man ißt hier dicke Milch mit Zucker und geriebenem Brote, zuweilen giebt es auch Schlägerei und in den Annalen Jena's ist der 27. Mai 1795 verzeichnet wegen einer großartigen Schlägerei, die hier zwischen Studenten und Bauern stattfand.

Am Ende des Dorfes steht, von Obstgärten umgrenzt, die Kirche, in welcher Schiller am 22. Februar 1790 nachmittags 5½ Uhr mit Charlotte von Lengefeld getraut wurde.

Auch der große Dichter, obgleich seine Gesundheit schon frühzeitig schwankte und er sich nur auf den Ertrag seiner geistigen Arbeit angewiesen sah, vermochte nicht, der Natur einen Strich durch die Rechnung zu machen. Er folgte dem Triebe der Natur unter der Bedingung der harten Opfer, welche dem Culturmenschen dabei auferlegt werden; um ein liebendes Weib zu gewinnen und leibliche Kinder um sich zu versammeln, legte er sich freiwillig die engen Fesseln des Familienlebens an; um leiblich wenigstens noch eine Generation nach seinem Tode fortzuleben, verstand er sich dazu, die Kinder des Geistes unter Sorgen und verzehnfachten Mühen zu zeugen. Und doch sind die leiblichen Zweige unsers Dichters, alle bis auf einen, unbeachtet von der Welt, nach der kurzen Spanne des Erdenlebens dahingesunken, während die Erzeugnisse seines Geistes noch fortdauern werden in vielen Geschlechtern der Menschen.

man die Kirchenthüren geschlossen hatte. Wir können uns im Geiste jene Scene vergegenwärtigen. Der Adjunct Schmidt, ein „kantischer Theologe“, vollzieht die Trauung. Vor ihm sehen wir Lotten, von schlanker, anmuthiger Gestalt, brünett mit blauen Augen, wie sie andächtig, treu gelobend ihre Hand in Schiller's Hand legt. Schiller's hohe edle Gestalt steht aufgerichtet an ihrer Seite, sein hageres bleiches Gesicht ist ruhig, der träumerisch sinnige Blick glänzt von innerer Seelenfreude und ist aufmerksam auf den Geistlichen gerichtet; von seinen Gefühlen, die er in dieser Stunde empfunden, hat er weiter keine Mittheilung gemacht als die seltsame, bedeutungsvolle an Körner: „Es war ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich.“ —

In dem Kirchenbuche von Wenigen=Jena findet sich die heilige Handlung mit den Worten vermerkt: „Im Jahre 1790, den 22. Februar nachmittags halb 6 Uhr ist Herr Friedrich Schiller, fürstl. sächs. Meining'scher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schiller's, Hauptmanns in herzoglich würtemberg'schen Diensten, eheleiblich einziger Sohn, mit Fräulein Luise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weil. Herrn Karl Christoph von Lengefeld's, fürstlich schwarzburgisch=rudolstädtischen Jägermeisters und Kammeraths zu Rudolstadt hinterlassenen eheleiblich zweiten Tochter, nachdem sie tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena ein Mal für allemal proclamirt, auf Concession des Herrn Superint. Demler allhier in der Stille getrauet worden.“

„Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! — schreibt Schiller nach seiner Vermälung an Körner — Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin.“ An die Schwiegermutter schreibt er zu derselben Zeit: „Ich verwundre mich noch über den ruhigen Uebergang in das häusliche Leben. Wir haben uns so still und schnell darin gefunden und es war gar nichts von der Unruhe dabei, womit solche Veränderungen gewöhnlich begleitet sind. Es wird so bleiben, und bei unsern mäßigen Wünschen wird es uns nie an der schönsten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in seinem eigenen Herzen finden kann.“

Schiller's Ehe war glücklich. Mehrere Jahre später macht er das Geständniß: „Mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß Lotte um mich ist und ihr liebes Le=

bindung abgeneigt, weil sie sich nicht gern von ihrer Tochter trennen mochte, mit deren Verheirathung zugleich die Entfernung der anderen bedingt war, der Frau Caroline von Beulwitz, welche ihr eheliches Verhältniß nur in der Gesellschaft der Schwester erträglich fand.

Alle diese Haupt= und Nebengründe wurden jedoch durch Schiller's Beharrlichkeit beseitigt, die Trauung festgestellt. Wie Goethe später das Gewühl des Krieges benutzte, um sich unbemerkt mit seiner Christiane an den Altar zu begeben, so suchte auch Schiller die Stille und Verborgenheit für diesen wichtigen Act, um — wie er schreibt — alle Anschläge von Studenten und Professoren, die ihn überraschen wollten, zu hintertreiben. Mit dem Superintendenten Oemler verabredete er, daß die Trauung in einem Dorfe bei Jena stattfinden sollte. Nach einem zwölftägigen Aufenthalt in Erfurt mit Charlotten und ihrer Schwester kehrte er nach Jena zurück, wo die Frauen bei Fräulein Seegner abstiegen, fuhr dann mit ihnen der von Rudolstadt eintreffenden Schwiegermutter bis Kahla entgegen und ließ unterwegs die Trauung in Wenigen=Jena bei verschlossenen Kirchthüren verrichten.

Die Kirche von Wenigen=Jena ist von Lotten gezeichnet worden, doch der Anblick, den diese Zeichnung von der Westseite giebt, nicht genau. Die Abbildung stellt das hoch hervorragende Giebeldach des Hauptgebäudes einfach dar, während dasselbe in der Wirklichkeit sich seitwärts nach unten in ein schmaleres Dach fortsetzt, welches einen kleinen einfenstrigen Anbau deckt. In den Winkel, welchen dieser Anbau mit dem Hauptgebäude bildet, ragt eine senkrecht freistehende Stützmauer hervor und ein kleiner Theil des eigentlichen Schiffs, welches, viel niedriger als das Hauptgebäude, sich auf der hinteren Seite anschließt. Die Bogenfenster des letzteren sind nur klein, dagegen zeigt sich ein hohes und tief hinab reichendes Kirchenfenster im Hauptgebäude, links von der erwähnten Stützmauer. Die Kirche ist ohne Thurm, nur eine kleine Windfahne steht auf der Mitte der Dachfirste. Die Umgebung ist freundlich und von drüben her schauen die Höhen des rechten Saalufers herüber, links von der Kirche der Hausberg mit dem Fuchsthurm, gerade gegenüber das Gembdenthal zwischen dem Hausberg und Jenzigberg.

Treten wir ein in das stille Haus, vor den Altar, an welchem die beiden Edlen den Bund für das Leben schlossen. Es ist heut kein Gottesdienst; nichts im Innern, was unsere Aufmerksamkeit besonders ablenken könnte, Alles so still, wie an jenem Februar=Nachmittage, als

man die Kirchenthüren geschlossen hatte. Wir können uns im Geiste jene Scene vergegenwärtigen. Der Adjunct Schmidt, ein „kantischer Theologe", vollzieht die Trauung. Vor ihm sehen wir Lotten, von schlanker, anmuthiger Gestalt, brünett mit blauen Augen, wie sie andächtig, treu gelobend ihre Hand in Schiller's Hand legt. Schiller's hohe edle Gestalt steht aufgerichtet an ihrer Seite, sein hageres bleiches Gesicht ist ruhig, der träumerisch sinnige Blick glänzt von innerer Seelenfreude und ist aufmerksam auf den Geistlichen gerichtet; von seinen Gefühlen, die er in dieser Stunde empfunden, hat er weiter keine Mittheilung gemacht als die seltsame, bedeutungsvolle an Körner: „Es war ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich." —

In dem Kirchenbuche von Wenigen=Jena findet sich die heilige Handlung mit den Worten vermerkt: „Im Jahre 1790, den 22. Februar nachmittags halb 6 Uhr ist Herr Friedrich Schiller, fürstl. sächs. Meining'scher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schiller's, Hauptmanns in herzoglich würtemberg'schen Diensten, eheleiblich einziger Sohn, mit Fräulein Luise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weil. Herrn Karl Christoph von Lengefeld's, fürstlich schwarzburgisch=rudolstädtischen Jägermeisters und Kammeraths zu Rudolstadt hinterlassenen eheleiblich zweiten Tochter, nachdem sie tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena ein Mal für allemal proclamirt, auf Concession des Herrn Superint. Demler allhier in der Stille getrauet worden."

„Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! — schreibt Schiller nach seiner Vermälung an Körner — Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin." An die Schwiegermutter schreibt er zu derselben Zeit: „Ich verwundre mich noch über den ruhigen Uebergang in das häusliche Leben. Wir haben uns so still und schnell darin gefunden und es war gar nichts von der Unruhe dabei, womit solche Veränderungen gewöhnlich begleitet sind. Es wird so bleiben, und bei unsern mäßigen Wünschen wird es uns nie an der schönsten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in seinem eigenen Herzen finden kann."

Schiller's Ehe war glücklich. Mehrere Jahre später macht er das Geständniß: „Mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß Lotte um mich ist und ihr liebes Le=

ben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst die Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre;" — und an anderer Stelle: „Ihr, Humboldt's und meine Frau sind die einzigen Menschen, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können."

Funfzehn Jahre währte der glückliche Bund. Schiller trat zuerst ab, die trauernde Gattin sah die Kirche von Wenigen=Jena nie ohne schmerzlich rührende Klage.

„Es war nicht dein Wille, Lenker der Schicksale, — so schreibt sie, jenes Abends der Trauung gedenkend — es war nicht dein Wille, daß ich den Abend meines Lebens von der Liebe beleuchtet erblicken sollte! Als ich in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel und die Abendsonne übergoß sie mit röthlichem Glanze. An Schiller's Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach, es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendroth des Lebens. Einsam ohne ihn stütze ich mich noch auf das Band, woran das Schicksal mich festhielt. Meine Kinder werden mich lieben, mir wohlthun, aber der Segen der Liebe wird mich nicht mehr über die Wellen des Lebens emportragen und ich wandre einsam dem letzten Ruheplatz entgegen." — In ihrem Tagebuche beschreibt sie jenen Tag und fügt hinzu: „So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.

Jeglichen Menschen erwartet sein Tag;
Auch meiner wird kommen!"

Auch ihr Tag kam, der edlen Gefährtin des großen Mannes, die selber uns tröstete über seinen Verlust mit den Worten:

„Er lebt uns, auch da er von uns ist. Seine Stimme, sein Geist erscheint uns in seinen Werken."

Der Hausberg.

Von Wenigen-Jena stieg ich nach dem Hausberge hinauf.

Der ist eine klassische Stätte zu nennen, denn keiner der Jenenser Koryphäen hat ihn unbesucht gelassen; Knebel bestieg ihn unzählige Male und stündlich begrüßte er ihn aus seinem Fenster und besang ihn in vielen Gedichten.

Auf dem Hausberge erschienen auch die als Kosacken verkleideten Studenten, welche die französische Division des Generals Durutte in Allarm setzten; Napoleon war darüber so erbittert, daß er Jena wollte niederbrennen lassen, doch beschwichtigte ihn der Regierungsrath Müller in einer Audienz zu Erfurt und wendete die Rache von der Universitätsstadt ab.

Der Hausberg ist ein gar seltsamer Gesell; wenn man ihn von der Stadt erblickt, sieht er wie der Vesuv aus; von der nördlichen oder südlichen Seite aber zeigt er sich als ein langer zackiger Drachenrücken, der sich bis in die Mitte der östlichen Bergreihe erstreckt; die schönste Ansicht des Berges hat man vom Paradiese aus: von dort gesehen, erhebt er sich auf einem herrlichen Wiesengrunde; im Thale bieten die Schneidemühle mit den Nebengebäuden und dem Wasserfall einen malerischen Anblick dar. Der Fuß des Berges tritt bis dicht an die Saale und ist oben mit Ackerland bekleidet, neben welchem ein breiter Fahrweg nach dem Städtchen Lobeda führt; der schrofffelsige Abhang, welcher hart daneben an dem rechten Saalufer herunterfällt, gewährt dem Auge eine angenehme Abwechselung von rothem Thon und weißem Sande.

Ein ziemlich langer Weg führte mich aufwärts an Feldern vorüber. Landleute pflanzten Runkelrüben und begossen, des spärlichen Regens wegen, die jungen Pflanzen aus Wasserkufen, die sie mit unsäglicher Mühe hinaufgebracht hatten. Ganz unerwartet brach ein schnell vor-

überziehendes Gewittergewölk in Regen aus und ich hatte den unbeschreiblich herrlichen Anblick eines Regenbogens, der mit einem kürzeren Fuße auf dem zackigen Rücken des Hausberges stand, den längeren dagegen tief in das Saalthal, bis auf den Spiegel des Stromes hinabstreckte. Durch eine Waldung hin setzt sich der Weg bis nach dem Fuchsthurm fort, zweigt sich aber rechts nach der äußersten Bergfirste ab.

Der Fuchsthurm ist der einzige Ueberrest der alten Stammburg Kirchberg, ein alter Vertheidigungsthurm, in welchen eine Wendeltreppe hinaufführt; derselbe Thurm, in welchem der Markgraf Konrad von Meißen, der Stammvater der sächsischen Häuser, von seinem Vetter in einem eisernen Käfig gefangen gehalten wurde. Die Burg Kirchberg war aber nur eine von drei Burgen, welche neben einander auf dem mittleren Theile des schmalen Bergrückens standen und wahrscheinlich noch vor Karl's des Großen Zeit als Bollwerke gegen die Sorben erbaut worden waren. Sie war die mittlere; vor ihr, beim dritten Bergeinschnitte lag die Burg Greifberg und hinter ihr auf der breitesten Anhöhe Windberg. Diese stattlichen Burgen, welchen der Hausberg seinen Namen verdankt, gehörten den Burggrafen von Kirchberg, einem mächtigen Geschlecht, dessen Mannesstamm am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erlosch. Sie wurden theilweise von den Erfurtern und Mühlhäusern zerstört und wieder aufgebaut; kamen dann in den Besitz der Markgrafen von Meißen und gingen gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Grunde; die Steine des Greifberg sollen zur Saalbrücke verwandt worden sein; von allen drei Burgen sind noch die Plätze und die Gräben, außer dem Thurm auch noch Spuren eines Brunnens und unterirdischer Gänge zu sehen.

Die Formation der Jenenser Berge ist höchst merkwürdig und läßt sich vom Hausberge aus in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auffassen. Die Hochebene fällt von drei Seiten nach dem Thale ab, in welchem Jena liegt; diese Abhänge sind steil, die Gipfel und Kuppen der Berge, namentlich auf dem rechten Ufer der Saale, fein geschwungen und von sehr mannigfaltiger Gestalt. Ein und derselbe Berg erscheint in den sonderbarsten Umrissen und Wirkungen der Perspective, je nach dem Gesichtspunkte des Betrachters. Der Hausberg, von unten gesehen, zeigt seinen lang gestreckten Rücken, auf der Stadtseite aber präsentirt er sich wie ein gesonderter vulkanförmiger Kegel. Die Kern- oder Kegelberge stellen eine Reihe abgerundeter Kegel dar und schließen sich mit dem Hausberge zu einer waldigen Hochebene zusammen, welche sich unter dem Namen „Wöllmisse“ nach Osten erstreckt. In ähnlicher Weise

aber nur durch einen schmalen Höhenzug, hangt der Jenzig mit dem Gleisberg zusammen, dessen lang gedehnter Rücken sich in sanften Krümmungen hebt und senkt und auf der äußersten Felsspitze die Trümmer der Kunitzburg trägt. Die östliche Thalwand ist wesentlich verschieden von der westlichen; auf letzterer zeigt sich im Süden der rauhe und steile Berg mit den Trümmern der Lobedaburg, an dessen Abhange das Städtchen Lobeda liegt, im Norden die vorspringenden Felsen mit den Dornburger Schlössern. Die Hauptberge, welche in zwei gleichlaufenden Reihen das Saalthal auf der Ost- und Westseite begrenzen, sind mit anmuthigen, zum Theil auch düsteren Laub- und Nadelhölzern gekrönt; der Gleisberg ist auf der südlichen Seite nur schwach, auf der nördlichen Seite stark bewaldet; der kesselförmig eingebogene Berg, auf welchem die Lobedaburg liegt, ist am unteren Theile mit Ackerland, Wein- und Obstgärten geschmückt; einzelne Berge erscheinen nackt und bilden einen angenehmen Gegensatz zu ihren üppig geschmückten Nachbarn. Das Thal hat die von Süden nach Norden strömende Saale, eine Abzweigung der stürzenden Urgewässer, gewaltsam geöffnet und auch noch tiefe Höhlen am Fuße der Höhen ausgewühlt. Die quer laufenden Nebenthäler, welche in das Hauptthal einmünden, sind reizend und fruchtbar; nur einzelne enthalten holprige Hohlwege: so das Mühlthal mit dem kiesigen, oft überschwemmten Grunde zwischen hohen, zackigen Kalkfelsen. Hier läuft noch der alte Weg nach Weimar, den die Botenfrau, die famula cubicularis, welche den Verkehr zwischen Goethe und Schiller unterhielt, mühselig wandeln mußte; derselbe wendet sich allmälig schneckenförmig die Höhe hinauf und schließt sich oben an die Heerstraße. Zu diesen Querthälern gehört auch das von dem Hausberge und den Kernbergen eingeschlossene Ziegenhainer Thal, in welches sich vor Zeiten der Wald von der Hochebene hinein erstreckte; die vorderen Kegel der Kernberge sind durch Ueberschwemmungen nach der Saale abgeplattet.

Das reich begüterte Hauptthal, in welchem die Stadt Jena am westlichen Ufer, in viereckiger Gestalt und auf einer allmäligen Anhöhe erhoben, liegt, zeigt sich offen und kesselförmig erweitert. Aus diesem Kessel zieht sich die Landstraße nach Rudolstadt, welche dem Hauptthale und allen Biegungen der Saale folgt. Bei Wöllnitz bildet der Strom eine zwischen Wiesen ausgegossene Fläche, die wie ein See erscheint. Ueber den Wiesen erhebt sich mit seinem breiten Gipfel und seinen nackten Kalksteinseiten der hohe Johannisberg, auf dessen südlichem Fortsatze die Lobedaburg steht.

Kaiser Karl V. hatte nicht Unrecht, als er, nach dem Siege von Mühlberg, beim Anblick von Jena ausrief: „Das ist ja ein kleines Florenz!“ Denn man findet unter dem nördlichen Himmel nur wenige Gegenden von so reizender und mannigfaltiger Gestaltung. Die Saale, nur für kleine Kähne und Floßholz schiffbar, schäumt bald über zahlreiche Wehre dahin, unter steinernen Brücken hindurch, an freundlichen Dörfern vorüber, bald windet sie sich, überschattet von verschiedenartigen Laubbäumen zwischen Wiesen und Landstraßen hindurch; zuweilen auch, nach starken Gewitterregen oder wenn die Wasserstürze von den Bergen sie angeschwellt und mit verderblichem Gerölle gefüllt haben, überflutet sie den Thalgrund und verwüstet die Ufer.

Städte, Dörfer, Meiereien, Mühlen und Teiche drängen sich in abwechselnder Gruppirung zusammen, und nach allen Seiten hin erfreuet sich mein Auge der weitesten Fernsicht. Unmittelbar unter mir liegt das schattige Ziegenhainer Thal. Nach Osten hin überschaue ich das waldige Osterland, durch welches sich die Landstraße nach Bürgel und Gera hinzieht; nach Norden hin dicht unter mir das Gembdenthal und in weiterer Ferne die Hochebene von Dornburg und Camburg; nach Süden hin die Kernberge, die entferntere Leuchtenburg und die Höhen, welche das Orlathal einschließen. Im Westen gewahre ich in weitester Ferne die waldigen Vorberge des Thüringer Waldes zwischen Ilmenau und Saalfeld, den Ettersberg zwischen Weimar und Erfurt, und ganz nahe die Gefilde, auf welchen jener blutige Hieb geführt wurde, der in den stolzen preußischen Nacken drang, aber glücklicher Weise auch den Zopf hinwegnahm.

Ja, es ist wie ein Fluch! aber ich kann nicht umhin, beim Anblick jener lachenden Fluren auch an jene verhängnißvolle Schlacht zu denken.

Dort zwischen Jena und Weimar stand Hohenlohe's Corps in weit ausgedehnter Linie; die bedeutendste Höhe vor Jena, der Landgrafenberg, war unbesetzt; der König war mit einem anderen Theile des Heeres nach Sulza aufgebrochen. Als der Meister der Völkerschlächtereien die Stellung der Preußen sah, verzog er den geschlossenen höhnischen Mund zu einem Lächeln und sagte dann zu seinen Begleitern: „Die Preußen scheinen noch dummer zu sein als die Oesterreicher; sie sollen sich aber wundern, diese Perückenstöcke!“

Dort sehe ich die Dörfer Klosewitz und Löbstedt. Zwischen ihnen liegt die schmale Waldschlucht, das Rauhthal genannt, durch welches der Pastor Putsche von Wenigen-Jena die Feinde, 20,000 Mann

unter Lannes, führte. Der redselige Pfarrer hatte im Geschwätz verrathen, daß er diesen Weg wußte, und war zur Führung gezwungen worden; daß ein Schäfer, der sich dessen geweigert, von den Franzosen erschossen worden, ist eine unbeglaubigte Sage. Unter derselben Führung gelangte Napoleon's Artillerie den Felsenweg zum Landgrafenberg hinauf. Der Landgrafenberg, am Rande eines der genannten Querthäler, bildet nebst den Sonnenbergen die südlichste äußerste Höhengrenze im Norden von Jena. Als Napoleon seine Heeresmacht hier hinauf gebracht und die preußischen Vorposten aus Klosewitz getrieben hatte, war die Höhe des Schlachtfeldes von den Franzosen erreicht.

Nördlich vom Landgrafenberg liegt eine Höhe, der Windknollen genannt, auf welcher Napoleon vom 13. zum 14. October übernachtete.

Weiter nördlich, jener buschige Fleck ist der Forst von Krippendorf, wohin Lannes vordrang, nachdem er Tauenzien geworfen hatte, und weiter östlich der Forst von Rödigen, von wo General Holzendorf durch Soult bis Apolda zurückgedrängt wurde.

Das Dorf Vierzehnheiligen, westlich dicht neben Krippendorf, wurde der Mittelpunkt der Schlacht. Die preußische Batterie hatte das Dorf in Brand geschossen, aber die französischen Garden umgingen die Preußen und eröffneten ein mörderisches Kartätschenfeuer; nun begann die denkwürdige, unaufhaltsame Flucht.

Die Sachsen hatten inzwischen unter General Zeschwitz ohne Nachricht und Befehl auf der Schnecke gestanden, einem Berge, über welchen die Straße nach Weimar führt. Jetzt drangen auch die Franzosen in drei Kolonnen dorthin; die Preußen konnten den wiederholten Angriffen nicht wiederstehen und flüchteten nach der Chaussee, wo sie gefangen oder niedergemacht wurden.

Westlich von Vierzehnheiligen, am Rande eines Längenthales, welches nördlich nach der jetzigen Eisenbahn ausläuft, sehe ich den Thurm von Kapellendorf. Jenseits des Dorfes nahm Rüchel nach der Schlacht seine Stellung und erwartete vom Oberfeldherrn eine Disposition für den Rückzug; Hohenlohe erklärte aber, er mache als geschlagener Feldherr keinen Anspruch mehr, noch ferner Generalissimus zu sein. Die abziehenden Truppen wurden noch diesseits der Ilm von den französischen Kolonnen eingeholt und retteten sich in wilder Flucht nach Liebstädt und Weimar hin. —

So ging an meinem Geiste vorüber das ganze bluttriefende Drama, welches mit seinem Getümmel die großen Denker von Weimar

und Jena in ihrer ruhigen und friedlichen Arbeit störte. Voß war schon nach Heidelberg abgezogen, Schiller in das Gewölbe versenkt, aber Knebel mußte alle Drangsale des Kriegs durchmachen; Goethe's Haus wurde mit Plünderung, sein Leben sogar von mörderischer Hand bedroht. Von den innigsten Freunden erlag Mancher den Gewaltthaten und Kümmernissen; der Hof war flüchtig, der Herzog selber fast geächtet.

Die unverwüstliche Naturkraft stellte äußerlich bald Alles wieder her. Die erschlagenen Menschen wurden bald durch ein neugeborenes Geschlecht wieder ersetzt: die Zeugungskraft des Menschengeschlechts soll sich nach verheerenden Kriegen und Seuchen in verstärktem Maße offenbaren. Auch die Gefilde zwischen Jena, Apolda und Weimar ergrünten nach der blutigen Düngung in erhöhter Pracht. Unsere klassischen Stätten waren von der Brandfackel verschont geblieben; nur das Jenenser Schloß, das friedliche Asyl der herzoglichen Familie, Goethe's und Knebel's, wurde zu kurzem Wohnsitz des französischen Godegisels, dann zur Schmerzenshöhle der Verwundeten umgestaltet.

Der Hausberg, als wäre jener blutige Schatten des Weltgetriebes ebenso bedeutungslos an ihm vorübergezogen wie an der Ewigkeit, schaut noch ruhig und würdevoll auf Jena herab und blickt noch wie damals in die dreifenstrige Erkerstube des weisen Knebel, der ihn besungen hat:

Kahl ist der Scheitel; die Brust umgiebt der laubichte Weinstock,
 Und von manchem Gehölz liebliches Farbengemisch:
Säklen hast du bereits das Thun und Leben der Menschen
 Uebersehen, und nun lädst du zur heiteren Höh'.
Scheue den Fußtritt nicht, o Wanderer! liebliche Aussicht
 Beut dir rings umher Stadt und der Fluß und das Land.

Knebel's Haus im Paradies.

Zu den reizenden Spaziergängen Jena's gehört das auf der Südseite der Stadt gelegene **Paradies**, eine längliche, von Buchenhecken, Linden und wilden Kastanien eingefaßte Wiesenfläche, welche auf der südöstlichen, fast geradlinigen Längsseite von der Saale, auf der bogig ausgeschweiften Nord-Westseite von Hausgärten begrenzt und von zwei großen Alleen zweihundertjähriger Linden durchschnitten wird. Diese Promenade ist besonders erquicklich in der duftenden Lindenblüthenzeit. Südwärts öffnet sich, als eine Verlängerung der Neugasse, die Heerstraße nach Cahla, welche an Lichtenhain und an dem hoch gelegenen Jenaer Forst, den man von fern erblickt, vorüberführt; im Osten sieht man Ober-Camsdorf und über die Saale herüber blicken die seltsam gestalteten Höhen: die stumpf abgezackten Kernberge und die Ziegenkoppe, der Gipfel des schmalen Hausberges, der von hier aus die schönste Ansicht gewährt; im Nordosten zeigt sich der breite waldige Bügel des Jenzig.

Von den Hausgärten, welche das Paradies auf der westlichen Seite begrenzen, ist der mittlere, in Gestalt eines Rectangels, von culturhistorischer Bedeutung. Das im Hintergrunde des Gartens gelegene Häuschen hat den Haupt-Eingang in der schmalen Sackgasse, welche in die Grietgasse ausmündet. In diesem Hause und Garten lebte **Ludwig Knebel**.

Knebel hatte im Jahre 1789, wie Goethe dem Herzoge meldet, in Jena ein Quartier an der Ecke des Marktes gemiethet, wo früher die Batsch wohnte. Dort besuchte ihn Goethe mit dem kleinen Erbprinzen Karl Friedrich und Herder's August. Nach seiner Uebersiedelung von Ilmenau nach Jena 1805 wohnte er im Hellfeldschen Hause am Neuthor, dann aber hatte er bis zu seinem Tode 1834 das Haus im Paradiese inne.

Jene frühere Wohnung war das jetzt von Snell bewohnte Haus, welches man am Ausgange der Neugasse rechter Hand hat, wenn man die Cahlaer Chaussee betritt. Goethe pries in einem Briefe an Knebel die Kartoffeln, die ihm von dorther zugekommen waren. Noch im Jahre 1806 traf Luden, beim Antritt seiner Professur, Knebel in jenem Hause, dessen reizende Lage er mit den Worten schildert: „Man übersieht das anmuthige Saalthal aus demselben weithin, den Fluß auf und ab. Man erblickt die ganze Reihe der Berge, die sich, alle eigenthümlich, zum Theil schön gestaltet, zum Theil mit alten Burg-Ruinen geziert, auf dem rechten Saalufer erheben und ihre Bildung, als wüßten sie, daß sie nichts zu verstecken nöthig haben, von Bäumen und Gesträuch unbedeckt, aber bunt und mannigfaltig von der Natur und des Menschen Fleiß, nackt und bloß dem Auge darbieten."

Das Haus wurde später vom Großherzog Karl August angekauft; im Jahre 1810 bewohnte es die Großfürstin mit der kleinen Prinzeß Marie und ließ die Aussichten aus ihrem Zimmer vom Maler Brand zeichnen; in noch späterer Zeit wurde es dem Professor Döbereiner eingeräumt.

Die neue Wohnung, welche Knebel im Jahre 1810 bezog, hatte eine noch reizendere Lage und wurde ihm gleich durch Freundes Antheil lieb gemacht. „Goethe — schreibt Knebel seiner Schwester — hat während meiner Abwesenheit fast täglich meinen neuen Garten besucht und die Arbeiter angeregt, fleißig zu sein und Alles in Ordnung zu machen."

Der zu dem Hause im Paradiese gehörige Garten war vormals im Besitz des kenntnißreichen Gärtners am botanischen Garten, Namens Klippstein; Frau Schopenhauer bewohnte denselben zuweilen und ehe Knebel das Grundstück erwarb, ging er an Klippstein's Schwiegersohn Dietzel über und wurde noch lange nachher der Dietzelsche Garten genannt. „Mein alter Dietzelscher Garten — schreibt Knebel im Jahre 1810 an Goethe — grüßt Dich gar sehr und wünschte wohl, Deine Gestalt uns wieder einmal zu zeigen." Und sieben Jahre später schreibt er an denselben: „Wieviel wird die Nachwelt von Dir auszuspüren haben, da Du so unstät gelebt und jedes Fleckchen mit Deinem Geiste besiegelt hast. Auch der Dietzelsche Garten dürfte dann noch einige Reputation erhalten, ob er gleich schon jetzt in Verfall steht und sich nur durch Deinen Besuch allein einigen Ruhm erworben hat."

Nicht allein aber durch Goethe und die übrigen berühmten Persönlichkeiten, welche hier zum Besuch eintrafen, sondern auch durch Knebel selber, wenngleich derselbe in seiner Bescheidenheit von seinem eigenen

Werthe absieht, hat das Grundstück im Paradiese eine dauernde culturgeschichtliche Bedeutung erhalten. Knebel gebührt nicht nur das Verdienst, zu Goethe's Berufung nach Weimar wesentlich beigetragen zu haben, sondern er gehörte eine lange Zeit zu denjenigen Geistern, welche dem Weimarischen Musenhofe durch lebendige Antheilnahme und Mitwirkung einen regen Aufschwung verliehen. Nachdem er, des geräuschvollen und förmlichen Hoftreibens müde, sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, blieb der scheue Menschenfreund doch noch immer durch theilnehmenden Briefwechsel, durch seltene aber stets willkommen geheißene Besuche und durch sein eigenes gastfreundlich geöffnetes Haus ein vollgültiger Genosse jener Zirkel. Die Weimarer Freunde erlabten sich von dem wechselvollen und doch eintönigen Getriebe des höfischen Lebens an seiner stillen, offenen, herzlichen Gemüthsart, gleichsam wie sich der abgespannte Städtebewohner an heller und linder Naturschönheit erfrischt und aufrichtet. Die Rathbedürftigen fanden bei ihm ein heiteres ermuthigendes Wort, die wissenschaftlich Strebenden eine rege Theilnahme und eingehendes Verständniß, die Lebensfrohen eine launige Unterhaltung und einen Becher edlen Weins. So blieb der würdige Weise, trotz seiner selbstgenügenden innigen Freude an Naturgenüssen und seinem prunklosen Cultus der Musen, doch allen Leiden und Freuden seiner zahlreichen Verehrer erschlossen und, fast Alle überlebend, ist er ebensowohl ein Timon wie ein Nestor jenes berühmten Musenhofes zu nennen.

Nach seiner Uebersiedelung nach Jena gab er sich in ungestörter Gemüthlichkeit und in der Fülle dauernder Gesundheit den Naturgenüssen hin, welche die reizende Umgebung darbietet. Seine lautere Freundschaft wird allgemein gerühmt und, obgleich er den Umgang mit dem gemeinen Menschentroß mied, so war er doch im höchsten Grade leutselig, mildthätig und freundlich gegen Jedermann, schonend und mitleidig auch gegen Thiere und Pflanzen.

Seine schriftstellerischen Erzeugnisse schuf er ohne Absicht auf Veröffentlichung, besserte aber mit äußerster Strenge daran, um eine klassische Gediegenheit zu erzielen. Goethe nahm gern seine Beiträge zu den „Horen" und honorirte sie, schon aus freundschaftlicher Rücksicht, sehr reichlich. Von früher Jugend mit den Dichtungen und Sprüchen der Alten vertraut, machte Knebel es sich zur Lieblingsaufgabe, Properz und Lukrez zu übersetzen und widmete diesen Arbeiten mit Goethe's Hülfe wiederholte sorgfältige Umarbeitungen, bevor er sie, wie alle seine Schriften, anonym erscheinen ließ.

Knebel's, des Greisen, Aeußeres erinnerte an das eines alten Weisen. Seine hohe kräftige Gestalt war nur leicht bekleidet: ein weiter Talar mit einem runden Kragen, über welchen das Hemd geschlagen war, hing bis zu den Füßen herab; den derben kräftigen Hals und die hoch gewölbte Brust trug er unbedeckt. Wieland's Käppchen, das er sich von den Erben des Oberondichters ausbedungen hatte, war seinem Haupte zu klein; er trug ein Sammtbarett oder ein schwarzes Käppchen; „dasselbe — erzählt Luden — nahm er grüßend ab und zeigte einen wohl geformten Kopf, auf welchem das Haar, obwohl er erst zweiundsechzig Jahre alt war, schon dünn und grau geworden. Die hohe Stirn war sehr interessant; Augen und Nase keineswegs schön, der Mund dagegen ungemein lieblich und sein Lächeln sehr anmuthig." — Es sind Bildnisse von ihm von Roux, von Luise Seidler und von Schmeller gemalt; außerdem haben Friedrich Tieck in einem Basrelief und Frau Schopenhauer in einer Profilzeichnung seine Züge dargestellt.

Frau von Knebel war sehr hübsch und äußerst lebhaft; ein Portrait von ihr befindet sich noch im Tiefurter Schloß. Mit ihrer schönen Stimme und durch ihre vortreffliche Gesangkunst ergötzte sie gern die Besuche ihres Gatten; Hufeland rühmte den rührenden Eindruck ihrer Töne und Goethe wurde erst recht heiter, wenn er seine Lieder von ihr vortragen hörte.

Sie schenkte dem Gatten zwei Söhne. Der Erziehung des am 15. Januar 1796 geborenen Sohnes, Karl Wilhelm, widmete Goethe besondere Theilnahme; er gab dem Knaben Anleitung beim Zeichnen, schickte ihm Vorlageblätter und Bücher und erwirkte ihm später eine Stellung. Auch dem jüngeren Bernhard ließ er seine Zuneigung angedeihen und freute sich, wenn der Vater ihm ein ersprießliches Heranreifen seines Lieblings vermeldete. An diesen richtete er ein kleines Gedicht, welches den 76. Geburtstag des Vaters feierte:

> Den November, den dreißigsten,
> Feire stets als heiligen Tag
> Mit Opfern, wie's nur dem fleißigsten,
> Dem besten Sohne gelingen mag;
> Denn der Vater ist heut geboren,
> Der dich liebt wie's billig ist.
> Kindlein, sei ihm zugeschworen!
> Freude nur bringt was willig ist.

Knebel widmete, wie sich denken läßt, der Erziehung seiner Söhne die höchste Sorgfalt. „In unserm Alter — schreibt er an Frau von

Stein — sollte man immer Kinder, und wo möglich seine eigenen, um sich haben. Man überliefert ihnen auf diese Weise gleichsam sein eigenes Leben. So hat es die Natur geordnet, die uns in unsern Kindern unsere Fortdauer sichtbar macht." — Als der älteste Sohn die Universitätsstudien beginnen sollte, sprach Knebel seine wohl begründeten Bedenken gegen seinen Freund Goethe aus. „Die Sorgen — schreibt er — verdoppeln sich natürlicher Weise noch mit dem Heranwachsen eines innig geliebten Kindes, das man, außer der Sorgfalt, die man für seine häusliche Bildung trägt, nun, beim Hervortreten in die Welt, Uebeln ausgesetzt sieht, welche Vernunft und Menschlichkeit verabscheuen. So ist das Studentenleben, das, anstatt zu Sitten, Vernunft und den friedlichen gefälligen Musen zu führen, sich täglich mit dem Schläger bewaffnen lehrt, um sich seines Lebens zu erwehren." — Es spricht sich in diesen Worten eine Ahnung aus, denn, obgleich das Jenenser Studentenleben in jener Zeit bereits die äußerste Rohheit abgeworfen hatte, sah sich der junge Mann bald zu einem Zweikampf genöthigt, den der Vater billigte, die Universitätsbehörde aber mit einer strengen Carcerstrafe ahndete. Knebel, der diese Strafe für ungerecht und hart hielt, schon weil sie sich parteilich auf den Einzelnen erstreckte, bot Goethe's Einfluß auf, den Sohn zu befreien und dieser selber war von der tiefsten Rührung ergriffen, als Karl aus der abgekürzten Haft in die Arme seiner Eltern zurückkehrte. — „Lebe dir selbst!" das Ovidische Vive tibi! rief Knebel noch im letzten Augenblicke seinen Söhnen zu. Von ihnen ist Keiner mehr am Leben. Bernhard, der jüngere, am 25. Juli 1813 geboren, starb zuerst. Karl Wilhelm, welcher als Major lange Jahre in Jena lebte, hatte vom Vater das sinnige Behagen an den Genüssen der Natur ererbt und Jena verdankt ihm die Anlage der reizenden Waldplätze und Wandelwege, unterhalb des Fuchsthurms. Hier befindet sich auch, ihm zum Gedächtniß, eine kleine schwarze Tafel, an den Felsen angebracht, mit der vergoldeten Inschrift: „C. W. von Knebel. 1858." Den Schmerz, welcher das Leben des alten Knebel auf lange Zeit getrübt hatte: den Gram um seinen jüngern Bruder Max, der sich als Rittmeister in ansbachschen Diensten erschoß — erfuhr Karl Wilhelm Knebel an dem eigenen Sohn, der sich ebenfalls gewaltsam vom Leben befreite.

In seinen politischen Anschauungen war Ludwig von Knebel den meisten seiner Weimarischen Freunde an Freiheit überlegen. „In Weimar — schreibt er schon 1797 — hat man über politische Sachen gar kein Urtheil, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in gewissen

Stücken unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung herrscht." „Es ist viel Seelenkrankheit in Weimar;" schreibt er an die Schwester, „laßt sie nicht zur ansteckenden Seuche werden und verkittet die Pores mit sanftem Oele, wie man gegen die Pest in Aegypten zu thun pflegt." Bei anderer Gelegenheit äußert er: „Wenn einige Consistenz unter den Menschen wäre, wenn sie ihre Armuth und Eitelkeit nicht immer nach oben hinauf hätte blicken machen und von da Alles erwarten, so würde sich der obere Essig von selber aufgelöst oder versüßt haben." — Wie er an den Untergebenen zu tadeln findet, so entgehen auch die Regierenden und Befehlenden nicht seiner freimüthigen Rüge: „Dieses kleine Fürstenwesen, so viel Gutes es sonst haben könnte, versinkt aber täglich mehr, weil die Fürsten es nicht halten können. Sie müßten selber auf die simpelsten Grundsätze der Regierung und des eigenen persönlichen Werthes zurückkehren können, um den Dingen, die unter ihnen stehen, einige Dauer zu geben. Dies vermögen sie aber nicht, hangen an ihren alten Vorurtheilen und verdorbenen Leidenschaften und Geschmack, wollen dabei doch etwas wirken und schaffen, und setzen dadurch nur die Dinge aus allem Zusammenhang und aller Harmonie." „Wir — schreibt er ein anderes Mal — müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, sich selbst gewissermaßen absetzen zu können."

Auch Goethe entgeht dem mißbilligenden Urtheile nicht. „Goethe — schreibt er — ist glücklich, daß er sich einen so reichen Vorrath von tiefen Kenntnissen und Fähigkeiten aller Art anzuschaffen und zu erhalten gewußt. Zu wünschen wäre es, daß er an dem Platze, woran er sich befunden, auch gewisse politische Fähigkeiten und Eigenschaften sich hätte aneignen können: aber diese sind, wie schon Bacon bemerkt hat, Gemüthern von eigenem reichen Vorrath selten eigen, indem sie anfänglich solche zum Theil auch zu sehr verachten. So hat unser Weimar durch die ganz vorzüglichen Geister, die es besessen, in Politik auch nicht um ein Haar gewonnen."

Wieland's Unterthänigkeit und seine politische Schreiberei, noch um das Jahr 1798, war ihm vollends zuwider. „Zu Anfang der Revolution — so äußert er sich darüber — mag es erlaubt gewesen sein, Manches auf diese Art zu raisonniren und zu deraisonniren, und, weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden sollte, es mit Fabeln und Geschichten voriger Zeiten zu vergleichen. Aber jetzt erwartet man von einem Mann wie Wieland tiefere Blicke, allgemeinere Resultate, nach den Angaben und Forschungen, die wirklich der

menschliche Geist vor jenen Zeiten voraus hat und die in moralischen wie in chemischen Dingen durch eine Veränderung des Prozesses und Hinzuthat neuer Materialien auch einen ganz veränderten Zustand hervorbringen. Wir Anderen, die wir das Brod der kleinen Fürsten Deutschlands essen, sollten von politischen Dingen lieber ganz schweigen. Erstlich sieht man uns den bornirten Horizont gar zu sehr an, und dann spürt man doch immer etwas von der unterthänigen Nachschleicherei." — Und ein andres Mal schreibt er darüber: „Des politischen Gewäsches Wieland's bin ich satt; und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt, die ich kenne, und dabei doch das weise Ansehen, das man sich giebt, so erweckt das Gefühle, die eben nicht die angenehmsten sind."

Knebel's Bildungsgrad und Charakter neigte auf dem politischen Gebiete zum republikanischen Glaubensbekenntniß. Dies offenbarte er auch der Schwester mit den Worten: „Ich muß Dir nur gestehen, daß immer mein altes republikanisches Gefühl wieder in mir erwacht und daß ich eine gesunde Republik allen anderen Zuständen des politischen Lebens bei weitem vorziehe. Die meisten politischen Umstände haben mich in dieser Wahrheit unendlich bestärkt; auch bin ich gewiß, daß sich dem bonapartistischen Unwesen nichts Sicheres entgegensetzen ließe als ein fester republikanischer Sinn und Bund. Vor diesem müßte er erschrecken, obgleich er keinen Monarchen der Erde mehr fürchtet." — „Die französische Revolution," schreibt er, „war die Revolution der Menschheit; nur brach sie an dem wundesten und leicht entzündbarsten Flecke aus. Was Wunder, daß sie da schnelle und große Entzündbarkeit erregte? Das Volk war nicht im Stande, die Wunde zu stillen, noch weniger, sie aus dem Grunde zu heilen. Man suchte also Hülfe in Pflastern, wovon jedoch keines die erwünschte Befriedigung gab."

Sein Urtheil über Napoleon war seinem Standpunkte gemäß: er erblickte in ihm den Unterdrücker der Volksfreiheit, aber seine Abneigung wurde gemildert einerseits durch die Bewunderung der kriegerischen Erfolge, denen er, als ehemaliger Militair, besondere Würdigung angedeihen lassen mochte, andrerseits durch die Erwägung, daß jener Schlachtenmeister nur elenden Zuständen ein Ende machte. Er spricht widerholt von dem „großen Geiste Napoleon's" — und an den Hofrath Luden schreibt er: „Sie verlangen von mir einen Beitrag zu Ihrer Nemesis! Was kann ich Ihnen geben? Soll ich den großen Napoleon verkleinern helfen? soll ich auf die Franzosen schimpfen?" —

„Was Wunder, — fügt er in Bezug auf Napoleon hinzu — wenn bei dem verzweifelten Zustande des Kranken ein geschickter kecker Wundarzt hinzukam, der sich schon während der langen Krankheit des Staats ziemlich versucht hatte und nun an dem corpore miserabili seine Erfahrungen anbrachte. Es gelang ihm. Der Körper wurde so taliter qualiter wiederhergestellt und sein Talent und seine Gaben allgemein gepriesen. Schade ist es nur, daß dieser Wundarzt, dessen Einsichten und Gaben nicht genug zu bewundern sind, da er die nicht minder kranken und schwächlichen Staatskörper vor sich liegen sah, auf den Einfall kam, sie auf gleiche Art zu heilen und zuletzt sie sämmtlich als sein Eigenthum für sich zu behalten."

Insofern die Dichter von Homer bis auf Zedlitz und die Geschichtsschreiber von Herodot bis auf Friedrich Schiller redlich das Ihrige beigetragen haben, die Kriegsglorie zu erhöhen, darf man sich nicht wundern, daß auch vor einem halben Jahrhundert die Koryphäen der deutschen Bildungs-Epoche einen Kriegshelden, wie er seit Alexander und Cäsar nicht gesehen worden, nicht ohne Bewunderung betrachteten, ja, daß sie sich eben nur durch diese Bewunderung der geistigen Ueberlegenheit des Feindes über den Haß des gemeinen Haufens erhoben. So sehen wir auch Goethen den Feind seines Vaterlandes nicht ohne Verehrung anstaunen; und Wieland, der ebenso wie Goethe von dem modernen Weltbezwinger mit einer Unterredung beehrt wurde, übertrifft Jenen an Gesinnungstüchtigkeit insofern, als er sich Mühe giebt, der Eroberungssucht des Korsen eine ferner liegende Weltbeglückungs-Tendenz zu unterbreiten: „Bloß dadurch — schreibt er — daß ich Napoleon auf einem so erhabenen Standpunkt erblicke, glaube ich ihn in seinen wahren Verhältnissen und in richtigem Ebenmaße zu sehen, und bloß der Gedanke, daß er selber der ganzen Glorie seiner wohlthätigen Bestimmung sich bewußt ist, kann die Hoffnungen in mir nähren, ohne welche es kaum möglich wäre, den gegenwärtigen Moment zu ertragen. Möge ihm bald das Glück zu Theil werden, den Janustempel für ganz Europa zu schließen und er dann, wie ehemals Cäsar Augustus, ebenso lange leben und regieren, um alle Segnungen des Friedens über die Welt zu verbreiten und alle die glänzenden Titel, die er sich, durch eine beispiellose Reihe großer Thaten und begünstigt von einem eben so beispiellosen Glücke, erworben, noch mit einem, der alle anderen überglänzt, mit dem schönen Beinamen der Wonne des Menschengeschlechts (deliciae generis humani) zu vermehren!"

Bei Knebel war die Bewunderung Napoleon's zugleich mit einem

Wohlgefallen an dem waffentüchtigen und unermüdlichen französischen Volke verbunden; es wandelt den ehemaligen preußischen Officier sogar zuweilen die Lust an, mit den Rothhosen mitzumarschiren und das Kriegshandwerk, das ihm nur aus dem Potsdamer Garnisondienst bekannt geworden, praktisch kennen zu lernen. „Ich kann nicht leugnen, — gesteht er der Schwester — daß ich dem Wesen dieser Nation hold bin, und wenn ich die Hälfte meiner Jahre jünger wäre, so zög' ich wohl mit ihnen." — Bei diesem Wohlgefallen am Kriegsleben ist denn auch nicht zu verwundern, daß er bei dem Sohne, um den ihn vor den Studentenschlägern gebangt hatte, doch mit Befriedigung eine Neigung zum Soldatenstande wahrnimmt. Natürlicher Weise willigte er auch unbedenklich in des Sohnes Ausrüstung, als beim Erwachen des Nationalgefühls die deutsche Jugend zu den Waffen griff. Goethe dagegen hielt mit allen Mitteln des väterlichen Ansehens seinen Sohn zurück, sei es, daß er mit hellem Blick die zu erwartenden Errungenschaften nicht hoch schätzte oder daß er als Kosmopolit auch eine berechtigte patriotische Erhebung gering achtete, vielleicht auch die heiligsten Liebesgefühle des concreten Individuums höher stellte als eine abstracte Nationalwohlfahrt. —

In dem Hause im Paradiese gefiel es Knebel außerordentlich. Er lobt in seinem Briefwechsel mit Goethe nicht nur das Lokal seiner Wohnung, sondern preist auch sein häusliches Behagen mit einer fleißigen Frau und zwei guten Söhnen. Heiteres Sommerwetter lockt hinaus auf die Berge; ausnahmsweise tritt auch eine Ueberschwemmung der Saale ein und er citirt bei dieser Gelegenheit Klopstock's Strophe:

„Dich Paradies, dich seh ich nicht mehr; du bist in den Wassern
Weggeschwemmt; in Wassern allgegenwärtiger Sündfluth."

Wenn sich aber die Saale mit einem Eisspiegel belegt hat, so schaut er aus seiner warmen Stube gemüthlich zu, wie Karl seine Mutter und den kleinen Bernhard auf dem Schlitten fortstößt, oder er fährt auch wohl selber Schlittschuhe, aber — wie er meldet — „nicht lange und in der Mittagsstunde."

Knebel neigte sich, seiner Gemüthsart nach, zur indischen Beschaulichkeit und im Jahre 1807 diente ihm auch die Beschäftigung mit indischer Literatur, sich aus der tumultuösen Zeit in jenen Frieden zu versetzen, „der beinahe bis zur Auflösung geht." Nach seinem Umzuge aus dem Hellfeldschen Hause fühlt er sich, wie er sagt, noch heimischer, da ihm die Erde, der Fluß, Bäume und Vögel noch näher sind. Die Berge namentlich „schmecken nach einer besseren Heimat."

Die Briefe, die er aus seiner „Garten=Citadelle an die Freunde richtet, enthalten die mannigfaltigsten Naturschilderungen aus den verschiedenen Jahreszeiten, worin sich das bescheidene Genügen eines Friedfertigen und das tiefe Verständniß eines gebildeten Naturfreundes ausspricht. „Noch nie hat mir eine Wohnung mehr Ruhe gegeben, — schreibt er im Mai 1810 — und dies macht der schöne grüne Teppich, den ich vor mir habe und der daran hinstreichende Fluß. Auch die Berge nehmen sich nicht schlecht aus und ich bin ihnen etwas näher." — „Feierlicheres läßt sich nicht denken, — so schildert er eine Januarnacht — als wenn die keusche Luna hoch unter dem krystallenen Himmel hangt und die wunderreine Erde mit ihrem holden Lichte erhellt. Ein Ton herrscht dann nur durch die ganze Natur und Himmel und Erde scheint ein hoher Wohlgesang. Ich sah dieses Schauspiel diese Nacht oft durch mein Fenster und dünkte mich in einer Zauberwelt."

Die silberschimmernde Glut, welche die Berge bei Mondbeleuchtung annehmen, hatte für Knebel einen besonderen Reiz. Sein Zimmer war so gelegen, daß man die volle Wirkung des schönen Panorama's empfinden konnte; er ließ dann, selbst wenn er Freunde um sich versammelt sah, niemals Licht anzünden, sondern saß bis spät in die Nacht, in dem Anschauen der Pracht versunken und offenbarte seine Empfindung nur zuweilen durch Ausrufe der Bewunderung oder durch den Ausspruch erhabener Gedanken.

„Auf dem weiten See der immer regen Wellen, der mich umgiebt, — schreibt er an Goethe — tanzen die brillantirten Fluten in bezaubernder Schönheit und würden selbst einem spanischen Dichter Mühe machen, sie nach Wahrheit und Verdienst zu schildern. Der gestrigen Mondnacht nicht zu vergessen, die mir eine ganz neue bezaubernde Gegend darstellte." — Seiner Schwester Henriette schildert er die Pfingstfeiertage, die er in dem erhabenen Tempel der Natur begangen: „Die so schönen Tage der Pfingstwoche habe ich meist mit der schönen Natur zugebracht und die holden Gegenden und Berge theils allein, theils in Gesellschaft der Meinigen besucht. Ich war in den Tagen meiner Jugend unter dem milden Himmel und bei der erweiterten Aussicht. Ich hatte an dem Pfingstsonntage, einem der schönsten Tage meines Lebens, meinen Kirchgang auf den Hügeln und zwischen den offenen Gärten beschlossen und ich darf wohl sagen, daß mich die schöne Natur nicht unwürdig feiern ließ. Die stille Ruhe, die dabei auf den Feldern herrscht, wenn Alles in der Kirche ist und die Glocken ausgeläutet haben, befriedigt unter dem Anblick der webenden Natur das Gemüth un-

gemein." — In ähnlichem Tone beschreibt er der Schwester den Genuß eines Herbstabends: „Möchte ich doch des schönen Nachmittags und Herbstabends nie vergessen, wo ich gestern an den Ufern der Saale, jenseits meiner Wohnung, von der Schneidemühle aus bis zu den Hügeln über Wenigenjena hin, spazieren ging. Die Stimmung meines Gemüths antwortete den Erscheinungen, die mir Himmel und Erde vorhielt, und die Natur stand im holdesten Reize vor mir. Selbst die Schatten der Berge wurden zu lieblichen Gestalten und stimmten ein in das hohe Concert. Himmel und Erde, durch den herrlichen Sonnenstrahl erweckt, schienen in leichter Bewegung, als wenn sie sich in Liebe einander nähern wollten und das Ganze zerfloß in einen geheimnißvollen Duft. Wer kann die Mannigfaltigkeit in der Uebereinstimmung malen? Die wechselnden Gestalten und Erhebungen der Berge, die breiten Senkungen und Rücken derselben in grünlich goldener Schattirung der Weinberge, Büsche und Hölzer, unter den nackten purpurstrahlenden Flecken und Felsen. Mitten durch die noch grünende Flur schlängelte sich der himmelblaue Fluß, und an seinen Ufern lebten Gestalten der Menschen und ihrer Wohnungen. Alles war Leben und dem empfänglichen Gemüthe war nichts ohne Bedeutung und Sprache. Leicht flogen die Wolken über den reinen Himmel hin und schienen der beseelten Natur noch mehr Bewegung und Sprache zu geben. Himmel und Erde waren fröhlich und die Geschäfte der Menschen deuteten unter Liedern und Gesängen den Ueberfluß des reichen Jahres an."

Solche Gemüthsruhe wurde auch durch die Kriegsfurie nicht erschüttert. „Unter den mancherlei Unfällen, die wir seit mehreren Tagen bestanden haben, — schreibt er im October 1806 an eine Freundin — blieb mir immer der Gedanke an unsere Freunde zur Stärkung und Emporhaltung, und so haben wir durch eigenen guten Muth den größten Theil der Gefahren besiegt."

Knebel erlebte als Augenzeuge und Leidensgenosse die Plünderung der Stadt Jena. Nach wiederholten Durchzügen der Preußen nähern sich am 12. October die Scharmützel der Stadt. Am folgenden Morgen ziehen sich die Preußen, von den Franzosen verfolgt, durch die Stadt zurück. General Gazan und viele Stabs-Officiere nehmen im Hellfeldschen Hause Quartier; Napoleon hält sich nur kurze Zeit im Schlosse auf und bivouaquirt mit seinen Truppen am Abhange der Berge, nach Weimar hin; oben hat sich die preußische Armee in Schlachtordnung gestellt. Knebel kommt in den Fall, den Kaiser zu tractiren; er muß ihm durch die Frau des Generals Speisen und Wein schicken.

Am 14. geschieht die Schlacht. Am Tage vorher beginnt die Plünderung von Jena und währt unter Feuersbrünsten, unter Schrecken und Lärmen mehrere Tage. Nur mit großer Mühe und Ueberredung rettet Knebel die eigene Wohnung vor Brand und Plünderung. Auch in dieser Bedrängniß hält ihn der Sinn für Naturgenuß aufrecht.„ Der schöne Himmel erheiterte uns etwas und machte wenigstens das Uebel erträglich.“ — Auch noch die nächsten Tage dauert die Plünderung fort, indessen wird es ruhiger und Knebel erhält die tröstende Nachricht, daß seine Schwester mit der Prinzessin Caroline sicher in Göttingen angekommen sind und beim Hofrath Blumenbach übernachtet haben; auch daß Goethe's Haus in Weimar unversehrt geblieben. Er nimmt zwei Verwundete, den Obersten Guiot und einen Capitain, in sein Haus und seine Frau giebt, den fremden Blessirten zu Gefallen, ein kleines Concert. Dreitausend französische Blessirte liegen in der Stadt; Jerome zieht mit einem Truppengefolge vorbei; Napoleon selber wohnt im Schloß und gewährt endlich auf Verwendung einer Deputation an deren Spitze der Kirchenrath Gabler und der Hofrath Eichstädt, der Universität eine protection spéciale.

Es wurde in allen Theilen der Stadt geplündert, gegen 30 Häuser in Asche gelegt. Der Brand war wohl zufällig entstanden. „So dumm sind die Franzosen nicht, — sagte ein französischer Officier zum Professor Luden — daß sie eine Stadt anstecken sollten, die in ihrem Besitz ist, und deren Hülfsquellen ihnen zu Gebote stehen.“ — Luden spricht auch die Vermuthung aus, daß nicht die Franzosen, sondern die Jenenser „Canaille“ sich am meisten bei der Plünderung betheiligt habe; freilich ist es befremdend, daß die kleine deutsche Universität eine solche Canaille in ihrem Schoße geborgen hatte. Den Anblick der Stadt schildert Luden folgendermaßen: „Ich kannte die Stadt kaum wieder und die Menschen gar nicht. In manchen Häusern waren Thüren, Fenster und Fensterladen noch zerbrochen; in anderen hatte man ausgebessert; hin und wieder war man mit der Ausbesserung beschäftigt. Die Straßen waren aus einander getrieben; hier und dort fanden sich Haufen von Unrath. Die Menschen, deren ich ansichtig wurde, schienen freilich sämmtlich zu den geringeren Klassen zu gehören, aber ich erblickte auch nicht eine einzige nette, behagliche und reinliche Gestalt. Alle Gesichter waren eingefallen und lang geworden; keine rothe Wange, ja keine Wange, in welcher ein Blutstropfen zu entdecken war, zeigte sich. Das Auge sah scheu vor sich hin, und nirgends ward ein freudiger Laut gehört, nirgends eine Spur von Heiterkeit entdeckt. Selbst

die Kinder waren eingeschüchtert und blickten mit Aengstlichkeit seitwärts auf die Franzosen, die einzeln durch die Straßen gingen. Vor der Kirchthüre hielt ein großer Leiterwagen, der schon ziemlich mit Leichnamen, ohne alle Bedeckung aufeinandergepackt, angefüllt war, und man trug noch andere Leichname, gleichfalls ganz nackt, aus der Kirche heraus, um sie mit demselben Wagen zur ewigen Ruhe zu bringen. Alle diese unglücklichen Menschen, zum Theil sehr verstümmelt, waren in der letzten Nacht gestorben, und wahrscheinlich war dieser Wagen nicht der erste, der diesen Morgen mit der traurigen Last beladen war. Auf den breiten Stufen vor der Kirche saßen mehrere französische Soldaten, die ohne Zweifel leichter verwundet waren und sahen mit ernsten und düsteren Blicken schweigend dem Scheusale zu. Ich aber wendete die Augen ab und eilte vorüber."

Zwei Jahre später, bei Gelegenheit der großen Jagd, welche Napoleon zu Ehren gegeben wurde, gewährte der französische Kaiser der Stadt Jena eine Entschädigung von 300,000 Francs.

Bald nach der Plünderung besuchte Goethe den Freund, dem er zur Erquickung während der Leidenszeit ein Fäßchen Wein geschickt hatte. Luden traf ihn dort und es machte, wie er gesteht, einen seltsamen, unangenehmen Eindruck auf ihn, als Goethe äußerte, er sei sich selber wie Einer vorgekommen, der, auf sicherem Fels stehend, einem Schiffbruche zuschaut. Knebel, der diese Aeußerung des Freundes wohl in der Harmlosigkeit, wie sie gemeint war, auffassen mochte, citirte hinzufügend den Lucrez, welchem Goethe jenes Bild entnommen hatte.

Den politischen Rückschlag dieser Schreckenszeit, der nicht minder reich an Unruhe und Mißgeschick war, erlebte Knebel in seiner Wohnung im Paradiese. Im Mai 1813 campirten italienische Truppen vor seiner Wohnung und zerstörten alle Hecken und Thüren in der Nähe, um sich Schutz gegen das anhaltende Regenwetter zu schaffen. „So haben sie sich — schreibt er unbefangen an seine Schwester — in kurzem eine kleine hölzerne Vorstadt in unsern Paradies erbaut, deren Nähe uns zwar einige Besorgniß erregte, ihnen aber bei der regnichten Nacht sehr wohl bekam." — Von den meisten Unruhen vernimmt er aber nur den Wiederhall, „da ich — schreibt er — mich in meinem Eckzimmerchen, im Angesichte der wechselnden Berge und der aufgrünenden Wiesen und Bäume, ziemlich zurückgeschlossen halte."

Dieses Eckzimmerchen wurde denn auch, nachdem die schlimme

Kriegszeit überstanden, der Versammlungsort und das Plauderstübchen für die zahlreich einsprechenden Fremden.

Knebel war in der Unterhaltung äußerst anziehend. „Er ließ sich im eigentlichsten Sinne gehen — sagt Luden — und zügelte seine Gedanken durchaus nicht. Wenn er mit dem Heiligen begann, so war er oft bald bei dem Gemeinen, und wenn er auf eine ganz gewöhnliche Weise anfing, so erhob er sich zu dem Edelsten und Erhabensten und stand da wie ein geweihter Priester des Schönen und Göttlichen."

Zu seinen nächsten Freunden gehörten Griesbach, Loder, Thibaut, Batsch, Büttner; zu den frühesten Besuchern Doctor Erhard aus Ansbach, der Arzt, Rechtsgelehrte und Metaphysiker, dem es niemals an Gründen fehlte, seine Meinung zu unterstützen. „Man sagt, — äußerte er einmal zu Knebel — die Abgaben und Erpressungen seien, weil man zur Sicherheit des Staates ein großes Militair unterhalten müsse. Hierauf hat ein ganz gemeiner Mann in Berlin geantwortet, das käme ihm ebenso vor, als wenn man sagen wollte, man müsse die schönsten Stämme im Walde aushauen, um einen Zaun darum zu befestigen. So sei ja der Wald nur um des Zaunes willen da."

Im Jahre 1805 erschien Jacobi, der in München seine Stelle als Präsident der Akademie der Wissenschaften gefunden hatte. — Werner, der Verfasser der „Kraftweihe" traf 1807 ein und las Kneblen seine kleinen Gedichte vor. — Die Schwester Henriette kam öfter zum Besuch, nicht selten mit Wieland und der Göchhausen. „Grüße — schreibt sie 1807 — Deine lieben Berge, wenn sie auch ernsthaft werden und keinen Schatten werfen. Den Spaziergang an der Saale, bei Luther's Hause vorbei, habe ich noch nicht vergessen."

Matthison kam im September 1809 auf seiner Rückreise von Zürich nach Jena. „Ich habe mich — meldet Knebel an Goethe — an seiner immer noch kindlichen Freude an der Natur mit erfreut. Er war sehr glücklich hier an den Ufern der Saale." — Im nächsten Jahre wiederholte Matthison seinen Besuch, um seine Gedichte bei Frommann drucken zu lassen. „An der Freude über den Besuch des guten Matthison — schreibt Henriette — nehme ich herzlichen Antheil. Solch ein Wiedersehen gehört zu den glücklichsten Erscheinungen, die Einem zuweilen im Leben vorkommen."

Die Hofräthin Schopenhauer traf in dieser Zeit zu wiederholten Malen bei Knebel ein, um seinen Kopf zu zeichnen und in Wachs zu bossiren. — Frau Herder, Professor Fernow, Professor Passow,

d'Alton, Kammerpräsident Müffling, Frau von Egloffstein, Hofmarschall von Ende, Fräulein Bose, Frau von Rodde, Schlözer's Tochter, und Fritz von Stein blieben nicht aus. Frau von Stein war besonders gern bei Knebel gesehen und besuchte ihn auch mit ihrer Schwester sogar bei strenger Kälte. „Ich habe die Stein sehr lieb, sie thut mir außerordentlich wohl," — äußerte Knebel, und an sie selber schrieb er noch zwölf Jahre später: „Unsere Freundin hat die Natur mit einem philosophischen Geiste begabt. Sie soll nicht sterben, — wenigstens nicht im Andenken derer, die sie lieben und verehren."

Im Jahre 1810 kamen Niethammer aus München und Holzschuher aus Nürnberg zum Besuch. „Ich lebe mit meinem alten Holzschuher fort wie Mann und Frau, — meldet der Wirth — in guter und doch nicht immer in gar zu verträglicher Ehe." — Auch Hufeland aus Berlin sprach ein. „Es wurde ihm einen Augenblick wohl bei mir, da er auch in diesem Garten gewohnt hat." — Ein unvermutheter Gast war Reichardt. „Das Frühstück war verzehrt, — schreibt Knebel an Henriette — sie wollten sich eben wieder fort begeben. Wer tritt herein? zur Hinterthür meiner Kammer? Sag es nur der Prinzessin nicht! ich schäme mich, nein, es ist unmöglich! Der — der große Kapellmeister Reichardt! Ganz scharmant! so biegsam und zutraulich höflich! Wer kann ihm widerstehn? Ich that, als ob ich seinen Zuspruch schon lange erwartete."

Mit dem Weimarischen Hofe, der viel in Jena verkehrte, traf Knebel im Schlosse oder auf Lustpartien zusammen; oft beehrten ihn auch die hohen Herrschaften, namentlich die Prinzessinnen, in seiner bescheidenen Wohnung.

Der Erbprinz, die Herzogin, Prinz Bernhard versäumten es selten, den alten Freund in Anspruch zu nehmen. Auch Karl August ließ ihn, wenn er Jagd auf dem Kunitzberg hielt, zu Tisch „bitten." „Da muß ich meine Trägheit schon ablegen," — seufzte Timon. Den Herzog mochte er überhaupt lieber von weitem als in zu großer Nähe sehen. „Es ist seltsam, — so schreibt er an seine Schwester — daß der Herzog in der Ferne ganz wohlthuend ist, in der Nähe vernichtend."

Im Jahre 1811 kam Freund Ackermann aus Ilmenau zum Besuch, ferner der alte Voß, der bald darauf über Gotha und Meiningen nach Heidelberg zurückreiste und Sulpiz Boisserée, den Goethe einführte und welcher Knebeln für „einen recht liebenswürdigen Mann von alter Art" erklärt. Funfzehn Jahre später besuchte ihn

Boisserée abermals und schildert den Gealterten mit den Worten: „ein Sokratescharakter, heiter, belebt, gesprächig.“

Unter den Besuchern steht Goethe oben an, der sich überhaupt von Jena dauernd angezogen fühlte und sich sogar zuweilen, wenn er sich in Weimar gefesselt sah, innig dahin sehnte. Die osteologischen Studien mit Loder lockten ihn oft nach Jena, vielleicht auch die Neigung zu Minna Herzlieb, der anmuthigen Pflegetochter des Buchhändlers Frommann.

Frommann war innig mit Goethe befreundet und besuchte ihn auch in Weimar. Gottfried Schadow traf ihn 1806 dort bei Goethe, als dieser ihm Landschaften von Kniep und Apparate für Farben-Erscheinungen zeigte. Ueber das Verhältniß seiner schönen Pflegetochter zu Goethe wissen wir nur wenig. Minna Herzlieb war schon als Kind Goethe's Liebling gewesen; zur Jungfrau gereift, bezauberte sie ihn. Mehrere seiner Sonette werden auf sie bezogen und in den „Wahlverwandtschaften“ soll er sie als Ottilie geschildert haben. „Niemand — sagt er selber über dieses Werk — verkennt an diesem Roman eine tiefe leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheint, ein Herz, das zu genesen fürchtet. Der 3. October 1809 (wo der Druck beendet ward) befreite mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich hätte ganz verlieren können.“ — Ueber die Wahlverwandtschaften mußte Goethe manches Unangenehme hören und war namentlich über Knebel's Bedenken ärgerlich; in diesem Sinne schrieb er an Frau von Schiller: „Tausend Dank für die guten Worte von Sich und der lieben Schwester; sie waren mir sehr erquicklich zu einer Zeit, wo doch manches Alberne über meine Arbeit zu mir in die Klause dringt.“

Um einer Leidenschaft, die wegen des Unterschieds der Jahre nur Besorgniß einflößen konnte, Schranken zu setzen, wurde Minna in eine Pension geschickt; im Jahre 1822 verheirathete sie sich. Außer in jenen angeführten Worten hat Goethe sich nur bei einer Gelegenheit über jene Neigung geäußert. Es war im Jahre 1815 als Sulpiz Boisserée mit Goethen nach Heidelberg reiste. Ein schöner sternklarer Himmel regte zu vertraulichen Mittheilungen an; sie kamen auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen. „Er sprach — berichtet Boisserée — von seinem Verhältniß zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden.“ —

Vor Allem aber fesselte Goethen die reizende Umgebung der Stadt,

welche schon Karl V „ein kleines Florenz" genannt hatte; Goethe nannte sie „das liebe närrische Nest." Hier pflegte er „die Stimmung zu allerlei Gutem zu holen." In seinen Briefen an Knebel spricht er es wiederholentlich aus, wie er sich auf seine Gesellschaft und auf die Tage in Jena freue, „sein altes akademisches Leben wieder anzutreten," wie er sich zuweilen sehne, vor den Fenstern des alten Freundes „in die Hände zu patschen" und ihn zum Spaziergang aufzufordern. „Ich gehe — fügte er hinzu — auch hier in Weimar weit und breit umher, doch läßt sich, wenn ich aufrichtig sein soll, der Gegend nichts abgewinnen, sobald man einmal an die Jenaische gewöhnt ist."

Diese Sehnsucht macht sich in den verschiedensten Jahreszeiten geltend. Im Frühling schreibt er: „Mein Garten fängt auch an abzutrocknen und giebt mir die Hoffnung, daß auch Jena bald zugänglich sein werde, denn ich sehne mich recht, mit Dir wieder eine Folgezeit, wenn auch nur eine kurze, zu verleben." — Ein anderes Mal: „Ich freue mich, indem die Sonne höher rückt, schon auf die guten Tage, die ich in Jena mit Dir zu verbringen hoffe, wenn die Bäume nach und nach ausschlagen, und die Blüthen sich wieder einstellen." Aber auch im Winter: „Ich gratulire zu dem weißen Kleide, das Deine Gegend nun angezogen hat, und möchte sie wohl auch, wenn es auch nur ein Stündchen wäre, in Deiner Gesellschaft darin bewundern;" — und auch die Saal-Ueberschwemmungen reizen sein Verlangen: „Zu den unschädlichen Wasserscenen wünsche ich Glück und möchte wohl einer Mondscheinnacht beiwohnen." Im Jahre 1810 verlebte Goethe längere Zeit in Jena, mit den Wahlverwandtschaften beschäftigt. „Ich befinde mich — vermeldet er an Reinhard — seit länger als 7 Wochen hier und komme mir vor, wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sei übrigens und entstehe was will." — „Die Vegetation in der Gegend von Jena — schreibt er im Sommer 1811 — ist ganz herrlich und das Saalthal will mir gar viel lustiger vorkommen, als der düstere Ellenbogener Kreis, ob wir gleich diesem seine Verdienste nicht schmälern wollen."

Zu Knebel fühlte sich Goethe ganz besonders hingezogen, und es ist bereits andeutend erwähnt worden, wie viel Liebes und Gutes er ihm erwies. „Goethe — so gesteht Knebel seiner Schwester — ist bei jeder Gelegenheit lieb und freundlich gegen mich und das auf seine eigene gute Art."

„Wir haben Goethen hier — meldet Knebel im Mai 1807 — und er wandelt in seiner halben Hypochondrie, wie er sie nennt, un-

ter uns herum und seine Gegenwart thut uns wohl." — „Ich komme jetzt öfters an die Luft, — schreibt er im November desselben Jahres — da mich Goethe meist gegen Mittag zu einem Spaziergang im Paradiese herunterruft." — „Goethe — schreibt er einen Monat später — lebt hier recht wohl und ich sehe ihn fast täglich. Zuweilen bringt er die Abende bei uns zu und da ist denn jetzt der poetische Luther auch zugegen. Wir haben Goethen diese letzten Male besonders geistig und mittheilend gefunden und es scheint, als wenn er es in diesem Kreise mehr noch sei als anderwärts." — Zu derselben Zeit theilte Goethe sein Gedicht „Pandorens Wiederkunft" mit, und Knebel äußert darüber: „Ich kann weiter nichts davon sagen, als daß es herrlich gedacht und ausgeführt ist."

Auch im Frühling 1809 und 1810 ist Goethe längere Zeit in Jena, geht mit dem alten Freunde des Mittags im botanischen Garten spazieren und besucht ihn jeden Abend in seinem Erkerstübchen im Paradiese. Im Januar des folgenden Jahres weilte Goethe 14 Tage in Jena und im Mai schreibt Knebel der Schwester: „Goethe kam unvermuthet auf mein Zimmer. Seine Gegenwart erfreute mich sehr. Wir theilten uns mancherlei mit. Er sagte mir viel über sich und von seiner Lebensgeschichte, woran er jetzt schreibt und wovon er schon manches der Herzogin vorgelesen hat, das vielen Beifall gefunden." Im Jahre 1815 brachte Goethe vierzehn Tage in Jena zu und las dem Freunde seinen Epimenides vor. Im nächsten Jahre erfreute er Knebel durch wiederholten Besuch und 1817 zog er zu längerem Verweilen in den botanischen Garten, wo er auch einen großen Theil der drei folgenden Jahre zubrachte.

Häufig brachte Goethe seine Frau, noch öfter Riemer, Seebeck und die Voigtsche Familie mit. Solcher freundliche Verkehr dauert dann fort bis der Tod die alten Getreuen trennt und wohl eingedenk des dauernden Bundes widmete Goethe seinem Theilnehmenden zum Geburtstag die Strophen:

> Lustrum ist ein fremdes Wort!
> Aber wenn wir sagen:
> Lustra haben wir am Ort
> Acht bis neun ertragen,
> Und genossen und gelebt
> Und geliebt bisweilen;
> Wird, wer nach dem Gleichen strebt,
> Heute mit uns theilen,

Wenn wir sagen: das ist viel!
Denn das Leben streuet
Blum und Dorne. — Ziel ist Ziel!
Das uns heute freuet.

Im Jahre 1808 meldet Knebel, daß August von Goethe ihn durch einen Besuch erfreut habe. Im nächsten Jahre verlebt der junge Mann den Winter in Jena und Goethe empfiehlt ihn mit den Worten: „Erlaube ihm, daß er Dich von Zeit zu Zeit besucht: er wird Dir, hoffe ich, kein unangenehmer Gesellschafter werden." Wenige Wochen darauf entschuldigt er ihn aber, daß er den Alten nur selten besucht: „Den Abend bringt er meistens in Gesellschaft seiner jungen Freunde zu, und dann ist es freilich weit zu Dir hinaus, besonders für die Jugend, die bequemer ist als das Alter." Knebel antwortet Goethen: „August's Gesellschaft wird mir diesen Winter zuweilen Bedürfniß sein, denn ich fühle schon jetzt den Abgang des lieben Vaters, der mich zuweilen von meinem Neste herunterlockte; da ich jetzt fast gar nicht auskomme, sondern mit den Augen auf der schönen bunten Landschaft promenire." — Seiner Schwester schreibt er über den jungen Mann die ahnungsvollen Worte: „Der junge Goethe war gestern auch hier. Dies ist ein wunderlicher Mensch, aber ich habe ihn doch lieb. Er hat eine innerliche Rechtlichkeit und einen Ernst, der bis zur Melancholie geht. Wirklich neigt er auch dahin, so daß man zuweilen um ihn besorgt sein könnte. Doch davon sagst Du dem Vater nichts. Er ist gewaltig in seiner Juristerei fleißig und liebt diese mit strengem Eifer. Beinahe sagt er sich zu sehr von allem Uebrigen los." Die Schwester erwiederte: „Der junge Goethe ist ein wackerer Mensch, aber er schien mir doch wirklich etwas Melancholisches zu haben, als ich ihn zuletzt sah."

Im December 1811 treffen Goethe's „Frauenzimmer" bei Knebel ein und rühmen nach der Rückkehr seine Gastfreundschaft und seinen guten Humor.

In demselben Jahre stellte sich Freund Ackermann aus Ilmenau ein.

Emilie Gore kam im Juni 1812 zum Besuch. „Gestern — schreibt Knebel — hatten wir endlich den vergnügten Tag, unsere Emilie Gore bei uns zu sehen, nebst Fräulein Waldner. Ich habe noch in diesem Jahre keinen Tag von so innerlicher Ruhe gehabt. Es war eben Alles, wie es sein sollte: Gedanken, Worte und Werke, und auch der Himmel war günstig; so wie die Erde blühend und schön.

Wir gingen nachmittags nach der Rasenmühle spazieren und der Spaziergang gefiel ihr wohl. Erst nach sechs Uhr fuhren die guten Personen ab und ich fühlte große Ruhe in meinem Gemüth."

Gegen Ende des Jahres kam Einsiedel. „Es ist ein alter guter Mensch — meldet Knebel — und er sah recht wohl aus. Seine Lebensart ist besonders und eben nicht nach meinem Geschmack. Gar nichts Häusliches ist darin. Mittags speist er regelmäßig am Hofe; von allem Uebrigen hat ihn die Herzogin gänzlich dispensirt. Nun bringt er die meisten Abende bei sich allein zu, ißt und trinkt und legt sich um neun Uhr zu Bett. Voigt machte die Bemerkung, daß Menschen, die in beständiger Dependenz leben müssen, endlich gedrückt werden."

In lebhaftem Verkehr stand Knebel mit der Familie des Gothaischen Geheimraths, Freiherrn von Ziegesar, die sich oft aus Drakendorf zum Besuch einstellte. Goethe mochte die erwachsenen Töchter dieses Hauses gern leiden und äußerte: „Die groß gewachsenen Mädchen haben uns sehr in die Augen gestochen. Die jüngste wird eben confirmirt und kann die Propheten nicht merken; die mittelste ist wirklich ein Schatz; die älteste nähert sich schon der Mutter." — Merkwürdiger Weise konnte Knebel; im hohen Alter, sich immer nur mit Mühe auf den Namen dieser mit ihm sehr vertrauten Familie besinnen.

Die Prinzessin Caroline besuchte Knebel, als sie nach Drakendorf reiste, um bei einem Kinde des Herrn von Ziegesar Gevatter zu stehen. „Es war mir tröstlich, — schreibt Knebel — die geliebten Gäste auch nur in meiner Stube zu sehen, obgleich sonst eben nicht viel zu verkehren war."

Die Lustigen von Weimar, so viele ihrer davon übrig waren, unternahmen noch zuweilen, auch noch im Jahre 1814, eine Fahrt aus dem Steggreife nach Jena zum Besuche. „Heute vermelde ich Dir, mein theuerster Freund, — kündigt Goethe an — daß ein Kleeblatt artiger Freundinnen, ohne den Frost zu fürchten, sich morgen, Sonntag den 6. Februar zusammenthun und auf Schlitten dem geliebten Jena zueilen wird. Gegen Abend werden sie bei Euch erscheinen; sie hoffen, eine freundliche Aufnahme und ein Whist zu finden und vertrauen auf Eure Güte."

Das Jahr 1817 war reich an Besuchen. Die jüngere Gräfin Egloffstein setzte den Alten durch ihre herrlichen Zeichnungen in Erstaunen. — Der junge Professor Kosegarten, „ein recht gefälliger junger Mann;" Professor Walch und andere Berliner trafen ein.

Der junge Batsch zeigte seine egyptischen Alterthümer. Frau von Schiller kam mit ihrer Familie. „Bei unserer Rückkehr — schreibt Knebel — fand ich mein Fenster mit Damenköpfen ausgeschmückt, da die gute Frau von Schiller mit ihrer Familie und die Griesbachischen gekommen waren, uns zu besuchen. Ihr Besuch machte uns viel Vergnügen, doch sie eilten wieder davon, als es Abend wurde." —

Es waren sieben und zwanzig Jahre vergangen, seit Charlotte ihren ersten Besuch bei Knebel an ihren Bräutigam gemeldet hatte: „Gestern hat uns Knebel gar schön einladen lassen, ein Mädchen zu hören, das auf der Harfe spielt. Die beiden Kalbschen Familien waren dort, Herder's, die Stein und Goethe und Schardts. Da war Knebel recht in seinem Glanz! es war aber artig bei ihm. In seinem Hause ist er mir erträglicher als anderswo, weil er nicht so viel spricht. Wir, Kalbs und die Imhoff blieben zum Essen bei ihm und waren recht munter, denn die Herren erzählten Gespenstergeschichten."

Unter Denjenigen, welche in späteren Jahren noch Knebel's Bekanntschaft suchten, ist der Oberst Eschwege zu nennen, der mit dem Hofe nach Jena gekommen war. Derselbe hatte seine Reise nach Brasilien veröffentlicht, welche Knebel's lebhafte Theilnahme in Anspruch nahm. Zu derselben Zeit traf auch der Breslauer Professor Purkinje, der naturwissenschaftlichen Welt durch sein Buch „über das subjective Sehen" bekannt, mit Goethe's Empfehlung ein. „Für die Bekanntschaft des guten Purkinje danke ich Dir gar sehr," so äußert Knebel sich erkenntlich gegen Goethe. „Die besten Pflanzen keimen doch hervor, wenn sie eine Zeit lang unter dem Drucke gelebt haben. Andere haben vielleicht mehr Blätter, diese mehr Saft und Kraft. Die Offenheit des guten bescheidenen Mannes war mir sehr erfreulich."

Goethe's Evangelist Eckermann wurde dem alten Jenenser Sokrates denn auch empfohlen. Goethe schrieb am 22. Juni 1823 an Knebel: „Heute geht ein gar feiner junger Mann von hier ab, mit Namen Eckermann, den Du gewiß freundlich aufnehmen wirst. Er denkt, sich ein Vierteljahr in Jena aufzuhalten, ist aus Niedersachsen gebürtig, kennt die deutsche Literatur und hat zu meinen Arbeiten besondere Neigung und Vertrauen. Er wird Dir von Zeit zu Zeit eine angenehme Unterhaltung geben."

Auch Nicolovius brachte Empfehlungen und Grüße von Goethe. In den letzten Jahren wurde der Oberst Lynker Knebel's Nachbar und besuchte ihn mit seiner Familie fleißig.

Die vertrautesten dieser Besuche fanden dort oben statt, in dem

Dachstübchen, dessen Fenster nach drei Himmelsgegenden hinaus liegen. Hier weilte Goethe gewöhnlich und Karl August. Der Commerzienrath Gerstung, welcher das Haus von Knebel's Wittwe kaufte, bezieht auf diese Dachstube Goethe's Worte an Schiller: „Dort in Knebel's alter Stube bin ich immer ein glücklicher Mensch" — sie betreffen jedoch das Knebelsche Zimmer im Schlosse. Das zweistöckige Haus ist äußerlich nicht verändert worden. Die Treppe, welche nach der Dachstube hinaufführte und sehr schmal war, ist erneuet und bequemer angelegt, das dahinter gelegene Waschhaus ist jetzt beseitigt. Der ehemalige Salon ist verkleinert und zum Comptoir eingerichtet worden. Der Eingang führt jetzt aus dem Garten in einen Vorraum, in welchem noch einige Bilder aus Knebel's Hinterlassenschaft hangen, darunter ein colorirter Kupferstich, Karl August in Uniform, in jüngeren Jahren vorstellend; ein Stich nach Stieler's Goethe-Portrait und das jetzt selten gewordene Brustbild Goethe's in halber Lebensgröße in Rund, von Lips.

Der Garten ist der früher Klippsteinsche, der nachher an Dietzel, den Schwiegersohn Klippstein's und dann an Knebel gelangte. In einer Laube ist noch ein Tisch aus Schieferstein erhalten, an welchem Knebel und Goethe oft bei einander gesessen haben.

Das Haus mit der Aussicht nach dem Hausberge hat der Photograph Bräunlich in Jena aufgenommen und hält die Abbildungen zum Verkauf.

Knebel lebte hier bis zu seinem Tode im Jahre 1834 — ein langes, ruhiges und schönes Leben. In der letzten kurzen Krankheit blieb er heiter und ruhig und philosophirte mit seinem Arzte, dem Hofrath Stark. Am 23. Februar trat er, neunzig Jahre alt, von der Bühne des Lebens ab. Sein Greisenantlitz sah im Tode marmorweiß, klar, treu, friedlich aus; eine antike Würde lag auf den edel gezeichneten Zügen. Die ganze Stadt Jena nahm an der Trauer und an dem Leichenbegängniß Antheil. An seinem Grabe vermißte ich die skeptische Grabschrift, die er selber sich gedichtet:

> Nicht zu der stygischen Fluth und nicht zu dem finsteren Kocytus
> Wallte mein Geist, auch nicht hin in's elysische Feld:
> Rein wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf,
> Und im unendlichen All lebet er ewig mit fort.

Johann Heinrich Vossens Haus in der Bach-Gasse.

Wenn man vom Kirchplatze die gerade nach Südwest laufende Johannis-Gasse hinuntergeht, so gelangt man auf einen unregelmäßig gestalteten Platz, den Johannis-Platz, von welchem aus sich zwei ziemlich lange Gassen gabelförmig abzweigen: die Wagner-Gasse und die südlicher gelegene Bach-Gasse.

In der letzteren Gasse, nicht weit vom Eingange, linker Hand wenn man vom Johannis-Platze kommt, befindet sich das ehemalige Wohnhaus des Philosophen Tennemann und diesem schräg gegenüber ein anderes Gebäude, das wir mit vollem Rechte eine „klassische Stätte" nennen können.

Es ist das Wohnhaus des Johann Heinrich Voß, des Uebersetzers Homer's, des Dichters der Luise, welcher in den Jahren 1802—1805 hier lebte.

Wer kennt ihn nicht als einen Mann, der viel geschaffen für uns Alle? als einen fleißigen Arbeiter in dem Weinberge der deutschen Literatur, der im Schweiße seines bäuerlichen Angesichts sein Stücklein Brot aß? ein rechtes Musterbild eines aus dem leibeigenen Bauernstande hervorgegangenen Gelehrten: eisern im Fleiß, hartnäckig in der Unabhängigkeit, redlich als Familienvater und Freund, einseitig in seinen Bestrebungen, intolerant in seiner lutherschen Freisinnigkeit, aber löwenmüthig tapfer im Kampfe und unbeugsam unter der Hand des Schicksals. Sein Leben ist ein vollkommenes Bild von dem irdischen Laufe eines deutschen Schulmeisters und Schriftstellers, von Noth und Familensorgen, von geisttödtender Mühe mit Schulbuben und Pensionairen, von Krankheit und Kindersterben, von literarischen Fehden, von Ehrgeiz und Verdruß, von Hoffnung und Pein. Nach mühevoll in der Schulstube verlebten Stunden wäscht er sich den dunstigen Staub von Gesicht und Händen, setzt sich neben Ernestinen, wie Siebenkäs

neben Lenetten, an den großen Schreibtisch, den ihm einst sein Freund Claudius in Hamburg gekauft, und befiehlt der Muse, daß sie ihn besuche und ihn beselige zu irgend einer Ode oder einem Idyll oder ihn begeistere zum Verständniß des Homer, Virgilius, Ovidius, Hesiod und Horatius, damit er sie in's Hochdeutsche übersetze, das er, der plattdeutsch sprechende Bauer, selber nur als eine fremde Sprache erlernt hat. Ja, er befiehlt der Muse und sie muß ihm gehorchen, und wenn die Begeisterung nicht ausreicht zu einem Gedicht wie sein unsterbliches idyllisches Epos „Luise," so gelingt ihm doch wenigstens eine Elegie oder ein Epigramm oder ein Lied, das sein Freund Schulz in Musik setzen kann; und wenn die hochdeutsche Sprache nicht wiedergiebt die Lyraklänge der römischen und griechischen Meister, so nimmt er, ein unbarmherziger Vulkan, den Hammer und schmiedet die Widerspenstigen in die hellenischen Fesseln. Dazu ergründet er mit unermüdlichem Eifer die Formen der Sprache und, wie Luther bei der Bibelübersetzung, bereichert er ihr Schriftwesen, um die wunderliche und wunderbare Kunst zu zeigen: im deutschen Hexameter das Original nicht nur Vers für Vers, sondern auch Satz für Satz nach der Wortstellung, sogar nach dem Colorit und dem Klange der Vokale wiederzugeben. Und diese Kunst übte er, mit scharfsinnigster Auffassung und erstaunlich fester Hand, meistens mit Wärme, immer mit Kraft und Frische. Was er dadurch für die Sprache, für die Poesie im Allgemeinen gethan, ergiebt sich von selbst, wollte man ihn auch, trotz seiner sinnigen Darstellung der zartesten Verhältnisse des häuslichen Lebens und der Natur, nicht als einen Dichter gelten lassen.

Und er war vor Allem ein edler, braver Charakter. Das mußte auch Knebel eingestehen, obgleich er ein „Defizit" in Vossens Charakter fand, „das nur mit Hexametern ausgestopft wäre;" das mußten selbst Diejenigen zugestehen, welche seinen Uebersetzungsfleiß mit scheelen Augen ansahen und ihm vorwarfen: er ahme den antiken Lyraklang auf norddeutschem Hackbrett nach, oder: er schlachte jedes Jahr einen Klassiker ein. Edel war er und politisch frei und wohl berechtigt, von sich selber zu sagen: „Voß hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewendet. Sein Glaube war: kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung, und nie eine Persönlichkeit erwidert." — Der Schriftsteller, erklärt er, sei nicht bloß zum Gutheißen

des Hergebrachten bestimmt, und, gezwungen zum Schweigen, dürfe er wenigstens durch keinen Laut die aufgeschreckte Gesetzlosigkeit einschläfern, sie nenne sich Monarch oder Gleichheitsbürger. In diesem Sinne huldigt er dem Fortschritte, singend:

Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben.
Uns hat zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben.
Drum wank' und fall' es links und rechts.
Wir sind unsterblichen Geschlechts.
Das Vaterland ist oben. —

und an anderer Stelle giebt der Mann, der sich vom leibeigenen Bauer zu einem freisinnigen Gelehrten emporgerungen hat, unverhohlen wie der freieste der biederen Friesen, unter denen er lebte, seine Stimme für das Volksgesetz, sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß:

Nicht herrsch, durch fremder Formeln Düster
Hinfort Gerichtsherr oder Priester;
Das Volksgesetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm und Reich.
Nicht mehr verfolgt sei Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch.
Nur Lieb' ist aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskeen auch.

Was zittern denn der Staaten Wächter?
Veredelt, wird das Volk nicht schlechter.
Nur frei von Mißbrauch wird der Thron,
Vom Wahne frei Religion.
Die Fessel strengt man an? Vergebens.
Zur Freiheit ruft des Christen Gott
Dem Geist im Vollgefühl des Lebens
Ist aller Willkür Macht ein Spott. —

Als Voß nach Jena kam, hatte er sein Ziel erreicht: er war ruhmvoll in der deutschen Literatur und von den geschmackvolleren Philologen anerkannt; er hatte seine Söhne zu hoffnungsreichen, gebildeten und braven Jünglingen erzogen; Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, „der Vater Eutins", hatte ihm eine lebenslängliche Pension zugesichert, die er, frei von jeder amtlichen Pflicht, in dem Lande seiner Wahl verzehren konnte. Aber schon gealtert, mit den Gebresten des Schulmannes und Schriftstellers behaftet, war er erst an dieses Ziel gelangt. Hinter ihm lag die idyllische Jugendzeit von Wandsbeck und die langen mühevollen Tage von Otterndorf und Eutin.

O, die wonnige Zeit in Eutin, umduftet von Jugend, Frühling und Liebe! die schönen Tage, wo er mit Claudius unter den schattigen Linden von Wandsbeck lag und für den Musen-Almanach dichtete. Der Musen-Almanach war damals seine einzige kümmerliche Nahrungsquelle, neben welcher er sich kühn und hoffnungsvoll seine Hütte zimmerte, um seine geliebte Ernestine heimzuführen. Dazu ermunterte ihn Claudius, der Wandsbecker Bote, der sinnige, originale und faule Schüler Hamann's, der voller Heimweh seine amtliche Stellung als Darmstädtischer Ober-Land-Commissär aufgegeben hatte, um wieder seine befreundeten Vögel im Wandsbecker Garten singen zu hören, als ein freier Dichter zu faullenzen und zu hungern, mit seiner Rebekka Kinder zu zeugen, Lieder für das deutsche Volk zu dichten und auf grobem Papier kostbar launige Briefe an seinen gelehrten Vetter zu schreiben. Das war ein harmlos freies Leben voll Naturgenuß und Familienfreude. Am Geburtstag der fernen aber ersehnten Ernestine erschien Claudius in Sonntagskleidern und Rebekka weiß gekleidet und man schwelgte gemeinschaftlich in Grütze und Kaltenhöfer Bier und abends holte der Bote noch einige Flaschen Wein aus Hamburg und es wurde pokulirt bis in die späte Nacht, bis der selige Asmus sein schlafendes Töchterchen auf den Rücken schnallte und, der Gattin mit der Laterne voraufleuchtend, heimkehrte, um beim Gesange der Nachtigallen den poetischen Rausch zu verschlafen. Als Ernestine endlich als Gattin eintraf, fand sie nichts als ein enges Stübchen, womit sich die Eheleute behelfen mußten, bis das bretterne Gartenhäuschen gebaut war. Da war aber eitel Freude und Liebe. Es wurde gedichtet und gesäet und die Kresse auf dem Gartenbeete prangte mit dem Namenszuge des erwarteten Erstgebornen, der nach seinem Pathen Stolberg, Vossens Jugendfreunde und Bruder in Klopstock, getauft werden sollte. In dem Hüttchen fehlte es auch nicht an Besuchen. Fritz Stolberg kam, der von Freiheit berauschte Graf, und Campe aus Hamburg; Klopstock, der unantastbare literarische Dictator, traf ein und brachte Lessing mit, der aber damals schon gebeugt war von Lebensmühen und Streitschriften und entkräftet vom herzoglichen Hungerbrote. Da gab es Freude und Leben in der kleinen Hütte und wenn die Stühle nicht ausreichten, so behalfen sich die Gäste mit Kasten und Brettern. Zuletzt erschien gar der tolle Basedow in der Rolle des Bürgermeisters von Otterndorf und prüfte den Candidaten Voß, der sich um eine Rektorstelle beworben hatte. Denn die Tage von Aranjuez waren nun vorüber und die Fa-

milienſorgen geboten, auf Nachtigallenſang und Lindengeflüſter zu verzichten und dafür nach Amt und Brot umzuſchauen.

Amt und Brot fand Voß in Otterndorf im hannöverſchen Lande Hadeln, und außerdem fand er dort Freiheit und man begegnete ihm mit Achtung. Die ſchlichten Marſchbewohner, die ſich noch ihre frieſiſche Unabhängigkeit bewahrt hatten und ihr Gemeinweſen ſelber regierten, ehrten ihren Rector und als ihm das alte, tief gelegene Haus nicht gefiel, bauten ſie ihm ein neues Wohnhaus auf einer Anhöhe. Von der Geiſtlichkeit hielt er ſich unabhängig und ſo konnte er frei ſchalten in ſeiner Schule, die ihm Mühe aber auch Freude machte. Die Natur in dem Marſchlande iſt eintönig, aber doch nicht ohne Reiz. Von den Deichen und von ſeinem Arbeitszimmer überſah Voß ein belebtes Flüßchen, auf welchem die Lebensbedürfniſſe für den Ort aus dem Sietlande herbeigeführt wurden und weiterhin reichte der Blick über die breite Elbe. Aber es fehlt an Bergen, Quellen und Wäldern, an Luft und Waſſer. Das in jenem Marſchwinkel herrſchende Quartanfieber, das auch Voſſens Familie befiel, vertrieb ihn aus ſeiner Stelle, aus dem Kreiſe der biederen Leute, unter denen er vier glückliche Jahre verlebt hatte.

In nächtlicher Stunde reiſte Voß mit ſeiner Familie von Otterndorf ab. Die dankbarſten ſeiner Schüler trugen die drei Knaben, einen ſchwer erkrankten, in das Schiff. Er fand in Eutin eine elende Wohnung in einer engen Gaſſe, die, wie die Höhle des Cyklopen, mit Miſt überſäet war. Wenn der Meiſter der ſieben freien Künſte und ſieben Sprachen die ſteile Treppe nach ſeinem Studirzimmer hinauf ſtieg, ſtieß er ſich den Kopf. Er ſehnte ſich bald wieder zurück nach ſeinem Marſchwinkel und ſeinem Garten, noch mehr nach den biederherzigen Menſchen, die er dort verlaſſen hatte. Denn auch die Leute in Eutin wollten ihm nicht recht zuſagen: er fand, daß der fürſtbiſchöfliche Hof, ſo klein er war, doch auch einen verderblichen Einfluß auf die Umgebung ausübte. Bald nach ſeinem Einzuge traf ihn ein tiefer Schmerz, der tiefſte, den ein Vaterherz treffen kann: ein blühender Zweig voll Hoffnung und Freude löſte ſich von ſeinem Lebensbaume — der erkrankte Knabe ſtarb in der dumpfigen Cyclopenhöhle. Voß ſah mit blutendem Herzen die Leiche des Lieblings, den er nach ſeinem Jugendfreunde Stolberg hatte taufen laſſen; dann trat er, die Bibel in der Hand, mit ſeinem bleichen, trockenen Antlitz vor die weinende Gattin und las mit feſter Stimme die Worte David's: „Um das Kind faſtete ich und weinte, da es noch lebte; denn ich gedachte: wer weiß, ob mir

der Herr gnädig wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es aber todt ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wiederum holen? Ich werde wohl zu ihm fahren, es kommt aber nicht wieder zu mir." Und dann stieg er wieder schwankenden Schrittes die enge Treppe hinauf, um über den Versen des Horaz die Pein des Lebens zu vergessen und die Bitterniß des Todes und die Opfer, die der freigeborne Geist dem kärglichen Broterwerb bringen muß.

Bald gestalteten sich die Verhältnisse in Eutin günstiger. Voß erhielt ein schönes Wohnhaus, am See gelegen, einen weiten Garten mit einem großen Birnbaum, von dessen blühenden Aesten die singenden Vöglein und summenden Bienen dem Dichter den Morgengruß durch seine Fenster schickten. Die Gegend von Eutin ist lieblich: voll grüner Wiesen, Fluren und Forste und reich an mäßigen Hügeln; die Zierde der friedlichen, anspruchslosen Stadt, die weder Mauern noch Thore hat, ist ein stattliches Schloß mit einem reizenden Garten. Auch hier hatte sich Voß vollkommene Freiheit in seinem Wirken als Schulmann bewahrt. Die Mußestunden waren so lieblich, daß er sich sogar eine Zeit lang von den klassischen Lyraklängen abwendete und dem orientalischen Cymbelklang lauschte und dem lieblich einschläfernden Geschwätz der Feenmärchen: er übersetzte die Märchen der tausend und einen Nacht. Allmälig gefielen ihm auch die Menschen: Fürst und Minister zeigten sich trefflich; edle und befreundete Männer fanden sich zum Besuche ein oder übersiedelten zu längerem Verweilen: Schulz, der Kapellmeister des preußischen Prinzen Heinrich, der Componist von Vossens Liedern und einer seiner innigsten Freunde; Büsch; Ebert; Baggesen; Niebuhr; der innig befreundete Brückner; Jacobi, der jüngere Bruder des Dichters; Gerstenberg, Cramer aus Kiel; der Jugendfreund Overbeck aus Lübeck; Schmidt von Lübeck; Nicolovius aus Berlin; der Geschichtsmaler Tischbein. Das herzlichste Verhältniß aber bestand zwischen Voß und der Stolbergschen Familie. Die Gräfin Agnes, ein reizendes anspruchloses Geschöpf, war Ernestinens Freundin geworden; die gemeinsamen Liebesmahle wurden ihr zu Ehren „Agnesschmause" genannt — sie bestanden in Pfannkuchen mit Lauch und Fritz Stolberg braute dazu den klassischen Trank nach griechischem Recept. Die Agnes hatte Voß schon als Braut besungen:

Siehe, wie lieblich
Kränzt um die Hügel Eutin's Fruchtbarkeit Hügel und Thal!
Siehe, wie Stolberg's Braut, geschmückt mit der Blume der Schönheit,

Dort in dem glänzenden Saal unter den Feiernden schwebt!
Eine Hirtin der Flur und im Hause der Fürsten bewundert,
Stolz wie der Tanne Wuchs, mild wie die Rose des Thals.
Sonnenschein ist ihr Lächeln und Frühlingsodem die Rede
Ihres Mundes, ihr Laut heller wie Nachtigallton.

Gräfin Agnes starb früh. Fritz Stolberg vergaß in den Armen einer anderen Gattin die in der duftigsten Blüte gefallene Rose; aber ein rührend schmerzliches Andenken bewahrte ihr die Vossische Familie. Ihr zum Gedächtniß hatte Voß im Eutiner See den „Agneswerder" geweiht, und jährlich im Frühjahr stand er mit seinen Knaben, den Spaten in der Hand, die geliebte Stätte zu erhöhen und mit frischen Pflanzen zu schmücken. Solche Arbeit war erwünschte Erholung, um den Schulstaub abzuschütteln; und gern legte er die eigene Hand an, neue Lauben zu pflanzen oder den Schlamm aus dem See zur Düngung des Gartens herbeizuholen.

Zuweilen ging es mit der ganzen Familie auf ländlichem Pfade nach Plön oder nach dem traulichen Ufer des Landsees Uklei oder nach Sielbeck zu froher Waldeslust. Eine größere Reise wurde auch zuweilen von Voß allein oder mit der Familie „sonnenwärts" unternommen, zum Vater Gleim in Halberstadt. Eine solche Fahrt schwebte dem geplagten Schulmanne immer wie ein Hoffnungsmorgenstern vor Augen und wie nach dem funkelnden Hesperus blickte er danach zurück, wenn er wieder heimgekehrt war. Denn in dem „Hüttchen" hinter der Halberstädter Domkirche ging es traulich und gemüthlich her, so recht nach Vossischem Sinne. Die Tanten stopften dem Gaste die Pfeifen und bereiteten ihm ein leckeres Mahl und ein schwellendes Lager unter dem Betthimmel. Es war eng aber doch bequem in dem Hüttchen, mit einem Anstrich von geringgeschätztem Reichthum, der sich nicht zeigen sollte und doch nicht zu verhehlen war. Und der alte Junggesell, wenn er in der schattigen Weinlaube neben seinen prächtigen Tulpenbeeten saß, plauderte so einfach und gemüthvoll; und das Herz ging ihm auf, wenn er seinem Freunde Voß die Hand drücken und seine Verse loben konnte. Zuweilen auch, wenn er diese Hand drückte, suchte er ein Röllchen Dukaten hineinzulegen, die der stolze Proletarier der geistigen Arbeit jedoch zurückwies; aber der alte Gleim ließ sich nicht abschrecken: wie Joseph den Brüdern aus Egypten, steckte er ihnen heimlich das Geld in den Reisesack und wenn sie in Eutin ihre Reisekleider auspackten, fanden sie ein silbernes Zuckerkästchen oder irgend ein anderes Kleinod, das ihnen in Halberstadt schon vor Augen gekommen war.

Auf einer solchen Reise nach Halberstadt besuchte auch Voß seinen mecklenburgischen Geburtsort und seine alten Eltern, die den berühmten Sohn mit stolzer Freude umarmten. Da kroch er mit seiner Ernestine durch alle Versteckwinkel seiner Knabenzeit und freute sich der altmodischen Hausgeräthe, die er in seinem Idyll „Luise“ verewigte.

Kleinere Ausflüge machte Voß oft von Eutin nach Hamburg, Lübeck, Dietmarschen und Kiel. Zuletzt gefiel es ihm so sehr hier, daß er Eutin für den „erträglichsten Erdwinkel“ erklärte und wiederholte Rufe nach Halle, Breslau, Altona und Kiel ablehnte.

So waren zwanzig Jahre verflossen. Das Haus in Eutin vereinsamte schier, denn die Söhne waren herangewachsen und studirten in Jena; seit Agnes' Tode war Bitterniß in den Kelch geträufelt, an dem er sich mit Stolberg so lange gelechzt hatte. In der Jugendzeit hatten sie zwar mit einander geschwärmt; Voß erzählt selber von einem Abend, den er in Göttingen mit den Stolbergs verlebt hatte: „Wir Drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es entstand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernst, daß wir in diesem Augenblick, ich weiß nicht, welcher großen Handlung fähig gewesen wären.“ — Die Jahre und die Lebensverhältnisse hatten aber diese Uebereinstimmung vermindert und schon im Jahre 1793 schrieb Nicolovius über das Verhältniß der beiden Männer: „Stolberg ist voll Eifer für das Christenthum, voll Liebe für den Adel, voll Verachtung gegen alle Weisheit, die vor oder außer dem Christenthum gefunden wird. Voß aber haßt den Adel und mag nur an griechischen Quellen seinen Durst löschen. Du kannst denken, wie jede Unterhaltung bei so verschiedener Denkungsart behutsam, schonend oder voll Streit und Bitterkeit werden muß. Du wirst auch wissen, daß solche Unterhaltungen das Drückendste und Unerträglichste auf der Welt sind.“ — Stolberg war endlich katholisch und intolerant geworden und diese Intoleranz erbitterte den Luthersmann, der, ohne es zu wissen, ebenso unduldsam war und den Freund der Jugend für verloren hielt, weil er nicht nach seiner Façon selig werden wollte. Ja, er fühlte damals schon, daß er aus höheren Rücksichten den Freund opfern müsse, daß er gegen sein geliebtes Haupt den Streich führen müsse, der allen aristokratisch-romantisch-pietistischen Dunkelmännern galt, welche in damaliger Zeit die katholische Gedankenunfreiheit wieder

in Kunst und Leben einführen wollten. Das gab böse Stunden und dazu kamen die Gebresten des Alters und die Ermüdung von der Arbeit. Der Ostwind, der ihm so lange Zeit wonnige Kühlung über den See zugeweht, erschien ihm nun mit einem Male tückisch und er beschloß, sich loszureißen von der Stätte, mit der er sich in Freud und Leid zusammengelebt, wo er sich schon das Grab bestellt und auch seine Grabschrift, „den Nachgesang für die Enkel" gedichtet hatte:

„Der Singer sang aus Freude gern,
Ein immer Wohlgemuther.
Am Nachtigallgebüsche fern,
Im Pappelschatten ruht er.
Nicht grünet unbesucht sein Grab.
Das Mägdlein bricht ein Blümchen ab,
Und saget sanft: Du Guter!"

Dies Nachtigallengebüsch und der Agneswerder lagen nahe am Eutiner Kirchhof. Hier ruhte auch Vossens Söhnchen, der Erstling auf der Begräbnißstätte. „Ich habe gefühlt, — schrieb Voß nach dem Tode des Kindes an Brückner, — ich habe gefühlt, was es sei, ein Kind zu verlieren, und das erste, den Theilnehmer alles Guten und Bösen, was ich mit meiner Ernestine erlebt habe! Er ruht jetzt in einer Kapelle, um diesen Frühling der Erstling des neuen Kirchhofs vor der Stadt zu werden, auf dem Sandhügel des kleinen waldbewachsenen Sees, an welchem ich auch einst zu ruhen wünsche. Dies ist jetzt mein liebster Spaziergang."

Auf dieser Sanddüne des Todes ruhte auch Ernestinens jüngerer Bruder, Rudolph Christian Boie, der Vossen als Conrector getreulich zur Seite gestanden hatte; ein körperlich leidender aber seelenvoll edler Mann, der in Jugendblüte starb. Voß suchte ihn in den letzten Stunden geistig vom Lager aufzurichten; er las ihm seine Lieder vor und der Sterbende reichte ihm und der Schwester die kalte Hand mit den Worten: „So viel Gutes haben wir mit einander genossen; so treu sind wir an einander gehangen. Nun wollen wir auch die letzten Stunden noch recht heiter sein." — „Wir haben ihn — schreibt Voß an Gleim — auf unserm schönen Kirchhof am kleinen See begraben und zwei Gräber für uns neben dem seinen gekauft. Die Kinder haben sein Grab mit Rasen belegt und Rosen und Frühlingsblumen darauf gepflanzt. Nun führt uns unser Lieblingsspaziergang immer dort vorbei." — Voß hatte Pappeln auf die geschlossenen Gräber gepflanzt und „wie oft hat er dort über Tod und Unsterblichkeit gesprochen!"

Auch diese Grabstätten, die geschlossenen wie die für sich und die Gat-

tin geöffneten, gab Voß auf. Nicht Jeder kann voraussagen, wohin der Tod seine Glieder säen werde. Voß sollte noch anderwärts Freude und Schmerz erleben. „Der Vater Eutin's“ bewilligte ihm die Pension und den Auszug. Voß hatte von Jena's milder Luft und schöner Lage gehört, auch weilten die studirenden Söhne dort. „Da die über Jena eingezogenen Erkundigungen — schreibt Ernestine Voß — alle genügend ausfielen und uns in Griesbach's Hause eine Wohnung angeboten wurde, in der Schiller mehrere Jahre gelebt hatte, so entschieden wir uns bald, uns vorerst dort niederzulassen.“

Im Jahre 1802 verließ Voß Eutin und traf in Jena ein. Er bezog mit seiner Familie das Griesbachsche Haus und lebte im herzlichsten Einvernehmen mit seinem braven Wirthe. „Für den Winter — schreibt er im December an seinen Freund Miller — sind wir hier sehr geborgen, denn wir leben mit Griesbach's wie Schwester und Bruder und haben nur abzuwehren, daß uns des Guten nicht zu viel geschehe.“

An diesen Aufenthalt in Jena knüpfte Voß anfänglich die besten Hoffnungen für seine körperliche Herstellung und geistige Erfrischung. „In diesem friedlichen schönen Thale — so schreibt er jenem Freunde — denk' ich die alte kränkliche Haut noch ganz abzustreifen und ein silberlockiger Jüngling wie Gleim zu werden.“

Bald bot sich das Haus in der Bachgasse zum Kaufe dar. „In dieser Zeit des ersten Auflebens — berichtet Vossens Gattin — kamen Vorschläge, ein Haus in der Vorstadt zu kaufen. Daß die Lage des Hauses durch den vorbeifließenden Bach feucht wurde, daran dachte Keiner. Die innere Einrichtung zog uns an, indem sie Bequemlichkeit mit hinlänglichem Raum auch für die Söhne vereinigte. Kräftiges Zureden auf der einen Seite, einen so wohlfeilen Kauf nicht fahren zu lassen, unterstützte unsre eigene Sehnsucht nach einem festen Ruhepunkt, wo Jeder einen bestimmten Wirkungskreis hatte. Kaum konnten wir selber daran glauben, so war das Haus schon unser und gab zu mancherlei Plänen Spielraum. Den Garten, welcher aus einem Akazienwalde bestand, versprach ein Landpfarrer zu säubern und zu ebnen, wenn wir ihm die Bäume überlassen wollten.“

Voß kaufte das Haus vor dem Johannesthor für 950 Thaler „leichtes Geld“ und nennt in einem Briefe an Nicolai diesen Preis einen „Spottpreis nach Eutinschem Maßstab“, fügt aber hinzu: „ich werde vielleicht noch vier bis fünfhundert Thaler darin verbauen, um nach

meiner Art köstlich zu wohnen und in die schöne Gegend umherzuschauen."

Im März 1803 ging der Bau von statten, den Ernestine beaufsichtigen half. „Meine Frau ist eben nach der Bachgasse gegangen, um nach den Arbeitern zu sehen," — meldet Voß an Miller. Die Söhne tapezirten das Haus, was, nach der Mutter Zeugniß „so gelang, daß der kunstfertige Meister nicht vermißt wurde." Noch im Frühling desselben Jahres wurde die neue Wohnung bezogen. „Wir pflanzen unsern Garten — schreibt Ernestine — und danken Gott, der uns ein so schönes Plätzchen beschied."

In diesem Jahre fühlte sich die Familie recht heimisch in dem neuen Wohnsitze, so daß Voß seinem Freunde Miller meldet: „Hier ist Manches, das anlocken will: ein schönes bequemes Haus, ein hübscher Garten mit einer trefflichen Rankenhütte, nahe Spaziergänge, mehrere Freunde in der Stadt u. s. w." — Dieses behagliche Befinden bewog ihn auch, im folgenden Jahre einen Ruf an die Akademie zu Würzburg mit den Worten abzulehnen: „Ich habe mein Haus eingerichtet, meinen Garten bepflanzt, meine Bücher gestellt, mein Klavier gestimmt. Aufbrechen und umziehen habe ich einmal erfahren und rücke ungern von neuem; meine Frau noch weniger. Also meinen herzlichen Dank."

Außer mit den Freunden in der Stadt, deren Voß oben erwähnt, stand er noch im nächsten Verkehr mit den Weimarischen Koryphäen.

Letzteren war Voß natürlicher Weise schon seit 1781 bekannt, wo er die ersten Proben seiner Uebersetzung des Homer gegeben hatte. Im Jahre 1788 hatte ihm Wieland einen enthusiastischen Brief über die Ilias geschrieben. Indessen war der Beifall, den Vossens Uebersetzungen fanden, im deutschen Publikum überhaupt, wie auch in dem Weimarischen Kreise, ein sehr getheilter. Man fühlte sich theilweise durch das bisher Unerhörte, durch das Ungewöhnte der Sprache wie der Form befremdet, ja abgeschreckt und diese Empfindung steigerte sich, als Voß, bestimmt durch seine Forschungen über den Hexameter und namentlich durch seinen endlich laut gewordenen Widerspruch gegen Klopstock, in den neueren Ausgaben der Odyssee und seiner früheren Idyllen den Einfluß einer auf die Spitze gestellten, eigensinnigen Theorie geltend machte; denn was in den früheren Werken noch poetisch, flüssig und schmeidig erschienen war, wurde in jenen späteren Bearbeitungen schonungslos beseitigt, um zu zeigen, wie weit sich der deutsche Hexameter dem antiken Versmaße nähern ließe.

Bei diesem zum Theil ungünstigen Urtheile, welches dem Verfasser nicht unbekannt geblieben war, bedurfte es eben der biederen und muthigen Tüchtigkeit und Ueberzeugung, wie sie in Vossens Charakter lag, um sich unbefangen in den Weimarischen Kreis zu begeben. Auf seiner Reise im Jahre 1794 machte Voß einen Abstecher nach Weimar. Er wollte — wie der Mexikaner sagt — „den Stier bei den Hörnern anfassen." Er wurde von den Männern, denen er sich ebenbürtig schätzte, mit warmer Freundlichkeit aufgenommen. Goethe, Herder, Wieland, Böttiger und Knebel wetteiferten, ihm die gastliche Tafel zu bereiten und sich von ihm, dem bewährten Forscher des Homer, belehren zu lassen. Bei Tische oder beim Spaziergange in den fürstlichen Gärten erklärte er ihnen die Karte der Odyssee und die Reisen des Odysseus und verdeutlichte ihnen die Regeln seiner Sylbenmessung, nicht ohne seine eigene Verwunderung, daß seine Zuhörer noch so unklar über den Hexameter waren. „Sonderbar war mir's, — schreibt er — daß Dinge, die unter den Schuhen abgetragen schienen, noch als neu eines Beweises bedurften."

Hic Rhodus, hic salta! mochte Herder denken, als er dem Gaste seinen Homer überreichte und ihn aus der Odyssee vorzulesen bat. Es folgte ein einhelliger Beifall. Goethe, der, wie Voß meldet, „so aufgeräumt war, wie man ihn selten sah," drückte ihm die Hand „für einen solchen Homer"; Herder äußerte: diese Melodie des Hexameter und diese Deutlichkeit der Sprache hätte er nicht erwartet; Wieland, dem das ganze Herz aufgegangen war, versicherte: Voß hätte ihn jetzt belehrt und er begriffe nicht, wie er ihn hätte verkennen können; von ihm müsse man erst lernen, wie Homer gelesen werden müsse. — Wieviel von diesem Beifall der gastfreundlichen Höflichkeit zuzuschreiben war, läßt sich nicht ermessen; doch erklärte Wieland schon im nächsten Jahre in seinem deutschen Merkur, Vossens Uebersetzung des Homer wäre undeutsch und zu ängstlich; die Odyssee besonders stände der älteren weit nach. —

Vossens Verhältniß zu den Weimarischen Freunden erneuerte sich lebhaft mit seiner Uebersiedelung nach Jena.

Knebel, dessen Mitbürger er jetzt geworden, äußert sich anerkennend über ihn, obgleich er früher, in Bezug auf den verdeutschten Virgil an Böttiger geschrieben hatte:

„Was der mantuanische Schwan in die Saiten gesungen,
Tönet er augenblicklich ihm nach auf nordischem Hackbrett."

„Ich dächte, — schreibt Knebel's Schwester — sein Umgang müßte Dir

in Jena angenehm sein. Sein Verhältniß mit den griechischen Musen giebt ihm Heiterkeit und sein Gesicht hat einen angenehmen Ausdruck." Knebel erwidert darauf: „Voß ist enger in seiner Kritik als Jacobi, mehr Philosoph und Schulmann, aber doch brav, in Kenntnissen und Charakter."

„Goethe — schreibt Ernestine Voß — besuchte uns gleich, als wir im Griesbachischen Hause eingezogen waren." — Er kam auch in die Bachgasse, brachte der Frau Sämereien für den Garten; spät des Abends erschien er zuweilen mit der Laterne in der Hand, in seinem blauen Mantel, den er aus der Campagne aufbewahrt hatte. Seine stille uneigennützige Wohlthätigkeit bewährte Goethe auch an Voß: er verschaffte ihm allerlei Emolumente und wirkte dahin, daß sein Sohn die Stelle eines Professors am Weimarischen Gymnasium erhielt. Nicht ohne Rührung kann man lesen, wie der jüngere Voß in dem Goetheschen Hause die Stelle eines Sohnes erhält, wie ihn der Altmeister im vertrautesten Kreise neben sich sitzen und an belehrenden und erhebenden Gesprächen theilnehmen läßt, wie der Jüngling dem väterlichen Freunde das Herz öffnet und von Jenem die Lehren der Tugend, die Ermunterung zum edelsten Aufstreben empfängt, so daß er mit vollem Rechte später, als er der Führung des liebevollen Weisen entrückt war, sagen konnte: „Weimar ist eine heilige Stätte für mich."

Herder, Schiller und Wieland stellten sich zu wiederholten Besuchen bei Voß ein. „In Weimar — schreibt dieser im October 1803 an Miller — bin ich seit dem ersten Besuche im vorigen Herbste nicht wieder gewesen; aber Goethe öfters bei mir, und neulich auch Schiller auf längere Zeit. Beide gefallen mir, der Letzte vorzüglich als Mensch. Herder hat mich ein Mal besucht und mein Herz nicht erobert." — An den Herzog von Oldenburg meldet er zu gleicher Zeit: „Meine Freunde besuchen mich in unserer Bachgasse; auch Schiller zuweilen, häufiger Goethe, der hier Wochen lang sich aufhält."

Die neue Wohnung in der Bachgasse bot indessen dem kränklichen Manne auch manches Ungemach. Der Bach, welcher durch die Straße floß, machte das Gebäude feucht, wodurch Vossens rheumatische Leiden immer aufs Neue genährt wurden; die Unruhe des Bauwesens ließ sich nicht schnell genug abstellen; dazu kam die träge Schwäche und Bequemlichkeit des alten Stubengelehrten, der am Besteigen der Jenenser Berge kein Behagen mehr fand und sich am liebsten auf sein Haus beschränken mochte. Das kleine Jena mit seiner kindischen Studentenunruhe und seinen lächerlichen Professoren-Intriguen war überdies dem

Einsiedler von Otterndorf und Eutin viel zu weltstädtisch; es steckten aus diesem Neste gar zu viele verschiedenartige Vögel ihre erleuchteten Köpfe und was sie zwitscherten, stimmte nicht immer überein und dieses unharmonische Gezwitscher war einem Manne wie Voß, der nur an dem friedlichen Werke der Menschheit zu schaffen gewohnt war, ein störendes, nervenüberreizendes Geräusch. In unserer Zeit, wo man von dem dahinsausenden Rumpelwagen der Weltgeschichte solchem stillen Arbeiter für die Menschheit nur mit mitleidigem Lächeln in sein stilles Kämmerchen schaut, wo unsere ephemeren Feuilleton=Artikel neben fulminanten Kammerreden erscheinen und mit diesen gemeinschaftlich in dem Makulaturkorb begraben werden und wo die gelesensten Autoren gerade in den Hauptstädten der Welt unter dem Parteilärm der Politik und dem Straßengetöse des Pöbels arbeiten — in unserer Zeit werden auch nur Wenige das schmerzliche Aufseufzen eines solchen ruhebedürftigen, hypochondrischen Gedankenarbeiters verstehen.

„Mich neckt unaufhörlich der Rheumatismus mit fliegenden Schweißen und geschwollener Backe," — schreibt Voß an Wolf in Halle. „Dazu Unruhe von Bauleuten im Hause, ungewohntes Gesinde und vor allen Dingen Sehnsucht nach Häuslichkeit, die jeden Spaziergang scheut, eine leibliche Schwester der Trägheit." — Umständlicher noch äußert er sich zu seinem Freunde Miller: „Ich fühle mich unheimisch und leide an Erkältungen nicht weniger als in Eutin. Dabei so manches Unangenehme, das die Nähe einer Akademie und einer Residenz mit sich führt. Mich wird in Jena wohl schwerlich eine Muse anlächeln; hier gedeiht nur trockene Gelehrsamkeit und Metaphysik, wovor mich Apollo bis jetzt bewahrt hat und ferner bewahren wird. Jetzt hört man nichts als Gespräche über Wegziehen und Verödung, und alte und neue Literaturzeitungen, mit allem Widerwärtigen der Leidenschaft untermischt."

Von literarischen Arbeiten, welche Voß in Jena fertigte, sind nur mehrere Programme und Rezensionen für die Jenaische Literaturzeitung, u. a. die Anzeige der Heynischen Ilias zu nennen; auch an der Neuen allgemeinen Literaturzeitung, welche 1804 nach Schützen's Abgange entstand, nahm er thätigen Antheil.

Im Jahre 1804 unternahm er eine Reise nach Ulm zu seinem Jugendfreunde, dem Professor Miller, dem ehemaligen Haupte der empfindsamen Romandichter, dem schwärmerisch langweiligen Autor der Klostergeschichte „Siegwart." Mit ihm, dem Bruder in Klopstock, war Voß in beständigem geistigen Verkehr geblieben und eine Reise nach Ulm hatte schon in früheren Jahren wie ein reizendes Bild der Hoffnung vor

seinen Augen gestanden. Voß verlebte in Ulm fröhliche Tage voll jener Jugenderinnerungen, die mit des Menschen Hang zum Leben in engster Verbindung stehen und die er, gleichsam um sich zu verjüngen, in die gealterte Gegenwart fast mit derselben Eitelkeit zurückruft, mit welcher eine betagte und verfallene Schöne eine lügnerische Jugendschminke auf die Runzeln streicht; jener Jugenderinnerungen, zu denen wir mit gleichem Behagen wie zu den funkelnden Sternen oder den unmerklich fortschwebenden silbernen Flockenwolken aufschauen, weil sie, wie diese, dem schmutzigen sorgenvollen Erdentreiben entrückt sind und dem Blicke durch die Ferne verklärt erscheinen.

Körperlich gekräftigt und das Herz mit einem frohen Erlebniß bereichert, kehrte Voß im October 1804 nach Jena zurück und fand Alles dort im alten Geleise; von seinen Weintrauben bekam er aber nichts mehr zu kosten. „Meine eigenen Trauben, die an dem Hause vor meinem Fenster hinaufranken, — schreibt er an Miller — hat man in unserer Abwesenheit gelobt, uns aber keine Proben zurückgelassen.“

Diese harmlose Klage fiel mir ein, als ich vor meinem Eintritt in das Vossische Haus die belaubten Weinspaliere betrachtete, welche noch heute, wie damals, die Vorderseite des braunen zweistöckigen Gebäudes überziehen. Das ganze Haus ist fast noch in gleichem Zustande erhalten wie zu Vossens Zeit. Nach Jenem wurde es vom Legationsrath Dr. Weller bewohnt; gegenwärtig ist der Professor Schleicher der Eigenthümer und Bewohner desselben. Letzterer hat das Besitzthum, wie er mir sagte, für 3,000 Thaler erstanden, also etwa um den dreifachen Preis, welchen Voß vor einem halben Jahrhundert dafür zahlte.

Der bekannte Jenenser Gelehrte, der mich freundlich empfing, ist ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann von gebräunter Gesichtsfarbe, mit knapp geschorenem Hauptthaar, kurz und bündig in seiner Ausdrucksweise. Als ich, während er mich bereitwillig durch die verschiedenen Räumlichkeiten geleitete, mein Befremden äußerte, daß er das unbedeckte Haupt so ohne Bedenken der Zugluft aussetzte, erwiderte er in trockenem Tone: „Das schadet mir nicht; ich bin daran gewöhnt; auch wasche ich mir täglich den Kopf, damit er mir nicht von Anderen gewaschen werde.“

Herr Professor Schleicher, der früher längere Zeit in Prag ansässig war, versicherte mir, daß er sich in diesem Haus überaus behaglich, in Jena überhaupt glücklicher fühle, als dies in irgend einer größeren Stadt möglich sein könne. Das Haus sei ihm auch wegen des

Andenkens an den edlen Voß theuer. Dabei bemerkte er, daß er erst durch einen Aufsatz von Düntzer im Morgenblatt auf Vossens Briefe aufmerksam gemacht worden sei, an den Letzteren sich aber wahrhaft erbauet habe. Auf dieser Lektüre beruht auch der Vermerk, welcher gedruckt und unter Glas und Rahmen gefaßt, in des Professors Zimmer hangt, lautend: „In diesem Hause und in dem anstoßenden Garten weilte in den Jahren 1803—1805 häufig Goethe. Im Jahre 1803 war hier auch öfters Schiller. In demselben Jahre war Herder in diesem Hause. Haus und Garten war in den Jahren 1802—1805 Eigenthum von Johann Heinrich Voß."

Die ungewöhnliche Orthographie, welche sich in jenen wenigen Zeilen kundgab und den Utilisten verrieth, ließ mich auf einen rücksichtslosen, originalen und reformatorischen Geist schließen und ich wunderte mich schier, daß der Herr Professor in dem klassischen Hause Alles auf dem alten Fuße gelassen hatte. Im Garten erst überzeugte ich mich, daß es doch so ganz ohne gewaltsame Reformen nicht abgegangen war. Wie an die lang aufgeschossenen unnützen Dehnungszeichen unserer deutschen Rechtschreibung hatte der Professor auch an die alten Bäume in Vossens Garten die Axt legen lassen. Er vermuthete, — ich weiß nicht aus welchem Grunde — jene Bäume seien durch Schiller, der sich doch nur wenig auf Gartenwesen verstanden, gepflanzt worden; zu seiner eigenen Einrichtung — fuhr er fort — hätten sie nicht gepaßt und seien deswegen beseitigt worden. Es ist nur ein alter hoher und derb ausgebildeter Akazienbaum in der Nähe des Wohnhauses stehen geblieben, der vermuthlich noch aus Vossens Zeit herrührt. Mit Ausnahme der bäuerlichen Viertheilung der Blumen und Fruchtbeete, die ebenfalls von Schleicher angeordnet worden, ist der Garten im Uebrigen noch in seinem früheren Zustande erhalten und sauber gepflegt.

Nach dem Garten hinaus lag Vossens Arbeitsstube, jetzt die Kinderstube, — „das Kinderställchen," wie Herr Schleicher sich ausdrückte. Die Aussicht über die Straße in die Ferne war früher ganz frei und ist erst seit dem Besitz des gegenwärtigen Eigenthümers mit gegenüberliegenden Häusern verbauet worden. Wenn Voß selber dies erlebt hätte, würde er es gewiß ebenso „schändlich" gefunden haben, wie Schiller es fand, daß man ihm die Esplanade verbaute; — welches Recht hat das banale Welttreiben, einem Arbeiter im stillen Reiche der Humanität das Stückchen Erdenraum, das er mit seinem schwachen Auge überschauet, durch Mauern von seinem Blicke abzusperren, ihm

Sonnenlicht und Luft zu rauben und seine heilige Klause in ein Gefängniß zu verwandeln? Aber der Industrialismus unserer Zeit wird dagegen erwidern, daß jene Humanitätsapostel in die Wüste ziehen mögen, wenn ihnen das Wachsthum der Städte, der Nervenknoten unsers Culturlebens, zuwider ist; — die Esplanade gilt jetzt für eine Prachtstraße Weimar's und möglicher Weise wird die Jenenser Bach=Gasse dereinst auch eine solche Prachtstraße werden. Seit Vossens Zeit hat sich Jena merklich genug verändert und Professor Schleicher äußerte nicht ohne Unwillen, daß der Sinn fehle, das Alterthümliche und Charakteristische der früheren Zeit auch nur in monumentaler Bedeutung zu erhalten; man beabsichtige jetzt, die alten verfallenen Mauerthürme, die wegen des erhöhten Pflasters nur noch zur Hälfte sichtbar sind, völlig niederzureißen. Diese Mauerthürme verliehen ehemals der Stadt ein castellartiges Ansehen; überdieß umgab ein Graben die ganze Stadt, derselbe, welcher die damals viel tiefer liegende Bach=Gasse in der Mitte durchzog.

Die Aussicht, welcher Voß aus seiner Wohnstube genoß, war köstlich und reichte über den Hainberg bis nach der Leuchtenburg; jetzt hat man vom Vossischen Hause diese Aussicht nur noch vom Bodenraume. Herr Schleicher führte mich dort hinauf und öffnete eine Fallthüre nach dem Dache, so daß ich, unbehaglich vom Winde umweht, mich während weniger Augenblicke der schönen Landschaft erfreute, an deren Reizen sich der alte Freund des Odysseus unablässig in seinem Zimmer ergötzen konnte.

Der halb greise Hexameter=Vulcanus mit dem ernsten, sanften Blick und der freien Stirn, bekleidet mit dem blauen zugeknöpften Rock von stets unverändertem Zuschnitt und dem niedrigen breitkrämpigen Hute, in der Hand den mächtig langen Stab führend — der klassische Verseschmied wandelte nach der Ulmer Reise nur noch kurze Zeit in Jena. Die Naturreize Süddeutschlands, nach denen er sich schon aus seinem Marschwinkel ahnungsvoll gesehnt hatte, heimelten ihn mehr an als das Jenenser Thal; das mildere Klima des Neckarthales ließ eher Genesung von den rheumatischen Gebresten hoffen; vielleicht auch, wie die Schiffsratten den Untergang des Fahrzeugs ahnen, empfand der alte Idealist in seiner instinctiven Abneigung gegen das wüste und blutige Maschinenwesen der Weltgeschichte ein warnendes Vorgefühl von der schrecklichen Katastrophe, welche sich schon nach einem Jahre in dem weiten blühenden Saalthale, dem zu Völkerschlächtereien ge=

eigneten Tummelplatz, entscheiden sollte: — Voß folgte dem Rufe des Großherzogs Karl Friedrich von Baden zu einem unabhängigen akademischen Ehrenamt; er verließ im Sommer 1805 Jena und übersiedelte als badenscher Hofrath und Akademiker nach Heidelberg.

In seinem Verhältniß zu Goethe soll schon vor seiner Abreise eine Spannung eingetreten gewesen sein; wie Einige behaupten, durch Vossens Mißtrauen, welcher böswilligen Einflüsterungen Gehör schenkte und Goethe's biederen Freimuth so wenig kannte, daß er argwöhnte, des Freundes offen ausgesprochene lobende Beurtheilung seiner literarischen Leistungen sei nicht ehrlich und redlich gemeint. Der jüngere Heinrich Voß vermeldet nichts von diesem Umstande, sondern erzählt, daß Goethe von dem Abzuge seines Vaters schmerzlich betroffen worden sei, daß er sich sogar zürnend geäußert: Verluste anderer Männer, wie Schiller's, hätte er leichter ertragen, weil das Schicksal sie so gefügt, Vossens Entfernung sei aber Menschenwerk. Wie nicht undeutlich aus den Briefen des Heinrich Voß hervorgeht, gestaltete sich nach des Vaters Abgange auch sein eigenes Vernehmen mit Goethe weniger herzlich, als es bis dahin gewesen war.

Johann Heinrich Voß verlebte in Heidelberg noch ein und zwanzig Jahre eines glücklichen Greisenalters, voll Ehre und Freude, wenngleich auch nicht ohne bitteren Schmerz (es starb ihm einer seiner begabtesten und edelsten Söhne). Er wohnte dort, wie er schreibt, ohne Sehnsucht nach Jena oder Eutin, ländlicher als in Eutin, unter einem Himmel, der seinen Garten mit balsamischen Trauben und frei wachsenden Melonen segnete. Einen hohen Werth erhielt dieser Wohnsitz für ihn noch durch die Nähe des Donauthales und die Leichtigkeit, seinen Grenznachbar, den letzten Treuen des Göttinger Bundes, seinen Jugendfreund Miller besuchen zu können. „Der Schüler der blinden Heiden und der unnützen Musen" — wie er sich selber im Scherze nennt — wohnte in einer ehemaligen Synagoge, sein Garten lag auf dem Schutte eines niedergerissenen Franziskaner=Klosters. Unter solchen Trophäen und heiterem Himmel — spricht er hoffend aus — werde seine alte Lust an Arbeit und Gesang jugendlich zurückkehren. Fleiß und Musengunst verließen ihn auch wirklich nicht bis an das Ende seiner Tage. Wenn es noth that, schwang er auch von seinem Altan auf der Höhe des Treppenthurmes mächtiglich die Fackel der Wahrheit, daß die Funken stoben und sein zürnendes Greisenantlitz in dräuendem Glanze leuchtete: wie da geschrieben stehet in der Jenaer Literatur=Zeitung vom Jahre

1804, wahrscheinlich von Johann Wolfgang Goethe: „Wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen Den, der Alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte, dann tritt Voß mit Macht und Gewalt auf und kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Dasein.“

Der Hainberg.

Von Vossens Hause geht man die Bach-Gasse hinunter, über die Engelbrücke und schreitet auf dem Fahrwege bergan, bis man ins Freie gelangt; hier zieht sich dicht am Felsrande ein Fußweg nach einer rechts gelegenen Höhe, deren Gipfel ringsum mit Akazienbäumen bepflanzt ist. Diese Höhe ist der Hainberg, auch Galgenberg genannt, weil hier vormals die Uebelthäter hingerichtet wurden. Es war ein Antrieb der Grausamkeit, welche der mittelalterlichen Gerechtigkeitspflege anhaftete, daß man die Richtplätze auf Berge mit schöner Rundsicht verlegte, um dem Delinquenten das Scheiden noch schmerzlicher zu machen.

Der Hainberg bildet den schönsten Punkt im Saalthale auf der linken Uferseite und war ein Lieblingsaufenthalt Schiller's. Kehrt man den Blick nach Jena hin, so liegt zur rechten Hand die waldige Gegend von Kahla mit der Leuchtenburg, Burgau und darüber die Lobeda-Burg, gerade hinter Jena der Hausberg und das Ziegenhainer Thal; zur Linken der Jenzigberg und das Gembden-Thal, die Kunitzburg, in weiterer Ferne die Dornburg und westlich davon der Landgrafenberg mit dem weiten Jenenser Schlachtplan. Wendet man den Blick in entgegengesetzter Richtung südwärts, so überschauet man den Jenaischen Forst und das Dorf Lichtenhain und weiterhin das Triesnitzer Wäldchen.

Das Letztere erreicht man auf der südwärts führenden Straße nach Winzerla, welches nur eine Stunde weit von Jena entfernt ist. Der nahebei gelegene Rotheberg bietet eine prachtvolle Aussicht dar. Zwischen dem Wäldchen und dem gegenüber liegenden Johannisberg öffnet sich das Thal nach Rudolstadt, aus welchem im Hintergrunde das Bergschloß Leuchtenburg sich malerisch auf kegelförmigem Gipfel zeigt. Im Vordergrunde liegt das weite Lerchenfeld, durch welches

eine Reihe Weidenbäume nach der Landstraße führt; zur rechten Hand erschauet man die üppig fruchtbaren Vorhügel des Landgrafenberges, an dessen Fuße sich der einsame Philosophen-Gang hinzieht.

Der Weimarische Hof feierte manches fröhliche Fest in diesem Wäldchen und Knebel schreibt u. A. im Jahre 1808 an Goethe: „Vor nicht langer Zeit feierte unsere sämmtliche Herrschaft das Fest des Frühlings auf unserer Triesnitz, wo eine ziemlich allgemeine Heiterkeit herrschte.“

Im Triesnitzer Wäldchen ist eine an Festtagen sehr besuchte Wirthschaft. Hier findet sich auch noch ein alter schattiger Baum, unter welchem Goethe und Schiller zu sitzen pflegten.

Schiller's Gartenhaus.

Wenn man, von der Grietgasse kommend, den Engelplatz, im südlichen Theile der Stadt, überschreitet, so erblickt man an der Ecke des nächsten links abzweigenden Gäßchens, des Mönchgäßchens, ein stattliches Haus, das jetzige Schömannsche, welches bis zum Jahre 1848 der Professor Eichstädt, der Redacteur der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" bewohnte. Geht man die enge Gasse hinunter, an Gartenzäunen vorüber, so gelangt man an ein zur rechten Hand gelegenes schmales zweistöckiges Haus, welchem ein anderes Gebäude mit einem thurmähnlichen Kuppelaufsatze angefügt ist. Das angefügte Gebäude ist die von Karl August erbaute großherzogliche Sternwarte mit dem moteorologischen Institut; das ältere Häuschen ist das Gartenhaus, welches nebst dem Garten Schiller im Jahre 1796 nach dem Tode des Professors Schmidt für 1150 Thaler kaufte.

Dieses Häuschen bezog Schiller am 2. Mai 1797 und verbaute noch 500 Thaler, um ein Bad und eine Küche einzurichten. Goethe, der damals im Schlosse zu Jena wohnte, nahm lebhaften Antheil; er führte sogar oft die Schlüssel zum Garten, um in Abwesenheit Schiller's oder seiner Gattin die Tischler und anderen Bauleute zu beaufsichtigen. In diesem einsamen, von Gärten umschlossenen Asyl hat Schiller sich mehrere Jahre lang wohl und heimisch gefühlt und noch, nachdem er schon seinen Wohnsitz nach Weimar verlegt hatte, brachte er hier mehrere Sommer zu.

Gegenwärtig wird das kleine Gebäude nur von dem Hauswart bewohnt. Eine freundliche Frau öffnete mir die Thür und gestattete mir die Besichtigung der Räume, die aber nichts mehr enthalten, das an den Aufenthalt des großen Dichters und Denkers gemahnen könnte.

Die Vorliebe des Dichters für dieses auserwählte Heiligthum be-

greift nur ein groß- oder gar weltstädtischer Literat, der unter dem hirnpeinigenden Gehämmer des Straßenverkehrs und dem Gepolter pöbelhafter Hausgenossen seine geistige Arbeit verrichten muß. Der Garten liegt ziemlich hoch, am Rande eines Bodengebietes, welches über das Thal des kleinen Leutraflusses vorspringt. Vom Garten aus hat man jetzt, des emporgewachsenen Baum- und Strauchwerks wegen, nur eine beschränkte Aussicht. Schiller erblickte jedoch von seinem oberen Wohnzimmer und noch besser von dem Häuschen mit der Zinne, welches er in der südlichsten Ecke des Gartens anlegen ließ, das grüne Thal der über Kieselgrund hinrauschenden Leutra, das prachtvolle Saalthal, den durch Gebüsche sich weithin schlängelnden Strom und die gegenüberliegenden weißgrauen Felsen.

In jenem Zimmer fanden häufige Unterredungen mit Goethe statt über die Arbeiten zum neuen Musen-Almanach, über das Wesen des Epos und des Drama, über die Kraniche des Ibykus; Schiller sprach hier seine bewundernde Anerkennung aus über die naturgetreuen Schilderungen in „Wilhelm Meister"; Beide äußerten sich schier verwundert über die unerwartete Wirkung der „Xenien" und faßten den Vorsatz, sich nach jenem tollen Wagstück nur noch großer und würdiger Kunstwerke zu befleißigen.

Hier entstanden Schiller's unsterbliche Balladen und Romanzen, herrliche Nachkommen der alten Heldenlieder: der Taucher, der Handschuh, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer, der Kampf mit dem Drachen; — alle edel gebildet, lebensmuthig, lichtspendend, ergreifend, eindringend in des Volkes Mund und Herz. Hier wurde auch der Wallenstein geschaffen, jenes grandiose Werk, mit welchem der Dichter sich schon lange beschäftigt hatte, ohne mit sich über die Form einig zu werden, immer noch hoffend auf die Hand, welche ihn hineinwürfe. Diese Hand war Goethe's.

Wie in dem Gartenhause so Mancherlei zum Zweck der Balladendichtung studirt werden mußte: Schweizer Sagen, St. Foix' Essay, die Geschichte des Johanniterordens, die Fabeln des Hyginus, Herodot und Plutarch — so erforderte auch der Wallenstein neben der dichterischen Begeisterung die angestrengteste Thätigkeit des contemplativen Denkers. An derselben Stätte, wo jetzt die Jenenser Astronomen den Wandel der Sterne beobachten, machte auch Schiller Studien in alten mythologisch-astronomischen Schriften, Uebersetzungen aus dem Hebräischen, in Chronodistichen und Anagrammen, um Seni's und Wal-

lenstein's Glauben an die Wahrheit der Gestirne zu charakterisiren, um die zwölf Häuser des Himmels und ihre Ecken voll Weisheit kennen zu lernen, um das astrologische Motiv zu bestimmen, wodurch der Abfall Wallenstein's eingeleitet und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden solle. Lange schwankte er, ob er das astrologische Zimmer oder ein anagrammatisches Buchstaben-Orakel zum Symbol nehmen sollte, bis er sich auf Goethe's Rath für das astrologische Motiv entschied.

Bei dem Plan und der Ausführung des Wallenstein war Goethe überhaupt auf die hülfreichste Weise betheiligt; er hatte vorher gesagt, „das Stück würde dem Autor und dem deutschen Theater wohl bekommen." „Schiller lebt in seinem Garten recht heiter und thätig; — schreibt er im Juni 1797 an Meyer — er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht." Fortan förderte er das Werk, indem er die Hand zu gegenseitigen Mittheilungen bot, indem er Schiller von der poetischen Prosa abwendete, ihn zu einer rythmischen Behandlung bewog und ihn — wie Dieser selbst gestand — mit einem epischen Geist erfüllte, um dem prosaischen Stoffe eine poetische Natur zu verleihen; um den Freund zu ermuntern, versicherte er wiederholentlich, daß er vom Wallenstein die beste Hoffnung hege; er ging bereitwillig auf die Oeconomie des Stücks ein; er besorgte Inserate und Recensionen und veranstaltete die theatralische Aufführung. „Sie werden selbst erst finden, — schreibt er endlich an Schiller — wenn Sie die Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an."

Im Jahre 1799 übersiedelte Schiller nach Weimar und damit gestalteten sich auch seine Lebensverhältnisse anders. In die Stelle seines vielseitigen Verkehrs mit den Jenenser Gelehrten trat nun der beschränktere Verkehr mit dem Weimarischen Kreise, der freilich durch Goethe's unmittelbare Nähe einen überreichen Ersatz bot. Obgleich Schiller aber dem Hofleben fast gänzlich fern blieb, war doch nun eine größere Annäherung an den Herzog nicht zu umgehen. Daß eine eigentliche Spannung zwischen Beiden stattgefunden, ist nicht bekannt. In einem Schreiben an den Geheimrath Voigt, das freilich einen amtlichen Charakter hat, äußert Schiller im Gegentheil: „Wenn ich unserm Herzog auch nicht so viel schuldig wäre, als ich ihm wirklich bin, so möchte ich mir doch keinen besseren Herrn wünschen. Sagen Sie unserm gnädigsten Herrn, daß er zwar tausend brauchbarere Diener hat als mich, aber gewiß keinen dankbareren und keinen, der herzlicher an ihm hangt

als ich." Von Seiten des Herzogs sind dagegen Aeußerungen bekannt, aus denen hervorgeht, daß der gnädige Herr, wahrscheinlich in jener Anmaßung, welche von hoher Geburt unzertrennlich scheint, sich dem großen Dichter und Denker auch geistig überlegen zu sein dünkte. So tadelte er die „Jungfrau von Orleans" und äußerte sein Mißfallen, daß Schiller nicht die Stoffe, die er zu seinen Dramen wählte, zuvor seiner Begutachtung unterbreiten wollte. Auch durch die volksthümliche Wirkung, welche das Stück bei seiner Aufführung in Leipzig ausübte, durch den begeisterten Beifall der Herzen des Volkes ließ sich der hohe Herr nicht in seiner absprechenden Kritik beirren und gestand endlich in einem Briefe an Goethe den Grund, weshalb er das Stück für die Weimarische Bühne ablehnte: „Caroline (Jageman) ist mir zu lieb, als daß ich ihr schönes Talent so zwecklos und ihr nachtheilig hier gezwungen sehen möchte." Bezüglich der Communion in Maria Stuart gab er Goethen den Auftrag, dafür zu sorgen, daß nichts Anstößiges dabei vorkäme, indem er hinzufügte: „Ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonst ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neueren Dichtungen darauf ankommt, einen Effekt, wenigstens einen sogenannten hervorzubringen und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuhörers zu rühren."

In Bezug auf die „Braut von Messina" schreibt der Herzog an Goethe: „Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen; er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihm nur die Erfahrung wird absitzen helfen; aber Eines sollte man ihm doch einzureden suchen: das ist die Revision der Verse, in denen er sein Werk geschrieben hat; denn hier und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor, dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und endlich solche Wortversetzungen, die poetische Förmelchen bilden, deren Niederschreibung auf Pulverhörner gar nicht unpassend gewesen wäre." — Der Herzog läßt sich dann noch weiter aus über die „bilderreiche Schwülstigkeit, mit welcher der Chor den Zuschauer von einer Scene zur andern sehr langsam führt."

Wir, die wir die hinreißende Wirkung der Braut von Messina kennen und an dem Chor gerade die Kraft des Worts und Gedankens, im Gegensatz zum gewöhnlichen Opernchor bewundern, die wir vollends

uns nicht vorzustellen vermögen, daß unserm Schiller jemals die Worte und Gedanken gefehlt und er in Ermangelung derselben, in seiner „göttlichen Unverschämtheit“ unwürdige Mittel gewählt habe, um „sogenannte Effekte“ zu erzielen, — wir, die wir an eine solche Fratze unsers edlen Schiller nicht glauben können, müssen vielmehr Boisserée Glauben schenken, der einmal über den Herzog urtheilte: „Man sieht in seinem Wesen gleich die wohl bekannte preußische Militair-Genialität, mit allerlei europäischem Bildungswerk bunt verbrämt.“

Wenn der alte Goethe solche Zeilen seines Freundes und Gönners gelesen, mochte er dieselbe Miene gemacht haben, die er gewöhnlich zeigte, wenn er eine stallmeistermäßige Bemerkung aus dem Munde seines Großherzogs zu hören bekam. „Er stand — schreibt Boisserée — steinern wie ein Medusenbild daneben und ließ die durchlauchtige Weisheit auf sich beruhen.“ Wenn wir aber erwägen, daß solche Urtheile über Schiller's Leistungen seitens seiner Zeitgenossen nicht vereinzelt verlauteten, daß auch Herder sich absprechend dagegen verhielt und Knebel's Schwester sich im Sinne einer ganzen Coterie über den Schwulst und die Langweiligkeit der Schillerschen Dramen beschwerte, so müssen wir gewahr werden, daß der irdische Wandel selbst des höchst gefeierten Dichters unserer Nation nicht in dem Glanz des Ruhmes geschah, der heute sein Andenken und seine Statuen umstrahlt und daß Schiller in Weimar nicht immer unter Lorbeeren und auf Rosen wandelte.

Um so leichter begreiflich ist es, wie er noch von Weimar aus zuweilen sein Jenenser Gartenhaus in dem Mönchgäßchen aufsuchte. Hier gewährte ihm besonders das kleine Zinnenhäuschen, welches er in der südlichen Gartenecke hatte erbauen lassen, die reizendste Aussicht über Stadt, Thal und Strom, die behaglichste Stätte zu dichterischer Meditation. Es enthielt ein einziges Zimmer, zu welchem eine Freitreppe hinaufführte.

Nach Schiller's Tode wollte Goethe dieses Häuschen für die Nachwelt, für die Verehrer des Genius und literarischen Pilger erhalten. Unter seinen amtlichen Papieren findet sich ein Gutachten von seiner Hand, vom 24. März 1817 datirt, lautend: „Schiller baute in der linken Ecke seines Gartens ein kleines Häuschen, wo zu einem einzigen Zimmer im ersten Stock eine freihstehende Treppe führte. Diese ist, so wie die allzutief liegenden unteren Schwellen verfault. Diese wären höher neu einzuziehen, die Treppe in das Gebäude zu verlegen und das Ganze so herzustellen, daß man zu dem oberen Zimmer gelangen und Fremde dahin führen könnte. — Diese wallfahrten häufig hierher

und meine Ansicht ist, den hergestellten Raum nicht leer zu lassen, sondern des trefflichen Freundes Büste daselbst aufzustellen, an den Wänden in Glas und Rahmen ein bedeutendes Blatt seiner eigenen Handschrift, nicht weniger eine calligraphische Tafel, meinen Epilog zur Glocke enthaltend. Hierzu möchte ich nun einen Stuhl, einen kleinen Tisch, dessen er sich bediente, vielleicht Tintenfaß, Feder oder irgend eine andere Reliquie. — Alles sollte, so viel es der Raum gestattet, anständig und zierlich aufgestellt werden, den Wunsch Einheimischer und Fremder zu erfüllen und diese Freundespflicht gegen ihn zu beobachten."

Die Ausführung fand Hindernisse, die Goethe nicht zu beseitigen vermochte, — heißt es. Welcher Art diese Hindernisse waren, erfahren wir nicht. Genug, das Häuschen verblieb in seinem baufälligen Zustande und wurde endlich abgetragen. Die durch ewigen Ruhm geheiligte Stelle wurde mit einem Rasenhügel geziert.

Gegenwärtig erblicken wir an dem Standorte desselben, unter schattigen Bäumen einen großen Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein 1798." Der Fuß des Steines ist mit einem Haufen Gerölls umgeben und mit Buchsbaum eingefaßt. Daneben wurde am 10. November 1859, bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages des Dichters, die colossale Schillerbüste aufgestellt. Sie ist aus Eisen in der fürstlichen Gießerei zu Katzhütte 1843 gefertigt, nach der bekannten Büste von Dannecker, Schiller's Jugendfreunde auf der Karlsschule, der mit begeisterter Hingebung an diesem Werke arbeitete, „um — wie er sagte — Schiller lebig zu machen." Dannecker wollte eine Apotheose und hatte einen großartigen Plan entworfen, das Colossalbild in einem Tempel auf hohem Postamente aufzustellen, von Musen umgeben, von den Flügeln eines Adlers überschattet, — von diesem Plane ist nichts zur Ausführung gekommen, als nur die herrliche Büste, welche sich in der Bibliothek zu Weimar befindet.

Neben der Colossalbüste in Schiller's Garten liegt eine kleine trauliche Laube, mit einem alten verwitterten Steintisch. Eine hohe dreistämmige Linde und eine schlanke Tanne stehen auf beiden Seiten des Eingangs. An dem Steintisch haben Goethe und Schiller oft gesessen.

Goethe liebte diesen Garten mit dem heimischen Plätzchen und hat auch das Gartenhaus in seiner ursprünglichen Gestalt abgebildet in einer Federzeichnung, welche noch im Besitz des Herrn Salomon Hirzel in Leipzig ist.

Der städtische Friedhof.

Im Nordwesten der Stadt liegt auf einem Hügel, der sich südwärts senkt, der Friedhof. Zwei Kirchen stehen hier: die Johannis Gottesacker- oder Garnisonkirche auf dem nördlichen, höher gelegenen Theile; die Johannis- oder katholische Kirche, eine der ältesten Kirchen Thüringens, steht auf dem unteren Friedhof. Die Lage der Begräbnißstätte gewährt eine reizende Aussicht über das liebliche Saalthal, über zahlreiche Gruppen von Weinbergen, Höhenzügen und bewaldeten Hügeln, welche sich nord- und südwärts von der Stadt hinziehen; die Stätte selbst ist mit blühendem Buschwerk geschmückt, ein Bild des Lebens und der Natur: reizend von außen, Verwesung im Schoße bergend.

Hier finden wir an der Mauer auf der Westseite das Grabmal Knebel's und das Erbbegräbniß seiner Familie. Nur ein kleiner Stein mit einem Lorbeerkranze bezeichnet die Stätte, wo der alte Timon von Thüringen unter dem Schatten einer Gruppe von Tannen und Platanen schläft.

Auf der Südseite liegt Doebereiner's Grab; unter dem Bogen einer durchbrochenen Mauer die Gräber der drei berühmten Mediziner Stark, darunter der vieljährige Leibarzt Goethe's und Schiller's: Johann Christian, Professor der Medizin und Director der Entbindungsanstalt in Jena; Johann Christian, der Neffe des Vorigen, Geheimer Hofrath und Director des Landes-Krankenhauses in Jena; Karl Wilhelm, der Sohn des Hofraths, der berühmte Pathologe und Director der Weimarischen Landes-Heilanstalten, Feldarzt und Leibarzt des Herzogs Karl August.

Am längsten werden wir gerührt und nachdenklich verweilen an einem mit Blumen geschmückten, umgitterten Plätzchen an der äußersten nördlichen Ecke des neuen, höher gelegenen Friedhofs. Zwei starke Cypressen überragen das Grab und ein, auf weißem Sandsteinsockel

stehendes graues Marmorkreuz; — denn hier erlosch der letzte Strahl der Weimar-Jenaischen Glanzzeit. Es ist das Grab von Schiller's Freundin und Schwägerin, Karoline von Wolzogen. Die psychologischen Tiefforscher haben aus der Schiller-Literatur herausgefunden, daß Schiller eigentlich nicht Lotten von Lengefeldt sondern ihre Schwester Karoline geliebt habe. Schiller würde sich indessen in der Liebe keinen Volteschlag der Art gestattet haben; seine Briefe an Lotten sind auch zu ehrlich, warm und treu, als daß jene Vermuthung durch sie bestätigt werden könnte. Er rühmt Karolinen nur, weil sie es veranlaßt, daß er seine Lotte gefunden; späterhin sogar, als Karoline sich von ihrem ersten Gatten, von Beulwitz trennte, entstand ein lange Zeit gespanntes Verhältniß zwischen ihr und Schiller, der jene Scheidung mißbilligte und sie auf ihrer Reise nach Bauerbach sogar zu sehen vermied.

Karoline war in der Zeit, als Schiller beide Schwestern kennen lernte, von anziehendem Aeußeren, aber nicht schön. Ihre Hände waren ausnehmend fein und zart. Ihr Blick war mild und schwermüthig, ihre Stimme wohllautend, ihr Gespräch anmuthsvoll und gedankenreich. Bei der Bekanntschaft konnte sich Schiller nicht ausschließlich ihrer Schwester Charlotte annähern; auch waren die beiden Frauen innig mit einander verbunden und übereinstimmend; Schiller schien daher seine Neigung zu theilen, bis Karoline die Entscheidung herbeiführte: sie wollte beide Liebenden vereinen und Schiller's Freundin bleiben. „Ist es wahr, — schreibt Letzterer an Charlotte — darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ? Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet! Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keinem andern Bilde mehr dachte, als unter dem Ihrigen." — Schiller fand sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Seine Lotte blieb ihm das Ideal der Frauen. Das wußten auch die Freunde und Freundinnen; so schreibt Frau von Stein an Charlotten: „Schiller's zwei letzte Gedichte haben mir viel Vergnügen gemacht; bei der Würde der Frauen sieht man recht, daß mein Lolochen der Gegenstand war, aus dem er schöpfte."

Karoline war in früher Jungfräulichkeit einem Gatten vermält worden, den sie nicht liebte und von dem sie sich bald wieder trennte, um sich im Jahre 1794 mit einem zweiten Gatten, von Wolzogen, zu verbinden. Sie lebte darauf längere Zeit in Stuttgart, dann in der

Schweiz und kehrte nach Bauerbach zurück, als Wolzogen seinen Abschied nahm und sich in Weimar um eine Anstellung bewarb. Den Gatten, den einzigen Sohn, Schiller, die Schwester, den Enkel, ihre Freunde Goethe und Knebel, ihre Gönner Karl August und Luise sah sie in die Gruft sinken. Ihre letzte Zeit verlebte sie in Jena, von vielen jungen Freundinnen, die sich an ihr bildeten, von den in Kunst und Wissenschaft ausgezeichnetsten Männern umgeben und liebend verehrt. Dalberg blieb ihr in Freundschaft treu bis zum Tode und auch ihre langjährige Pflegerin Wilhelmine Schwenke, die noch von ihren letzten Stunden das Zeugniß ablegt: „Sie war eine liebenswürdige Kranke; sie lag so ruhig in ihrem Bette; Alles, was sie umgab, hatte ein so friedliches Ansehen, daß Alle, welche sie besuchten, sagten, es sei erhebend, in ihrem Krankenzimmer zu weilen."

Karoline von Wolzogen starb, 84 Jahre alt, am 11. Januar 1847. Dr. Schwarz, der die Trauerrede an ihrem Grabe hielt, sprach unter Anderem die denkwürdigen Worte:

„Wohl hätten wir Ursach zur Klage, sobald wir nur daran denken, daß mit ihr der letzte Strahl erloschen ist aus jener großen glänzenden Zeit, die einst unter der Gunst nie wiederkehrender Verhältnisse heraufzog über unser Land und unsere Stadt. Je mehr Einer nach dem Anderen aus ihrem lichten Strahlenkranze hinabsank, desto lichter drängten sich alle die hehren Erinnerungen an sie heran, desto inniger verknüpften sie und die Bilder einer erleuchteten Vergangenheit sich mit ihrem Dasein. Und sie — sie wußte dieselben hervorzurufen und aufzufrischen auch für weitere Kreise, schon indem ihre Hand, ebenso von Wahrheit wie von Liebe geleitet, das Leben des Mannes zeichnete, mit welchem das ihrige fester noch als durch die Bande des Blutes, durch die der innigsten Geistes- und Seelenverwandtschaft verschwistert war. Aber wir haben sie länger in unserer Mitte gehabt, als wir nach dem gewöhnlichen, dem Menschen gesetzten, Lebensziele erwarten durften."

„Der Mensch muß sich führen lassen von der über ihm waltenden höheren Hand oder er geht doch nicht die Wege des Friedens. Ob es bei ihr also war — was bedürfen wir darüber weiteren Zeugnisses an ihrem Sarge, da dies Gepräge ihrem ganzen Dasein, ihrem inneren Leben wie ihrer äußeren Erscheinung und all ihren Umgebungen aufgedrückt blieb und sie in unserer oft so hohlen und doch so anspruchsvollen und aufgespreizten, so zerfahrenen und zerissenen Zeit dastehen ließ, fast wie eine Gestalt aus einer anderen Welt, vor der sich Jeder, hatte er nur noch nicht den Sinn für das Bewährte, Aechte und Gehaltvolle

verloren, mit tiefer Ehrfurcht beugte. Ja, sie trug einen Werth und Kern wie Wenige in sich; aber sie war sich seiner nur bewußt, wenn es galt, alles Niedrige, Rohe und Gemeine, alles leidenschaftlich Verwirrende und Störende fern zu halten. Im Uebrigen gab sie sich dem rein Menschlichen mit der harmlosesten Unbefangenheit und einer kindlichen Heiterkeit hin, welche den Reichthum und die Hoheit ihres Geistes oft wieder vergessen machte. Sie streckte die zarten Fühlfäden ihrer Seele nach allem Bedeutenden aus, was sie in ihren Gesichtskreis zu ziehen vermochte, und nährte sich daran mit unverwüstlicher Frische; aber sie streifte davon alles ihrer höheren Natur etwa Widerstrebende ab und legte sich auch das weniger Angemessene so glücklich zurecht, daß es, nachdem es durch ihr Inneres hindurchgegangen, fast immer in einem noch edleren und reineren Lichte erschien. Sie hatte das in Jugend stark hervorquellende und in reicher Fülle sich ergießende Gefühl durch ein langes Leben und seine wechselnden Ereignisse sich nicht abschwächen und trüben lassen; aber sie hatte mit klarer Umsicht, mit hoher Besonnenheit und wahrer Selbstbeherrschung gelebt und ruhte nicht, bis die Erscheinungen des Daseins sich ihr stets in den rechten Gesichtspunkt stellten. Sie wußte das Kleine an das Große zu knüpfen und das Große bis in das Kleine zu verfolgen, Alles aber knüpfte sie zuletzt an die höchsten Gedanken, welche das Leben regeln, beherrschen und tragen." —

Karoline hatte verordnet: „Ich will ganz einfach begraben sein. Mein Leichenstein, am Fuße des Sarges stehend, soll die Worte enthalten:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christum,
die erbarmende Liebe.

Diese Worte stehen auf der Rückseite des grauen Marmorkreuzes.

Als ich neben diesem Hügel an dem öden Dünenstrand des Lebens stand, hätte ich die Abgeschiedene heraufbeschwören mögen, zu erfahren das Geheimniß des Todes und wollte wie jener Sohn im Eddaliede ausrufen:

„Wache Groa, erwache gutes Weib!
Ich wecke dich am Todtenthor!
Gedenkt dir es nicht?
Zu deinem Grab
Hast du den Sohn beschieden!"

Da schweifte mein Blick von den verloschenen Siegeln seitab nach den lachenden Sonnenbergen bei Cospeda und dann südwärts nach den waldigen Bergen, in deren Hintergrunde sich die Leuchtenburg erhob und ich sah wohl ein, daß ich mich über den Verlust der Mutter Groa und über die Bitterniß des Todes trösten müsse mit dem bunten Bilderbuche der Natur, wie die meisten Menschenkinder und auch der Optimist Goethe gethan:

„Hast du so dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar.
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilst."

Und es bewährte sich:

„So am Grünen, so am Bunten
Kräftigt sich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geist Gewinn."

Als ich aber den Kirchhof verließ und an der nächsten Ecke an dem Hause vorüberging, wo einst der Herrnhuter Graf Zinzendorf wohnte, war die Wirkung des poetischen Palliativmittels schon wieder verflogen und ich seufzte mit Hiob:

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; geht auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht."

Druck von Fr. Frommann in Jena.